This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 833 586

KELEY
BRARY
NIVERSITY OF
CALIFORNIA

90

Ludwig Anzengrubers

Gesammelte Werke

in zehn Bänden.

Dritte durchgesehene Auflage.

Vierter Band.

Inhalt:

Dorfgänge II. — Großstädtisches und Gefabeltes.

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PT1803
A1
1897
v. 4
MAIN

Inhalt.

Dorfgänge. II.

Seite

Eine Plauderei als Vorrede 1
Unter schwerer Anklage. (1884) 13
Der Schatzgräber. Humoreske. (1885) 49
Für d'Katz.' (1882) 63
Die Heimkehr. (1886) 69
Wenn einer es zu schlau macht. Eine schwänkige Geschichte. (1885) 91
Annerl, Hannerl und Sannerl. Ein Märchen. (1885.) . 111
Nit gehn than that's. Humoreske. (1885) 145
Der Sinnierer. (1880) 179
Ein Fund. (1880) 191
Diebs-Annerl. (1875) 199
Eine Begegnung. Genrebild aus dem österreichischen Bauernleben. (1877) 249
Die Polizze. Eine einfache Dorfgeschichte. (1868) . . . 263

Großstädtisches. — Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo.

Sein Spielzeug. Novelle. (1879) 281
Allerseelen. (1881) 307

Seite
Aus der Spielzeugwelt. Ein Märchen. (1881) 319
Pfahlbaute mit Nutzanwendung. Skizze. (1881) 335
Teufelsträume. (1873) 343
Vereinsamt. Eine Weihnachtsstudie. (1877) 361
Jaggernaut. Ein Märchen. (1880) 371

Eine Plauderei als Vorrede.

Das war doch eine lustige Zeit, die der Romantiker, da leistete die Phantasie das Ueberschwenglichste, da ließ man die Götter donnern, die Geister hauchen, die Helden urkräftig, die Heiligen salbungsvoll, die Könige königlich reden und die Kobolde kichern, da konnte sich noch der unerfahrenste Poet gebärden, als habe er mit eben diesen Göttern und Geistern, Helden und Heiligen, Königen und Kobolden persönlichen Umgang; heutzutage muß dieser als kompromittierend aufgegeben werden, die Götter sind uns stumm, die Wunder der Heiligen fragwürdig, die Spuke der Kobolde und Geister verdächtig geworden, und die Leistungen der Könige und Helden gemahnen doch gar zu sehr an Mord und Totschlag. Da wir auch wissen, daß der Wahnsinn die Gesetze des Denkens nicht aufhebt, sondern nur unter geänderten Bedingungen wirken macht, so erscheinen uns selbst die in bloß forcierter Zusammenhangslosigkeit redenden Irren der Romantiker wie armselige Simulanten.

Wir wollen der Phantasie nimmer die Zügel schießen lassen, ohne zu wissen, wo sie hinaus will, und behagt uns das Ziel nicht, so rufen wir dem Poeten ein „Glück auf den Weg" zu und er mag allein fahren. Wenn es früher galt, den oder jenen Menschen als Helden oder König reden zu lassen, so gilt es jetzt, daß der König und jener Held als Mensch rede, und wo heutzutage ein Versuch vorliegt, sie reden zu lassen, unternimmt er auch eine Vermenschlichung; ob sie zum Guten oder Ueblen ausschlägt, hängt vom Geschick des Autors ab.

Wohl ließen wir ebenso gerne, wie unsere Vorfahren, das Gewaltige, das Große, das Erhabene auf uns wirken,

ließen uns ebenso gerne von übermächtigen Empfindungen erschüttern und erheben, aber die Mittel zum Zwecke müßten anders geartet sein, und um solche Mittel scheinen wir vorläufig noch verlegen.

Kurz, es sind dermalen Zeiten, wo der Poet alle Ursache hat, sich dankbar des Rates zu erinnern, den seinerzeit Goethe gab: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben", mit der Versicherung, daß, wo man's packe, es auch interessant sei. Freilich hat manch einer eine unglückliche Hand, und wo er anpackt, zappelt sich sofort alles Interessante zu Tode, aber im allgemeinen wird mit Geschick frisch zugegriffen. In der Behandlung des Aufgegriffenen hat jeder seine eigene Weise, aber es lassen sich leicht zwei Arten unterscheiden, nach welcher einen oder der anderen er sich die Sache vorher zurechtlegt.

Manchen jammert es, daß er all seine Gestaltungskraft, all seine himmelstürmenden Gedanken, all seine glühenden Empfindungen an das Kleine und Kleinliche aufwenden soll, das sich da auf schmutziger Scholle herumtreibt. Von dem Stoffe selbst erwartet er wenig Wirkung, er empfindet ihn als etwas Widerstrebendes, spricht nur von einer Bewältigung desselben, und das Beste dünkt ihm immer das, was er aus eigenem dazu zu geben hat. Glaubt er also einen Fund gethan zu haben, so löst er erst sorgfältig alles von den Beziehungen um und an los, fegt die Platte seines Schreibtisches mit der Hasenpfote rein und stellt das Ganze säuberlich darauf, zerfällt es dabei auch etwas in seinen natürlichen Proportionen, so schadet das nicht, er lackiert es hübsch mit Honigfarben und die Verklärung des Lebens ist fertig, und mit dieser ist ja die Mehrzahl der Leser vollkommen einverstanden. Soll denn nicht die Kunst der geheiligte Tempel, der friedliche Laubengang, die fröhliche Schenke — und ich weiß nicht, was noch — sein, wo man sich hinflüchten und dem Leben aus dem Wege gehen kann? Man verlangt nach sanften Schmerzen und milden Thränen. Soll uns denn auch noch in den Büchern das wilde Weh und der

stöhnende Aufschrei begegnen, vor welchem wir sonst, wo es nur angeht, Aug' und Ohr verschließen?

Nein. Es ist die Mehrzahl der Leser, welche diese Begegnung fürchtet, und der Autor erfüllt somit nur die Gebote der Klugheit und der Menschenfreundlichkeit, wenn er ihnen dieselbe erspart. Ja, für die Verklärung des Lebens spricht alles und dagegen nur eines — die Wahrheit.

Der letzteren zur Steuer muß aber bemerkt werden, daß die Leser auch vor den gruslichst veranlagten Bildern dieser Manier gleichmütig standhalten, weil sie wissen, daß der Autor — ihr Autor — nie „übertreibt".

Es war ein Wunder der Plastik, das mir einmal vor Augen kam. — Eine tropische Gegend. Links in einem Gebüsche ein Beduine, das Gewehr im Anschlag, rechts auf einem Dromedar ein anderer Beduine, gleichfalls schußfertig, und auf der Erde zwischen beiden unter den Pranken zweier Tiger ein blutender Sklave. Ich habe aber niemand in atemloser Spannung, in teilnehmender Aufregung davor stehen sehen, denn es war eine Tragantgruppe in dem Schaufenster eines Zuckerbäckerladens. Aber sie war allerliebst, so sagten die Leute.

Es ist sehr begreiflich, daß sich gegen einen Autor der eben geschilderten Art einer, der in entgegengesetzter Weise verfährt, ungemein nüchtern ausnehmen muß.

Ein solcher glaubt der Wirkung seines Stoffes im vorhinein sicher zu sein, wenn er alle seine Gestaltungskraft an das Kleine und Kleinliche aufwendet, und er will es dabei eingedenk bleiben, daß selbst die schmutzige Scholle ein Stück der Allnährerin Erde sei. Von allem, was ihm wohl oder wehe das Herz bewegt, von allem, was in seinem Gehirne stürmt oder gärt, trägt er nichts in den Stoff hinein, er will alles aus ihm herausarbeiten, denn alle herz- und hirnbewegenden Gedanken betrachtet er auch nicht als in ihn selbst hineingelegt, sondern durch Welt und Zeit, Sonne und Wetter aus ihm herausgereift, und er hält es für gewiß, daß er ihnen in tausend Herzen und Gehirnen wieder begegnet, und

daß bei einer jeden solchen Begegnung es in lohenden Funken aufsprüht, licht, klar, überzeugend!

Er glaubt, daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Draht läuft, an dessen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Kloaken, Gefängniszellen und Bordellen hinzieht, die Botschaft des Geistes sich in Lettern fertig stellt.

Er erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der alle belästigt, nicht von der Straße, alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für euch thut, ist, sie abkürzen, nachdem ihr aber doch den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte.

Er führt niemand abseits des Lebens, jeden führt er inmitten der breiten Straße desselben, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedlungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden, er erspart euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, sondern um euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Darum beugt er nicht aus, darum zeichnet er getreulich jede Wahrnehmung auf, die er an jenen macht, welche der Straße entlang forthasten. Er zeichnet alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchlosen Flüchen der Ungeduldigen bis zu den stillen Seufzern der Ergebenen, alles, was sich seinem Auge einprägt, von der schweißtriefenden Stirne des rastlos Ausschreitenden bis zu dem fahlen Antlitze dessen, der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen.

Aber indem er auf solche Weise in die unbefangensten Gemüter den Keim der Unzufriedenheit mit aller himmlischen

und irdischen Straßenpolizei streut, erscheint er auch revolutionär, und das ist ein Grund mehr, vor ihm zurückzuschrecken.

Ihn selbst vermag das nicht zu rühren, und er setzt unbeirrt in alter Weise seinen Weg fort. Wenn er besonders gut gelaunt ist, so überrascht er vielleicht zeitweilig die Welt mit einer farblosen Konzession, mit einer jener lachenden Lügen, welche seine Freunde fürchten läßt, er habe sich urplötzlich verschlechtert, und die Lesescheuen hoffen macht, er habe sich ebenso rasch, in ihrem Sinne, gebessert.

Die lachende Lüge kennt er, aber auch nur diese, denn er betrachtet sich als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter, doch nicht in die Vergangenheit gerückt, ein Gegenstand vergeblichen Träumens und Sehnens, nein, aller Zukunft voraufleuchtend, ein einziges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werkthätigen Strebens.

Dort aber, wo der Weg sich unter Grabhügeln verliert, wo der Trost eines Paradieses, das erst werden soll, vor den Qualen des Todes zusammenbricht, dort steht er allein mit dem demütig stolzen Selbstbewußtsein, mit dem die Wahrheit all ihre Diener begnadet. Er bringt die Sterbenden aus dem Gelärme des Tages und bettet sie in heilige Stille, er flüstert vertraut mit ihnen über alte Erinnerungen, damit sie dem Sonnenlichte nicht fluchen, zu dem sie einst erwachten, und er deutet ihnen leise all diese Schauer und Krämpfe als die letzten Anrechte allen und jeden Schmerzes an sie, damit sie die Nacht nicht fürchten, in welche sie jetzt eingehen sollen, langsam, mählich, wie die Pulse verrollen, der Atem stockt, das Herz stille steht.

Es mag sein, daß ein Autor, der in der zweitgeschilderten Weise seine Stoffe wählt und verwertet, einen Irrtum begeht, daß er das, was er Poesie nennt, fälschlich so nennt, aber ich denke, ihr habt keine Ursache, dem Manne gram zu sein. Laßt mir den Realistiker gelten. Laßt mich gelten.

Sobald ein Autor die realistische Schilderung gewissen-

haft durchführen will, kann es nicht fehlen, daß er entweder Personen der sogenannten niederen Stände an der Handlung teilnehmen läßt, oder etwa gar die Handlung selbst in deren Lebenskreise verlegt, dabei begegnet es ihm denn oft und öfter, daß irgend ein lokalsprachlicher Ausdruck so kennzeichnend für die zu schildernden Personen und Verhältnisse wirkt, daß der Ersatz durch einen schriftsprachlichen, abgesehen davon, daß er meist sehr kläglich ausfällt, die Wirkung schmälert. Man nimmt demnach derlei für gewöhnlich auf und entschließt sich lieber, Lokalfarben kräftig aufzutragen, als in fragwürdiger Verschwommenheit zu malen; man thut dies schon in heilsamer Erinnerung an die Geziertheit reinsprachlicher Dorfgeschichten unserer Tage, ganz und gar jener Schäferromane, greulichen Angedenkens, zu geschweigen, wo die deutschen Eichenhaine von Cloe, Damon, Daphnis, Doris, Phyllis und Phintias wimmelten.

Aber wenn man es einmal in Gewohnheit hat, zu solchen lokalen Sprachbehelfen zu greifen, so überschreitet man leicht das für allgemein gültig erscheinende Maß und vom Realistiker zum Dialektdichter, der sich vom Haupte bis zur Sohle ganz in die lokale Sprache kleidet, ist dann nur ein kleiner Schritt.

Man hat mir auch bereits die Ehre erwiesen, mich unter die Dialektdichter zu zählen, — ich sage Ehre, denn ich könnte mich dann im Norden wie im Süden der achtenswertesten Kollegen erfreuen — aber ich bin eben nur ein halber, denn schon als Dramatiker habe ich darauf Bedacht zu nehmen, der Mehrheit der Menge verständlich zu bleiben. Weil ich eben inmitten des Schilderns und Schaffens die Dialekte selber anklingen höre, so gebe ich diese Anklänge, voll oder schwach, wie sie sich just bemerkbar machen, und in der vielleicht etwas vermessenen Meinung, daß jedes deutsche Ohr jeden Dialekt deutscher Zunge auch anklingen hören müsse; dies mag nun, besonders dem Norden gegenüber, fast an Unbilligkeit streifen, und darin kann selbst ein Fehler liegen, da es sich hier aber, bezüglich der Bezeichnung „Dialektdichter", bloß um eine Berichtigung, keineswegs um eine Ver-

wahrung dagegen handelt, so stelle ich es jedermann frei, hierin einer anderen Meinung zu sein, als der meinen.

Dagegen glaube ich, mich und alle, welche der gleichen Richtung angehören, genügend verwahrt zu haben gegen jene unterscheidungslose Kritik, welche einem Ganzen nie gerecht wird, um gegen die Einzelheiten — ungerecht zu sein; welche jede Rauheit als Roheit, jedes gewagte Wort als verletzend, jede unbequeme Wahrheit als Uebertreibung ausschreit und es als die Aufgabe des Künstlers bezeichnet, in schmeichelndster Manier dem Leben die tröstlichsten Seiten abzugewinnen.

Alle Wetter, nein! Es ist auf dem weiten Gebiete der Kunst gar niemals die Frage danach gewesen, ob einer die Welt durch rosenfarbne Gläser oder durch Schneebrillen betrachtet, daß er richtig sieht, war allzeit ethische Bedingung!

Das in Sachen des Ernstes, in denen des Humors kann ich mich kürzer fassen, da gilt wohl die eigene Weise eines jeden Autors, aber zurechtzulegen ist da nichts, der Humor ist für alle Zeiten zurechtgelegt und unbestritten Domäne der Realistiker. Die Weltverklärer haben bekanntlich keinen, höchstens unfreiwilligen, doch der ist nicht Kunst-, sondern Naturprodukt. Man versuche nicht, dagegen den Idealismus Jean Pauls als Trumpf auszuspielen. Es geschah nur in kraftgenialischer Ueberhebung, welcher die Geschmacksrichtung seiner Zeit gar nicht abhold war, daß sich Jean Paul in die Himmel aller Ueberschwenglichkeit und Herzensdämmerseligkeit verstieg und sich dort in Zeichen und Wundern versuchte; der lachende Weise, der warmherzige Mensch war er auf ebenem Boden.

Was nun speziell meinen Humor anlangt, so blieb ihm der heikle Vorwurf nicht erspart, daß er der Erwähnung geschlechtlicher Beziehungen gar nicht aus dem Wege gehe.

Anfangs befremdete mich dieser Vorwurf einigermaßen. Es fiel mir durchaus nicht ein, meine Kollegen aus dem grauen Altertume oder aus dem Mittelalter um die maßlose Freiheit zu beneiden, welche sie in diesem Punkte besaßen

und die heuttags jeden Uebersetzer zu zahlreichen entschuldigenden Noten unter dem Texte nötigt, aber ich war mir doch bewußt, daß man auch gegen Autoren des „vorjährigen" Jahrhunderts viel nachsichtiger war. Wahrhaftig, ich mußte doch die neueren und die neuesten vornehmen.

Ich blätterte die Amerikaner durch, die sich hauptsächlich in grotesken Uebertreibungen gefallen, manchmal sogar bis zum Unappetitlichen; so beschreibt einer eine Reise, die er nach der Alten Welt herüber machte, der Nase nach, jeder Gestank, der ihm unterwegs aufstößt, wird getreulich verzeichnet, zuletzt in einem orientalischen Schwitzbade riecht er sich selbst, und der Leser kann dies Vergnügen mit ihm teilen. Ob der Mann wohl eine Ahnung von Professor Jägers Seelenriecherei hat?

Darüber aber konnte ich mich nicht täuschen, daß diese Amerikaner der Erwähnung geschlechtlicher Beziehungen geschickt aus dem Wege gehen und Bücher schreiben, „die man mit Beruhigung der Jugend in die Hand geben kann", der amerikanischen, ohne Zweifel, denn ich setze voraus, daß diese durch die nationalen Typen edler Spieler von Profession und aufopfernder Trunkenbolde nicht verderbt werden kann.

Ich ging Reuter durch und einige andere norddeutsche Humoristen. Außer einer größeren oder geringeren Herzensneigung, die nun einmal zum Aufbau einer rechtschaffenen Fabel ganz unerläßlich ist, nichts zu finden!

Ich klappte die Bücher zu und war nahe daran, über meine so ganz vereinzelt dastehende Leichtfertigkeit vor Scham in die Erde zu sinken, wie der technische Ausdruck lautet, als mich ein wohlwollender Nordländer dahin belehrte und aufklärte, daß ich ja nur unter dem Einflusse südlicher Sinnlichkeit stände.

Ja, daran ist etwas! Die Leute da oben im Norden sind ein anderer Schlag, und in dem beregten Punkte — wenn auch nicht braver — so doch „schanierlicher". Der gleichmütige Himmel und die sparsame Scholle des Nordens erziehen zu aller Tüchtigkeit nüchternen Bescheidens und schüch-

ternen Begehrens. Schönheiten trifft man allerwärts in der Welt, doch die Schönheit trägt schon in der Bewunderung, welche sie erregt, eine stille Abwehr mit sich; im Süden aber, unter leuchtender Sonne, inmitten einer Natur, die im reichen Wechsel die lebhaftesten Reize entfaltet, treibt sich ein Geschlecht von fast ausnahmsloser, mannigfaltigster Wohlgestalt auf freigebiger Scholle herum, von Kind auf an allen Sinnen geschmeichelt, bildet sich in ihm die naive Anschauung heraus, daß Begehren keine Sünde sei, wenn der andere Teil sich aus dem Gewähren keine mache, und diese Anschauung spricht sich aus in der Schalkheit, die lachend abwehrt oder kichernd zugesteht, in der Derbheit, die sich dabei aber oft „aus aller Gnad' reb't", und findet einen milden Richter an dem überlegenen Cynismus, der mit keckem Witze sich über das „ganze Lieb'sg'woisel" ausläßt.

All das liegt auch vor dem lässigsten Beobachter offen da. Wollte ich meine Schilderungen von Land und Leuten nicht unvollständig lassen, so durfte ich sie dieser charakteristischen Züge nicht berauben. Nur äußerst selten hatte ich dabei das Mißvergnügen, eine Gemeinheit unterdrücken zu müssen, diese verrät stets eine Verwahrlosung entweder des Gemütes oder der Phantasie, und naiven Genußmenschen liegt Gemütsroheit wie Raffinement gleich ferne. Ich hoffe, in meiner Auseinandersetzung nunmehr auf dem Punkte angelangt zu sein, wo der Leser selbst zugibt, daß ich eigentlich nichts zu entschuldigen, dagegen aber das volle Recht habe, gegen jede Mißdeutung meines Vorgehens Verwahrung einzulegen.

Und jetzt könnte noch rasch einer angestiegen kommen mit dem Bedenken, ob es denn überhaupt rätlich sei, alles, was man sieht und hört und denkt, niederzuschreiben. Ich will den Mann, der offenbar keine Ahnung davon hat, daß doch einiger Unterschied zwischen einem künstlerischen Gewissen und einem gewöhnlichen Privatgewissen sei, schnell, noch unter der Thüre, abfertigen.

„Fürchten Sie etwa für sich, moralisch Schaden zu leiden?"

„Für mich nicht, aber . . .“

„Sie wären auch der erste. Es ist mir noch nie ein einziger untergekommen, der für seine eigene Moralität besorgt gewesen wäre, jeder war es immer nur für die aller anderen. Ich dächte, Sie beruhigten sich angesichts dieser der menschlichen Gesellschaft zur Ehre gereichenden Gegenseitigkeit, nach welcher keiner die andern für verkappte Lumpen halten kann, ohne selbst einem jeden dafür zu gelten.“

Ich schließe die Thür und grüße den Leser.

Im August 1879.

L. Anzengruber.

Unter schwerer Anklage.

(1884.)

Ja, die Liebe allein thut's nicht, wenn zwei Leute sich fürs Leben verbinden; sie mögen so viel Herz füreinander haben, als es irgend nur angeht, der Mensch hat leider daneben auch einen Magen, und der wird davon nicht satt, wenn man sich gleich gegenseitig zum Fressen gern hat, und der verlangt keine Liebkosung, höchstens leidet er's gerne, wenn er hübsch voll ist, daß man mit der flachen Hand behaglich über ihn streicht.

Daran mußten auch die Kleinhäuslersleut', der Peter Kirninger und sein Weib, die Rosalia, glauben. Sie waren vor dritthalb Jahren getraut worden, er hatte die Hütte von seinen Eltern her, sonst nichts, die Rosalia hatte überhaupt nichts und brachte daher auch, außer dem, was sie auf dem Leibe trug, nur ein sehr bescheidenes Bündel mit unter Dach. Die beiden jungen Eheleute mußten hart im Taglohne arbeiten, um sich durchzubringen, und sie gestanden sich bald in aller Stille, daß sie's besser hatten, als sie allein, jedes für sich, sorgten.

Wenn der Ehezwistteufel unter armem Volk Hader und Zertragen stiften will, so schickt er vorab zwei auserlesene Gesellen in das Haus und Herz derer, die er entzweien will; der eine ist ein einschmeichelnder Verführer, er stellt sich, als wär' er ein nächster Verwandter der tröstlichen, menschenfreundlichen Hoffnung, er verheißt goldene Berge von einer — Ziehung auf die andere, da ist es heraus, der saubere Patron heißt der Fünfnummerteufel, das Ternomännlein, und verleitet die armen Weiber, ihre wenigen Groschen in die Lotterie zu tragen. An den Mann macht sich aber ein wüsterer Teufel, der flüstert ihm zu: „Sie entträgt dir das

folgend, herab, die Vögel meldeten ab und zu ihr Hiersein, das stimmte die drei kleinen Wanderer heiter, sie sangen und schrieen um die Wette. An einer Wegbeuge sah man durch eine Lichtung auf eine versteckt und lauschig gelegene Waldwiese, und mitten auf dieser, durch die bröckelnde Schneedecke sichtbar, lag ein dunkler Gegenstand. Ein Paar Stiefel ließen sich genau unterscheiden, und die Kinder lachten über die Entdeckung, daß hier einer seine Beschuhung habe im Schnee stecken lassen müssen, oder waren's gar durchlöcherte, verrissene, weggeworfene Trittlinge? Der couragierteste von den dreien vermaß sich, sie herbeizuschleppen, sein Kamerad riet davon ab; konnt' nicht eine Hexerei dahinter stecken und der Stiefelschaft, den man anfaßte, sich in eine Schlange verwandeln? Himmel, wie das kleine Mädel aufschrie, aber so etwas hätte es doch für sein Leben gern gesehen, und so sagte denn die Kleine zu dem Couragierten: „Gelt, hitzt traust dich nimmer!" Aber der Mutige brach durch das Gestrüpp und schritt auf den Gegenstand, der ihre Neugierde erregt hatte, zu, die beiden Zeugen seiner Waghalsigkeit sahen ihn einen Stiefel anfassen, dann hörten sie plötzlich den Gespielen einen erschreckten Schrei ausstoßen und, wie von Hunden gehetzt, kam er dahergerannt.

Dort läg' einer!

Nun war kein Haltens mehr, und die Kinder flüchteten in überstürzender Hast heim.

Es dauerte keine Stunde, so wußte es der ganze Ort, daß draußen im Walde einer läge, daß der kein anderer als der Vinzenz Kallinger wäre, und daß dieser, wie die zertrümmerte Schädeldecke auswies, erschlagen worden sei.

Er hatte winters über dort gelegen.

Die Leute kamen von dem Augenblicke an, wo diese Nachricht auftauchte, vor Aufregung nimmer zur Ruhe. Man sah die rasch herbeitelegraphierte Gerichtskommission dem Walde zufahren, man blickte scheu und fröstelnd nach dem zurückkehrenden Wagen, auf dem der Leichnam eingebracht wurde und unter der groben Pferdedecke die Füße und eine

geballte Faust sichtbar waren, man umschlich die Totenkammer, wo der Ermordete vorläufig beigesetzt worden war, man sprach über nichts anderes als diese Schreckensthat, diesen Nachmittag, diesen Abend, und selbst in derselben Nacht, die manche wach hielt, die böse Träume, oder ein Aergeres — sie wußten es nur nicht, was — fürchteten, und man begann am anderen Morgen von nichts anderem. Man flüsterte davon im Hause und lärmte in der Wirtsstube, oder man flüsterte am Wirtstische und schrie im Hause, je nachdem einem Gesellschaft Mut machte, oder Furcht — etwa unversehens neben dem unbekannten Missethäter zu sitzen — einflößte.

Wer hat es gethan?

Und warum war es geschehen?

Doch das auszuforschen, war Sache der Leute vom Amte, und das ganze Dorf brannte in fieberhafter Ungeduld darauf, daß die Herren nur alsbald ihre Findigkeit zeigen möchten, denn es war ja kein Kleines, Mordgesellen um die Wege zu wissen, vor denen nicht einmal ein „halber Bettler" seines Lebens sicher war.

Wäre es nach den Leuten gegangen, so hätten sie am liebsten vorab Antwort auf die Frage: Wer hat es gethan? gehört. Kannte man einmal den Verbrecher, so konnte man ihm ja leicht abfragen: Warum hast du das unternommen, und wie bist du dabei vorgegangen?

Die Herren vom Gerichte aber stellten sich die Sache weniger leicht vor; wenn man auch einen, als der That höchst verdächtig, aufzugreifen vermocht hätte, so würde derselbe ganz unzweifelhaft gelogen haben wie ein Spitzbube und Schuft, der er ja war; wollte man also nicht in die unangenehme Lage kommen, neben dem einen auf gut Glück noch andere in das Loch stecken zu müssen, die man schließlich wieder laufen lassen mußte, und worunter, wenn der

Teufel sein Spiel hatte, sich auch der geschickt leugnende Thäter befinden konnte, so blieb nichts über, als so viele Schuldbeweise auf eigene Faust zu sammeln, bis man deren die ganze Hand voll hatte und dem Verbrecher unter die Augen rücken konnte, daß ihm grün und gelb vor denselben werde, und er wenig mehr aus eigenen hinzuzufügen hätte, als zu sagen: „Ich hab's gethan!" Eben deshalb hielten aber die Herren vom Gerichte fürs erste die Antwort auf die Frage: Warum war es geschehen? ungleich wichtiger als die andere.

So entschloß man sich denn auch hier, vorsichtig Masche für Masche an dem Netze zu knüpfen, in dem sich der Schuldige unentrinnbar verstricken sollte. Die Untersuchung wurde einem sehr eifrigen, jungen Kreisgerichtsbeamten übertragen, der schon manche Proben kriminalistischer Begabung abgelegt, und ihm war zur Dienstleistung ein Gendarmerieführer von langjähriger Erfahrung zugeteilt worden. Diese beiden arbeiteten mit hohem Interesse, ja — es war nun einmal ihr Amt — man konnte fast sagen, mit einer gewissen Freudigkeit an der Enthüllung dieses traurigen Falles.

Das Wichtigste, was man im Walde bei der Beschau entdeckte und auffand, war das Werkzeug, mit welchem der Mord geschehen, es war eine gewöhnliche Hacke, wie sie zum Holzspalten im Gebrauche ist.

Bei dem Alten fand man gar nichts vor, was irgendwelchen Fingerzeig hätte bieten können; ein sogenanntes ägyptisches Traumbuch und ein buntes Schnupftuch staken in seinen Rocksäcken, und in der Westentasche, wo andere die Uhr tragen, verwahrte er einen zerknitterten Zettel, auf welchem er mit eigener Hand fünf Nummern hingekritzelt hatte, daneben einen Riskonto, nach dessen Datum man schließen konnte, daß der Kallinger Vinzenz nicht ohne Anhoffnung eines Lottogewinstes aus dem Leben geschieden war.

Daß der „halbe Bettler" kein Geld mit sich führte, schien natürlich; es wurde also erst die Frage aufgeworfen, lebte er mit irgend jemand in Unfrieden, in offener Feindschaft?

Es wußte niemand, so weit man auch Umfrage hielt, darüber etwas Genaueres auszusagen. Der Alte war nach Angabe aller, die ihn kannten, den einen „nit so unz'wider", den anderen ganz gleichgültig. Streit und Zank hätt' es mit ihm schon hie und da gegeben, aber das wär' „ledig so ein Warteln" gewesen, deß' man morgens darauf nimmer gedächte. Höchstens möcht' sein, daß ihn sein Vetter, der Kleinhäusler Kirninger, nicht leiden mochte, weil dessen Weib als Lotterieschwester zu dem alten Lotteriebruder hielt, welche Geschwisterschaft dem Kirninger wohl nicht recht „anstand".

Dagegen ließ sich auf das bestimmteste erheben, wann der Kallinger Vinzenz das letzte Mal im Dorfe gesehen wurde, das war vor fünfthalb Monaten, in der zweiten Hälfte vorigen Novembers, und brauchte man nur im Kalender des vergangenen Jahres nachzublättern, so wußte man es auf den Tag, denn dieser war der zunächst nach dem fünfzehnten fallende Mittwoch, ein Tag, wo es den alten Spieler unaufhaltsam nach der Kreisstadt trieb, um dort auf dem Hauptplatze vor der großen Lottokollektur nach den eben eingetroffenen gezogenen Nummern zu sehen, die auf der ausgehängten Tafel angeschrieben standen. Das auf dem vorgefundenen Riskonto verzeichnete Datum der nächststattfindenden Ziehung stimmte auf den Tag mit dem Verschwinden des Ermordeten.

Eine hochwichtige Anzeige machte die Adlerwirtin: der Kallinger war an eben diesem Mittwoche, es mochte gegen zwölf Uhr mittags sein, bei ihr eingekehrt, hatte beim Zechemachen so beiher die Hand aus der Tasche gezogen und zwischen den Fingern ein „Schnipfel" zerknüllter Banknoten sehen lassen und gesagt, er habe vorige Ziehung in der Kreisstädter großen Kollektur einen Ambosolo gewonnen.

Der Gerichtsbeamte telegraphierte sofort dahin; der Bescheid, der bald danach einlangte, ergab, daß es mit dem Lottogewinste seine Richtigkeit habe, und daß derselbe auch von dem in der Kollektur als bekannter Kunde verkehrenden

Kallinger behoben worden sei. Damit stimmte wieder ein anderer Umstand, der den Beamten gleich anfangs stutzig gemacht hatte, nämlich der gleichfalls auf dem vorgefundenen Riskonto ausgeworfene, verhältnismäßig hohe Betrag des Einsatzes; aber nun war es erklärlich, wie der Mann dazukam, bare fünfzig Kreuzer an das Spiel zu wagen, er dachte wohl, es wäre eine Zeit gekommen, wo ihm das Glück wohlwolle, er hoffte noch einmal und dieses zweite Mal mehr zu gewinnen, und darum, weil er's vom Gewonnenen nehmen konnte, griff er tiefer in die Tasche; da er nun mit leerer aufgefunden wurde, so war das Geld, das er noch im Adlerwirtshause, als in seinem Besitze, aufgewiesen hatte, ihm abgenommen worden, es lag also ein Raubmord vor.

Es galt nun ausfindig zu machen: mit wem wurde der Kallinger zuletzt gesehen? Doktor Haidenreich, so hieß der junge Gerichtsbeamte, wurde durch den Gendarmerieführer Korb auf das beste bedient. Letzterer stellte sich schon am frühen Morgen des Tages nach der Auffindung des Ermordeten mit einer gewichtigen Zeugin ein, das heißt, deren Aussage hatte Gewicht, ihre Person dürfte auf der Wage die Hexenprobe bestanden haben, denn es war ein altes, zusammengeschnorrtes Weiblein, es hatte an jenem verhängnisvollen Mittwoch im Walde Holz geklaubt. Die Alte wußte auszusagen, wen sie zuerst den Hang gegen das Dorf niedersteigen, dann nach Begegnung mit dem Vinzenz in ziemlich lautem Wortwechsel wieder heraufkommen und im Walde verschwinden sah. Nicht lange danach ging sie mit ihrem Reisigbündel heimzu und sah nun von der Dorfstraße, wie den Waldweg oben der eine allein zurückkam.

„Der Kallinger," dachte sie, „hätt' wohl nach der Kreisstadt wollen, aber, du mein Herr Jesus, nun wüßt' man wohl, wo der geblieben. Nein, nit vorstellen kann sich eins, was für grundschlechte Leut' es auf der Welt gäbe."

Doktor Haidenreich entließ die redselig werdende Alte ziemlich barsch und verbot ihr, von dem Abgefragten etwas verlauten zu lassen. Als sich die Thür hinter ihr schloß,

nickte er dem Gendarmerieführer befriedigt zu. „Korb, nun haben wir ihn fest. Der Fall liegt so klar, als ob wir dabei gewesen wären. Die Beweise schließen so hübsch aneinander, daß Leugnen eigentlich nur mehr Geschmackssache für den Inkulpaten bleibt; wir können auf sein Geständnis verzichten."

„Zu Befehl, Herr Doktor," sagte Korb, „wir verzichten darauf."

„Ich denke," fuhr der junge Gerichtsbeamte fort, „wir machen bei solchem Stande der Dinge die Sache kurz ab. Wir brauchen uns nicht länger hier aufzuhalten. Geben Sie Auftrag, Korb, daß mein Wagen in stand gesetzt werde, und beschaffen Sie sich eine Fahrgelegenheit für die Eskortierung nach dem Kreisgerichts-Gefängnisse. Dann bringen Sie mir unseren Mann ein und nach dem Verhöre wollen wir fort. Gehen Sie jetzt."

Korb legte die Hand an den Federhut, machte kehrt und ging aus der Stube. Als seine Schritte draußen im Gange verhallt waren, trat in dem Hause eine fast unheimliche Stille ein, Doktor Haidenreich erhob sich vom Stuhle und begann erregt im Gemache auf und ab zu schreiten. Manchmal rieb er sich die Hände. Er hatte Glück. Das Stück Arbeit, das er da für sich gebracht, wird von sich reden machen! War ihm auch der Zufall günstig, so konnte er sich doch der Umsicht rühmen, mit der er ihn ausgenutzt.

Doch die Pause, die jetzt nach der aufregenden Thätigkeit eintrat, war ihm peinlich. Die endlos lange Zeit, bis dort die Thür sich öffnen und seinen Mann einlassen wird!

Er warf eben einen ungeduldigen Blick nach der Thüre, als an derselben geklopft wurde.

Auf des Doktors Aufforderung zum Eintreten schob sich ein kleiner, vierschrötiger Mensch über die Schwelle; er hatte einen ziemlich starken Höcker, was ihm aber an der Länge des Rückgrates mangelte, war ihm an den Armen zugesetzt worden. Sein Gesicht mit den stark vortretenden Backenknochen und dem spitzen Kinn nahm sich fast wie dreieckig

aus, inmitten saß eine krumme Hakennase, er hielt es damit wie alle Leute und trug dieselbe an keiner anderen Stelle; was sie außer der Form von gewöhnlichen Alltagsnasen unterschied, das war die Farbe, ein sanftes, zartleuchtendes Weinrot; beiderseitig von ihr blinzten zwei kleine, dunkle Aeuglein, die fast von den buschigen Augenbrauen überwachsen waren.

Diese Erscheinung war weder schön noch angenehm zu nennen, aber der Doktor war vorurteilslos genug, nicht nach dem äußeren Eindrucke zu schließen, sondern forschte nach etwa vorhandenen inneren Vorzügen.

Der Bucklige gab an, Zacharias Zach zu heißen, derzeit als Fuhrknecht beim Zimmermeister und Holzhändler Buchberger im Orte bedienstet zu sein. Nit, daß er ein' Menschen ins Unglück bringen möcht' — o, du mein Gott, nein — aber der Wahrheit müßt' doch jeder die Ehr' geben, und da er auf 'm Weg die alte Birkhoferin getroffen hätt', die ihm anvertraut hätt', wie sie meint, auf wen der Verdacht sein thät' wegen dem Vinzenz, ja, so käm'-er auch, eine Aussag' zu machen.

Die Birkhoferin war die eben zuvor entlassene Holzklauberin, welche, wie ersichtlich, dem Auftrage, zu schweigen, ganz in der Art entsprochen hatte, wie von einem alten Weibe zu erwarten stand. Der Doktor fluchte erst innerlich über sie, dann aber, da sie ja in der Angelegenheit mit ihrem Geschwätze nichts mehr verderben konnte, mußte er über sein eigenes Verbot lächeln, das doch der Natur der Weiber stracks zuwiderlief, denn schon das jüngste und zugleich älteste Weib, das es auf der Welt gab, die Eva, konnte es nicht unterlassen, der Schlange zu klatschen, was Gott Vater gesagt hätte, aus welcher Tratscherei bekanntlich alles Elend und alle Trübsal auf Erden herstammt.

Der Zacharias Zach schien in seinem verkrüppelten Brustkasten ein gutes Herz zu beherbergen, denn er brachte das, was er zu sagen sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, sehr bedächtig und zögernd vor.

Er sei denselben Mittwoch vormittags — die Adlerwirtin könn' es bezeugen — in der Gaststube gesessen und habe es auch gesehen, wie der Kallinger Vinzenz das Geld aufgezeigt. Damals wär' er — der Zacharias — noch beim Müller Eistaler, gleichfalls als Fuhrknecht und bis Neujahr gedingt, im Lohne gestanden und hätte eben an dem Tage Mehl nach der Kreisstadt fahren müssen; das war wenig Stunden, nachdem er im Wirtshaus den alten Lotteriebruder gesehen. Nun mein' er wohl, wie die Geschicht' sich nachträglich herausgestellt hätte, könne er wohl beschwören, daß er den Vinzenz noch einmal zu Gesicht bekommen hätt'. Das wär' so gewest: er sei eben langsam den Hang hinan, die Straße nach 'm Wald hinaufgefahren — die Birkhoferin hätt' ihn gesehen, die könne es bezeugen . . .

Der Doktor sagte, das hätt' sie bereits angegeben.

Der Bucklige fuhr fort zu erzählen: Zwei Leute wären längere Zeit inmitten der Straße seinem Wagen weit vorausgegangen; bei einer Biegung hätten ihm die Bäume die beiden aus dem Gesicht gebracht und just, wie er dann an der Stell', wo sie verschwunden, vorbeigefahren sei, habe er von seither einen Schrei vernommen — nur einen — dann wär's gewesen, als ob man etwas Schweres durch das Gesträuch hinschleife, und nach einer Weil', während es wieder ganz still geworden, hätte es rückwärts im Gebüsch zu rascheln angehoben, und es kam nur der eine, der andere, hervorgeschossen und rannte wie unsinnig gegen das Dorf hinab. Damals, wo niemand eine Ahnung von dem hätt' haben können, was da vorgefallen wär', ist's auch dem Zacharias nicht in den Sinn gekommen, ein Arg zu fassen, meinte, es sei ein Raufhandel, wie es Jahr über mehr da in der Gegend setzt, und so sei er unbekümmert seines Weges gefahren.

Der Doktor befragte den Fuhrknecht, ob er bereit wäre, diese Aussage zu beeiden und sie dem Angeschuldigten ins Gesicht zu wiederholen?

Der also Befragte erklärte sich sofort bereit, den Eid zu leisten und — nachdem er sich ein wenig hinter den Ohren

gekraut hatte — versprach er, auch das andere zu unternehmen, obwohl ihm ein'm Mörder gegenüber ganz „entrisch" werden würde.

Der Doktor hieß ihn in die Kammer nebenan treten, sich ruhig verhalten, und wenn er gerufen werde, flink heraustreten.

In der Hütte des Kleinhäuslers Kirninger ging es wieder einmal etwas laut her, aber die Nachbarn achteten nicht mehr darauf, es kam das zu oft vor.

Die beiden Eheleute waren eben im besten Unfrieden von der Schüssel aufgestanden.

Der Mann hatte sich vom frühen Morgen bis Mittag im Dorfe herumgetrieben, denn als Vetter des Ermordeten hielt er es für sein gutes Recht, sich die Teilnahme der Leute aussprechen zu lassen; — und wer jetzt mit einmal aller zu ihm kam, ihm die Hand bot und dann des Fragens kein Ende fand! Ja, über Nacht war er im Orte „wer" geworden! Leute, die ihn sonst über die Achsel angesehen und ihm keinen freundlichen Blick gegönnt hatten, nötigten ihn jetzt an ihren Tisch und hießen ihn erzählen, was er von dem seligen Vetter zu sagen wußte, und sie sorgten schon, daß ihm die Zunge dabei nicht trocken wurde.

Wenn er dann so festsaß zwischen Weinkrügen, Selchfleisch, Würsten und Tabaksbeuteln mit aufgeknüpften Schnüren, alles zu seinem Dienste, überkam ihn eine Art Dankgefühl gegen den allerdings unfreiwilligen Verursacher dieses Wohllebens, und er begann sich in der Schilderung guter Eigenschaften zu überbieten, von welchen er doch überzeugt war, daß sie der Alte nie besaß, und er sprach mit thränenumflorter Stimme nicht anders, als ob er den Schnupfen hätte, von dem herzlichen Verkehre zwischen dem Seligen und ihm, der, wie er wohl wußte, nie bestanden hatte, kurz der Kirninger log, was das Zeug hielt, aber der Vetter und die Leute,

die für das Traktament was beanspruchen konnten, kamen dabei gut weg.

Und nun saß er da zu Hause vor der Schüssel mit dampfendem Sterz, legte aber den Löffel bald hin und sank schweratmend in den Stuhl zurück.

Sein Weib, die dralle Rosl, die ihm gegenübersaß und mit gutem Appetite zulangte, blinzte ihn höhnisch an. „Warst wieder mit solche, die a leer's Glas lieber sehn als a volle Schüssel?"

Da stand der Peter vom Tische auf und sagte: „Mein heutig' Wirtshausgehen wirf du mir nit vor, wo es mich kein' lucketen Sechser gekostet hat, und ich mich dort nur verhalten hab', um 'm Vetter Vinzenz — Gott tröst sein' arme Seel' — alle erdenkliche Ehr' im Tode nachzusagen."

„Schön von dir, im Leben hast ihm so kein gut's Wort gegönnt."

„Weil er dich ang'leit't hat, deine wenig' Groschen in der Lotterie zu verspiel'n."

Da fuhr auch die Rosl in die Höhe. „Verlang du nit, daß ich 's meine spar', während du 's deine ins Wirtshaus tragst!"

„Davon hab' ich doch was."

„Ja, Räusch' und 'n Tag hernach 'n dummen Kopf!"

„Den hast du, soviel Wochen im Jahr sein, von einer Ziehung auf die andere, sonst aber auch nichts."

„Das muß sich erst weisen! Jetzt setz' ich 'n seligen Vettern in d'Lotterie. — Jessas, wenn ihm das nit zug'stoßen wär', sicher hätt' er mir sein ägyptisch' Traumbüchl vermacht, daraus ich mir die richtigen Nummern hätt' h'rausziehn können; aber ich hoff' doch, ich mach' durch ihn ein' Treffer, er war mir ja allweil im Leben gut."

„Ja, schön gut! Ich sag' nit, ich vergönn' ihm, wie ihm g'schehn is, aber das muß ich sag'n, wenn ich bedenk', wie der alte Halunk — Gott verleih ihm d' ewige Ruh' — dich zu einer Dreinummernärrin g'macht hat, die statt mit Heiligenbildeln 's Gebetbuch mit Riskonto voll hat, zu

einer leichtsinnigen Geldaustragerin und verrückten Traumdeuterin, ja, da muß ich frei denken, es wär' ihm a Straf' Gottes g'west. Dein Verderb' war er im Leben, daß d' es weißt!"

„O, du toter Leut'-Schimpfer, du! Du solltest dich in d'Seel' h'nein schamen, ihm a solche Nachred' z' halten! Wirst du jetzt nit sein'twegen im Wirtshaus freig'halten? Was nimmst es denn an? Laß dir nit durch ihn die Gurgel waschen, wenn du über ihn ein ung'waschenes Maul haben willst! Aber ich seh's schon, das is nur ein Veranstalten von unserem Herrgott, der dir dein' Versündigung an dem armen Vetter heimbringen will! Du wirst mir jetzt nur noch mehr zum Suff ang'leit't, und wann du sagst, der Vetter wär' mein Verderb' im Leben g'west, so schau du zu, daß er nit dein Verderb' im Tod wird!"

Die gute Kleinhäuslerin hatte keine Ahnung, welchen schwarzen Teufel sie da an die Wand malte.

Was den Kirninger betrifft, so erboste ihn die Drohung mit dem toten Vetter dergestalt, daß er, aus vollem Halse schreiend, erklärte, er werde sich weder von toten noch lebenden Vettern abhalten lassen, seinem Weibe den Fünfnummerteufel aus den Knochen zu schlagen, und die Kirningerin zeterte dagegen, sie werde ihm den Saufteufel bei dem Schopfe herauszausen, und beide Ehegatten begannen thatsächlich, an das Werk ihrer gegenseitigen moralischen Besserung zu gehen; das Weib hatte schon durch ein paar gellende Aufschreie die erhaltenen Püffe quittiert, während der Mann über die Art, mit welcher sich ihm, ohne sein Zuthun, die Haare sträubten, manchen Fluch ausstieß, da wurde plötzlich diese sonderbare Teufelaustreibung durch das Eintreten des Gendarmerieführers Korb unterbrochen.

Ob hier der Kleinhäusler Peter Kirninger wohne? fragte der Führer.

Rosl zog die Joppe zurecht und strich die Schürze glatt und sagte: „Ja."

Peter wischte sich die wirren Haare aus dem Gesichte

und brummte währenddem gegen das Weib: „Schön hast mich zug'richt't, was soll'n denn d'Leut' davon denken!" Dann fragte er den Gendarmen, was er hier suche.

Die Antwort war kurz: Wenn er der Kirninger sei, ihn! Er habe Befehl, ihn zum Verhöre vor dem Herrn Gerichtsadjunkten zu bringen.

Da war nichts anderes zu machen, als zu gehen.

Rosl gab dem Scheidenden als Abschiedsgruß die Versicherung mit auf den Weg, es würde sie wenig kränken, wenn sie ihn auf zwei oder drei Tage einsperrten.

Peter dankte mit dem Versprechen, daß er ihr diese Worte heimzahlen werde, sobald er wieder nach Hause käme.

Nach diesem Austausche von Zärtlichkeiten schritt der Mann an der Seite des Gendarmen der Straße entlang, und das Weib trat unter die Thür und sah den beiden nach.

Das Gemeindehaus, in welchem das Untersuchungsgericht für so lange, als seine Anwesenheit an Ort und Stelle erforderlich schien, seinen Sitz aufgeschlagen hatte, lag inmitten des Dorfes auf dem Platze. Die Strecke bis dahin war bald zurückgelegt.

Kirninger hätte wohl gerne gewußt, was man eigentlich von ihm zu wissen verlange, und hatte, durch die Einsilbigkeit des Gendarmen zudringlicher gemacht, schon begonnen, hoch und teuer zu versichern, daß er, falls es den seligen Vetter beträfe, gar nichts von Belang auszusagen wüßte, aber da war ihm von Korb gar ernst bedeutet worden, das Schwätzen zu lassen und nur befragt zu reden.

Stumm und verstimmt folgte er dem Führer. Der ließ ihn im Gemeindehause die Treppe vorauf hinansteigen, oben auf dem Gange schritten noch ein paar Landjäger auf und ab, einer trat, als er des Führers ansichtig wurde, auf eine Thür zu, öffnete dieselbe, und Kirninger befand sich vor den Gerichtsherren.

Es waren ihrer zwei. Hinter dem großen, mit grünem Tuche überzogenen Tische stand der Gerichtsadjunkt Doktor Haidenreich, und rechter Hand von ihm saß ein älterer Herr, der nur flüchtig aufblickte, dann sofort sich Papier zurechtlegte, die Feder in das Tintenfaß tauchte und den gesenkten Kopf ein wenig, wie aufhorchend, zur Seite drehte.

Doktor Haidenreich betrachtete sich seinen Mann.

Einen Augenblick war es so stille, daß man das Ticktack der Schwarzwälder Wanduhr deutlich vernahm.

Der Herr, der die eingetauchte Feder in der Hand hielt, spritzte diese aus und unterbrach die Stille, indem er sich leise räusperte.

„Treten Sie näher," sagte Doktor Haidenreich. „Sie heißen Peter Kirninger, wohnen hier auf Ihrem eigenen Anwesen, Ihr Haus trägt die Orientierungsnummer 108, Sie sind von hier gebürtig — wie alt?"

„Achtundvierzig Jahre," erwiderte Peter, er seufzte dabei und wußte eigentlich nicht, weshalb.

„Sie sind katholisch, verheiratet — haben Sie Kinder?"

„Nein," antwortete Peter. Er sagte dies mit einer gewissen Befriedigung, denn die Frage war in einem Tone gestellt worden, als würde man es ihm übel genommen haben, wenn er Kinder gehabt hätte.

„Sie haben von klein auf mit Ihrem Vetter Vinzenz Kallinger verkehrt?"

Kirninger nickte.

„Wie war Ihr Verhältnis zu ihm? Ich meine, wie Sie sich mit ihm vertragen haben?"

„Ja, Herr Richter, das is a eigene Sach'; vor meiner Verheiratung hab' ich 'n nur selten zu G'sicht kriegt, danach aber — aufrichtig gestanden — öfter als mir lieb war, er hat mei'm Weib 's Lotteriespiel in 'n Kopf g'setzt, 's war unser Unglück, sie hat 's Erübrigte in d'Lotterie tragen, und ich — allein sparen hilft doch keiner Wirtschaft auf — ich hab' das Meine im Wirtshaus angebracht. Ja!"

Der Doktor beugte sich ein wenig vor und sagte in er-

munterndem Tone: „Ans Herz gewachsen war Ihnen also der Vetter gerade nicht?"

„Müßt's lügen," lächelte der Kirninger. „Aufrichtig g'sagt, ich mocht 'n von Stund' an nimmer leiden." Dabei dachte er: ein recht lieber Herr, der Herr Beamte da, er versteht ein'm doch gleich und hat ein Einseh'n.

„Wann haben Sie Ihren Vetter zuletzt gesehen?"

„An ein'm Mittwoch war's im vorig'n November."

Der Doktor nannte das Datum.

Kirninger bestätigte, daß es damit seine Richtigkeit habe.

„Also wann sind Sie an diesem Tage mit ihm zusammengetroffen und wo?"

„Ja, mein, erlauben, daß ich mich ein bissel drauf z'rückbesinn'! — Ja, es fallt mir schon ein, ich war 'n selben Tag recht verdrossen und bin gleich nach 'm Essen, eilf Uhr is dös, vom Haus weg, und daß ich mir was z' schaffen mach', in 'n Wald h'nein, Dürrholz klauben. Denk', ich werd' ein halb' Stündel rechnen können, was ich bis hin an Ort braucht hab', dann mag ich mich wohl ein klein's Stündel dort verweilt hab'n, dürften also mit 'm Heimweg zwei Stündeln g'west sein; sag'n wir, Eins wär's g'west, wie ich z' Haus g'troffen hab' und da is der Kallinger Vinzenz just aus der rückwärtigen Thür von meiner Hütten h'rauskommen, wo er wieder einmal meiner Alten mit seine Lotto-Kabalen den Kopf verrückt hat. Es hat mich erbost, und ich bin mit ihm umkehrt und ein gut Stück mit ihm wieder in 'n Wald z'ruck h'neingangen, ihm mein' Meinung z' sagen."

„Haben Sie gewußt, daß er kurz zuvor einen Lottogewinst gemacht hatte und bei Geld war?"

„Er hat mir's noch unten, keine drei Schritt vom Haus weg, g'sagt, weil ich ihm vorg'worfen, 's Lottospiel führt zu nix. Da hat er groß gethan auf selben G'winn."

„Als Sie mit ihm durch den Wald gingen, wußten Sie also, daß er Geld mit hatte?"

„Ja, da wußt' ich es freilich. Da sind wir eben auch

strittig geworden, weil ich von ihm welch's z' leihen verlangt hab'."

„Sie brauchten also damals Geld?"

„Notwendig, Herr, wie ein' Bissen Brot. Der sakermentische Kramer wollt' mich wegen fünf Gulden pfänden lassen."

„Wie lange hatten Sie diese Schuld stehen?"

„No, über ein Jahr dürft's freilich gewesen sein."

„Sie fürchteten also die Pfändung?"

„Ja, und darum hab' ich den Kallinger um das Geld ang'red't, hab' ihm g'sagt, er hätt' mir nix wie Unheil ins Haus g'bracht, so könnt' er mir einmal doch auch was Gut's erweisen. Es hat mich Müh' g'nug kost't . . ."

„Sie bezahlten den Krämer?"

„Tags drauf."

„Und geben zu, daß das Geld, mit dem Sie Ihre jährige Schuld tilgten, von dem Vinzenz Kallinger herrührte?"

„Ja, von sein'm Darlehen. Ich könnt's nit anders sagen."

„Ihr habt uns früher erzählt, Kirninger, daß es etwa ein Uhr gewesen sein mochte, als Ihr mit dem Kallinger bei Euerem Hause zusammengetroffen und nach dem Walde umgekehrt seid. Wie lange mögt Ihr mit ihm beisammen gewesen sein?"

„No, so kurze drei Viertelstund' rechn' ich, weil ich vor halb Drei wieder heim war."

„Also in der Zeit von Eins auf Zwei. Nun sagten Sie aus, daß Sie zuvor im Walde Dürrholz klaubten. Haben Sie sich dabei eines Werkzeugs bedient?"

„Mein' Hacken hab' ich mitg'habt."

„Und haben Sie diese und das geklaubte Holz wieder mit in den Wald hinaufgeschleppt, als Sie den Vetter begleiteten?"

„Ah, nein, kein' Red'; 's Reisigbündel hab' ich über mein' Zaun g'worfen."

„Und die Hacke?"

„Die hab' ich im Hosengurt stecken g'habt, die hab' ich in Gedanken mitg'nommen."

„Und wo ist die geblieben?"

„Ja, Herr, das weiß ich nicht zu sagen."

„Besinnen Sie sich, Kirninger!"

„Ich bitt', Herr Gerichtsrat, ich mein' nur, ich könnt' nit sagen, wo sie jetzt sein mag, denn ich hab' s' damal 'm Vettern mitgeben. Sie war an der Schneid' ganz schartig, daß s' kein Wetzstein mehr auf gleich bringen konnt', und er sollt' mer s' in der Stadt bei ein'm Schleifer schärfen lassen. Seit er s' in sein' Gurt g'steckt hat, hab' ich s' nimmer g'sehn."

Der Doktor Haidenreich that einen leisen langgezogenen Pfiff, dann nickte er wie einer, der denkt: Nicht übel! Es kommt nicht selten vor, daß sich bei Gerichtspersonen eine Art Wohlwollen gegen manche der unglücklichen Leute einstellt, welche durch eine dunkle That den Scharfsinn des Untersuchenden herausfordern, und besonders gegen jene, die nicht gleich in die Kniee brechen, sondern sich gegen die angesammelten Beweise stemmen und so den Aufwand an eben solchem Scharfsinne nicht als unnütz erscheinen lassen. Es ist das eine Gattung geistigen Ringkampfes, bei dem der Ankläger sich im voraus des Sieges sicher hält und dem Gegner, der ihm denselben nicht allzuleicht macht, es Dank weiß und sich daher bestrebt, dessen unvermeidlichen Sturz durch leutseliges Vorgehen zu mildern.

Es war wieder ganz stille geworden, wieder hörte man das Schwingen des Uhrpendels und das Knacken der Räder. Der Adjunkt hatte, nachdem er den Kirninger mit einem scharfen Blicke unter emporgezogenen Brauen gemustert, zu dem Schriftführer sich herabgebeugt und ihm etwas zugeflüstert, wovon Kirninger nur ungefähr die ersten Worte aufzufangen vermochte, die etwa „nach Vorhalt" lauteten. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß alle seine Aussagen niedergeschrieben wurden, und es überkam ihn eine beklemmende Unruhe.

„Kommen Sie einmal her, Kirninger," sagte der Adjunkt, und eine Lage Papiers zur Seite streifend, holte er eine Hacke hervor, welche er dem Hinzutretenden darreichte. „Sehen Sie sich das an, ist es vielleicht die?"

Kirninger erklärte, sie wär' es.

„Irren Sie sich auch nicht?"

„Nein," sagte Peter, „es ist die, welche ich 'm Vettern zum Schärfenlassen mitgegeben hab'; ich kenn' s' an dem Brandzeichen auf 'm Stiel."

„Ganz recht. Da steht: P. K. 1878. Mit dieser Hacke wurde der Vinzenz Kallinger an eben jenem Mittwoch erschlagen."

„Jesus, Maria, Joseph!" schrie der Kirninger auf. Er war totenbleich geworden und starrte das Mordwerkzeug mit sichtlichem Entsetzen an.

„Nun, Kirninger, was hat Er dazu zu sagen?"

„Ich? Herr? Ich will nur sagen — mein Gott, daß es mir leid thut —"

„Was thut Ihnen leid?"

„Daß so was damit geschehen ist — ja — jetzt getraut mer sich sie nimmer in d'Hand z' nehmen — und 's is schad drum."

„Stellen Sie sich nicht so albern an, Kirninger! Damit helfen Sie sich nicht heraus. Hören Sie mir jetzt ruhig und aufmerksam zu, und dann können Sie thun, was Sie für gut halten, Sie haben Ihren freien Willen, und man kann Sie zu nichts zwingen, was Sie in Ihrer Lage für abträglich halten. Sind Sie aber das, wofür ich Sie halte, — ein Mann, so machen Sie die Sache kurz und schicken sich ins Unvermeidliche. Gescheh'nes läßt sich nicht ändern."

„Herr Gerichtsrat, ich bitt' —"

„Wollen Sie vielleicht gleich zum Geständnis schreiten?"

„Zum Geständnis? Herr, ich wüßt' doch um alle Welt nichts zu gestehen! Herr, Ihr redet so, als sollt' ich's g'wesen sein, der 'n Vettern umbracht hat!" Dem Kirninger schlugen, als er das sagte, die Zähne aneinander und ein

blöde staunendes und ungläubiges Lächeln, das er versuchte, wurde zur Grimasse.

„In dem Verdachte stehen Sie!“ sagte der Adjunkt.

Da taumelte, wie von einer unsichtbaren Faust gegen die Wand geschleudert, der Kleinhäusler hinter sich.

„Korb, gebt ihm einen Stuhl,“ befahl Doktor Haidenreich, „auch Wasser, wenn er welches verlangen sollte.“

Der Gendarmerieführer sprang dem Schwachgewordenen bei. Der saß dann eine Weile und stierte vor sich hin, oftmals mit dem Aermel der Jacke über das Gesicht wischend, von welchem ihm Thränen und Schweiß reichlich herabrannen.

„Ja, Kirninger, dagegen hilft kein Weinen, das ist nun einmal, wie es ist,“ sagte der junge Gerichtsbeamte, und nachdem er etwa fünf Minuten hatte verstreichen lassen, fragte er in gütigem Tone: „Sind Sie soweit gefaßt, Kirninger, um anhören zu können, was gegen Sie vorliegt?“

Der Gefragte sah mit ausdruckslosen Augen auf und senkte dann den Kopf, wie bejahend.

„Wir wollen also das, was Sie selbst zugestanden haben, zusammenhalten mit den Aussagen der Zeugen und den Ergebnissen des Befundes am Thatorte. Ihr Vetter, der Vinzenz Kallinger, war seit November vorigen Jahres verschollen, und es ist auf Tag und Stunde erhoben worden, wann er zuletzt hier im Dorfe gesehen wurde. Gestern hat man auf der Waldwiese unweit des Adamshofbauerschen Anwesens seine Leiche mit zertrümmerter Schädeldecke aufgefunden, er war somit gewaltsam um das Leben gebracht worden, und da er noch kurz vorher im Adlerwirtshause Geld aufgewiesen, während sich bei der Untersuchung des leblosen Körpers keines vorfand, so ist anzunehmen, daß der Thäter die Barschaft an sich genommen und sonach einen Raubmord verübt hat.

„Ferner ist als sicher anzunehmen, daß der Weg durch das Dorf bis zu der zunächst dem Adamshofbauerschen Anwesen gelegenen Waldwiese Kallingers letzter Gang war, und er wurde auch auf dieser Strecke in der Zeit von ein

Uhr auf zwei Uhr mittags das letzte Mal gesehen, und zwar von dem Fuhrknechte Zacharias Zach, der mit seinem Wagen durch den Wald fuhr, und von der alten Birkhofer, welche dort Holz klaubte, und nicht nur durch die gleichlautenden Aussagen dieser beiden, sondern auch durch Ihr eigenes Geständnis, Kirninger, ist festgestellt, daß er nicht allein, sondern in Ihrer Begleitung war.

„Sie geben zu, Kirninger, daß Sie mit Ihrem Vetter nicht auf freundschaftlichem Fuße verkehrten, Sie können es nicht leugnen, daß Sie sich in drückender Notlage befanden und eines geringen Betrages halber die Pfändung vor Ihrer Thüre stand, Sie gestehen ein, schon auf dem Wege nach dem Walde gewußt zu haben, daß Kallinger Geld mit sich führe, Sie selbst sagen aus, daß Sie wegen des Geldes mit ihm streitend geworden wären, und die Birkhofer will es beschwören, sie hätte es deutlich gehört, wie Sie gesagt hätten: ‚Dir geschäh' recht, Geizkragen, wenn dir einer den Schädel einschlüg' und die Taschen ausräumte!' Sie mochten die Hacke unvorsätzlich mitgenommen haben, aber Sie hatten sie nun zur Hand, nur Sie hat man aus dem Walde zurückkehren sehen, der alte Mann war, wie sich nun herausgestellt, tot daselbst zurückgeblieben, man fand ihn seiner Barschaft beraubt, und nicht nur aus den Geschäftsbüchern des hiesigen Krämers ist ersichtlich, daß Sie den Tag nach der That Ihre Schuld beglichen haben, Sie selbst geben das zu, ja, noch mehr, an jeder bemäntelnden Ausflucht verzweifelnd, bezeichnen Sie geradezu das erlegte Geld als vom Kallinger herrührend. Man fand am Thatorte die Hacke vor, mit welcher der Mord vollbracht worden war, Sie mußten sie als Ihr Eigentum anerkennen. Es ist diese hier," — der Adjunkt hob sie bei diesen Worten empor — „sie mag allerdings durch den Rost gelitten haben, aber sie zeigt keine Scharte, und man braucht bloß mit dem Daumen über die Schneide zu streifen, so fühlt man, daß sie geschärft war — geschärft war, schon als sie zur That gebraucht wurde!"

Wieder war es stille geworden, und man hörte das schwere, halb stöhnende Atemholen des Angeschuldigten.

„Nun, Kirninger, was haben Sie darauf zu sagen?"

Gurgelnd, als wenn der Mann im Begriffe wäre, an seinem eigenen Speichel zu ersticken, kamen die Worte heraus: „Ich bin unschuldig."

Auch humane Nachsicht hat ihre Grenzen und wenn ein Richter den Angeklagten einmal so weit hat, daß als der Mühe schönster Lohn nur mehr das reuige Geständnis zu erwarten steht, so wird Leugnen zum beleidigenden Unsinn! Doktor Haidenreich reckte sich hoch auf und sagte mit barscherer Stimme als bisher: „Korb, lassen Sie den Zach eintreten."

Der Gendarmerieführer schritt nach der Seitenthür und ließ den Fuhrknecht aus der Kammer.

„Zach, sehen Sie den Mann da genau an, Sie kennen ihn?"

Der Bucklige hielt es offenbar für überflüssig, der an ihn gerichteten Aufforderung zu entsprechen, denn er sah den Kleinhäusler gar nicht an, doch sagte er: „Freilich kenn' ich 'n, der Kirninger ist's!"

„Wiederholen Sie in seiner Gegenwart Ihre Aussage!"

„Jo, jo, mußt mer nit böſ' sein, Kirninger, ich will nit dein Unglück —"

„Lassen Sie das, sagen Sie nur, was Sie vorhin angegeben und als wahr zu beeiden sich bereit erklärt haben."

„Jo, jo, es fallt mir nur schwer, wie ich's anfassen soll." Der Fuhrknecht kraute sich ein wenig hinter den Ohren, dann aber trat er ziemlich nahe an den Kleinhäusler heran und sagte in kurzer, abgehackter Redeweise, es hörte sich wie vertrauliche Keckheit an: „Jo, da hilft nix. G'sehn hab' ich dich, Kirninger, weißt, damal im Wald. Mit 'm Vettern bist 'gangen, mit 'm Kallinger. Ich bin g'fahr'n hinter euch. Af amol wart's verschwunden, alle zwei. Gleich drauf hab' ich ein' Schrei g'hört. Ein' nur. Dann ist's grad so g'west, als that eins ein'n durchs G'strüpp

nachschleifen. Dann is Fried' word'n und nach 'r Weil' bist du geg'n 's Dorf abi g'rennt, wie unsinnig. Jo, das is alles."

„Und ich denke, das ist genug," sagte Doktor Haidenreich. „Was haben Sie darauf zu sagen, Kirninger?"

Der Angeredete starrte mit verglasten Augen um sich. Er schüttelte den Kopf. „Nix nöt," stammelte er mit heiserer Stimme, „'s is aus! 's is gar; macht's mit mir, was 's wollts."

Er folgte willenlos, als auf einen Wink des Beamten Korb ihn aus der Stube führte.

Nachdem der bucklige Fuhrknecht von dem Beamten entlassen worden war, schlenderte er durch das Dorf; sonst fand er wenig Ansprache, denn man war ihm dahinter gekommen, daß er den Leuten ins Gesicht gar anders redete als hinter deren Rücken, und daß er, um sich bei einem schön zu machen, gleich ein halb Dutzend schlecht machte, aber da es sich unterdem im Dorfe verbreitet hatte, der Zach wär' so lang beim Herrn Gerichtsdoktor oben gewesen, hätt' eine so viel wichtige Aussage gethan, ja, wüßt' beinah' anzugeben, wie es bei der Mordthat hergegangen, so liefen ihm diesmal die Leute geflissentlich in den Weg, und er ward es nicht müde, sobald ihn nur einer neugierig anblinzte, den rechten Arm bedeutsam auszurecken und langgezogenen Tones zu beginnen: „Jo — oh Leuteln, hab'n thut mer den — mer hat 'n schon, den, der was 'n alten Kallinger umgebracht hat! Jo, und wer, glaubt's, is's? Du mein, kein anderer nit als sein leibhaftiger Vetter, der Kirninger! Jo! Was sagt's da dazu?"

Die Leute waren meist so ehrlich, anfangs einzugestehen: daß mer sich so was doch nit hätt' denken können, aber im weiteren Verlaufe des Gespräches versicherte fast jeder: daß er das auch gleich gedacht hätt'. No ja, der Mon

versauft, 's Weib verspielt! Woher soll's kommen? Anderes wär' eh' nit zu erwarten g'west.

Als Zach in die Nähe der Kirningerschen Hütte kam, stand dort schon eine Gruppe von Leuten, die sich unter lebhaften Gesten halblaut besprachen. Man winkte ihm, aber er schüttelte den Kopf und setzte seinen Weg fort bis zur Thürschwelle, auf welche er einen Fuß stellte und nach der Küche hineinsah. Rosl war am Herde beschäftigt.

„Guten Abend, Kirningerin," sagte der Fuhrknecht. Er sagte das sehr weich, es klang nach freundschaftlicher Teilnahme.

Es mochte aber auf Seite der Kleinhäuslerin wohl nur wenig Freundschaft für ihn bestehen, denn sie murrte auf das unfreundlichste zurück: „Guten Abend!"

„Bist wohl a arm's Weib, du," fuhr der Bucklige teilnahmsvoll fort. „Thust mi recht erbarmen."

„Reich bin ich nit," erwiderte sie, „so arm aber doch nit, daß ich dir z' erbarmen brauch'."

„Du weißt halt noch von nix, aber nimm dich z'samm', Kirningerin, thu dich z'samm'nehmen, daß dir nit schwach wird! Dein' Mon b'halten s' bei G'richt, geb'n dir 'n schwerlich wieder h'raus; heunt führ'n s' dir 'n noch fort."

„Soll'n s' 'n, dö zahl'n mer noch was drauf, wann ich 'n z'rucknimm."

„G'spaß nit, Kirningerin; bist wohl noch a jung' sauber' Weib, das sich getrösten kann, wann's ein' Mon verliert, daß sich leicht a zweiter fand', und sollt' sich keiner finden, wußt' ich dir 'n rechten, denn es liegt mer schwer auf, daß ich geg'n dein' Peter aussag'n mußt', und der jetzt dem Galgen zufahrt —"

„Was plausch'st, du verruckt's Krippelmandel, du?" schrie die Rosl und lief mit geschwungenem Rührlöffel herzu.

„Kein Plausch, Rosl," sagte Zach, die Hände vor der Brust faltend. „Wollt's der liebe Gott! Aber kein Plausch! Der Peter hat 'n Kallinger erschlagen."

Rosl lachte laut auf, und über den Kopf des Fuhrknechts

weg sprach sie zu den Leuten, die mittlerweile ganz nahe herangekommen waren: „Habt's es g'hört, was der da red't? Was sagt's denn dazu?"

Da rückte sich ihr aus der Menge der silberhaarige Kopf des Lehrers entgegen, und er sagte mit seiner dünnen und nun merklich zitternden Stimme: „Kirningerin, er sagt nur, was wahr ist, die Herren vom Gericht sind überzeugt . . ."

Da warf die Bäuerin den Holzlöffel hinter sich, und so wie sie war, mit wirren Haaren, barfüßig, nur mit Hemd und Rock bekleidet, stürzte sie auf die Straße hinaus und in jagender Hast dem Platze zu.

Dem Doktor Haidenreich, der eben bei Tische saß, ward gemeldet, daß das Weib des Kirninger um die Vergünstigung bitten lasse, mit dem Manne reden zu dürfen. Er erteilte den Bescheid, daß dem nichts entgegenstünde.

Die Rosl fand ihren Peter in einer Stube mit vier kahlen Wänden, leichenblaß, auf einem Stuhle mehr hängend als sitzend und von zwei Gendarmen bewacht; unbekümmert um deren Gegenwart warf sie sich ihm an den Hals, und wären statt der beiden fremden Männer so viele in der Stube gestanden, als Platz darin gefunden hätten, es würde sie nicht eingeschüchtert haben.

„Peterl," rief sie, „da bin ich! Nix darf dir g'schehn, mein Peterl! Ich wollt' erst zu dir, eh' ich mit 'm Herrn Gerichtsdoktor red'. Gelt, mein Peterl, du hast's nit gethan? Kannst's nit gethan hab'n!"

Der Kirninger schüttelte den Kopf. „Was hilft's aber?" begann er leise. „Mein' gute, liebe Rosl, wirst sehn, sie hängen mich doch auf oder sperr'n mich auf Lebzeit ein. Die Herr'n vom G'richt sein so streng, wann mer anders red't, wie sie sich's vordenken — und daß ich dir nur sag', die G'schicht is wild. Da is all's so austipfelt und z'samm'g'richt't, daß das Wen'ge, was ich ausz'sag'n weiß, einer Lug gleichschaut, und was ein anderer lügt, einer Wahrheit; dageg'n komm' ich nit auf! Ich denk' mer, woher dös Elend rührt; der Kallinger will sich ein' ins Grab nachholen, und

dazu sucht er mich aus. Sieht ihm gleich, dem Kerl — Gott laß 'n ruhn — daß er 'n wahren Halunken laufen laßt und dafür mich hinnimmt. Hab'n mer sich doch bei Lebzeiten nit ausstehn können."

„Ah, nein, Peterl, der soll sich nur um ein' andern umschau'n und 's G'richt sich den suchen, der 'n erschlagen hat. Wär' net schlecht! Gerechtigkeit wird doch noch z' finden sein!"

Und nun drang sie in ihn, daß er ihr alles haarklein beichten möge, was er gefragt worden sei, was er darauf gesagt habe, was man ihm nicht glaubte, und was er für gelogen hielt, und als er damit zu Ende gekommen war, sagte sie, glühend rot vor Erregung und Unwillen: „Was bist du für ein Hasenfuß, daß du, wo es dir an den Kragen geht, nix anders zu sagen weißt als: „Macht's mit mir, was 's wollts!? Frei muß ich mich jetzt an deiner Stell' schamen, wenn ich zum Herrn Gerichtsdoktor geh'."

„Laß's lieber sein, Rosl," seufzte Kirninger. „Weibereinmengen führt da zu nix."

Sie war aber schon aus der Stube gegangen.

Doktor Haidenreich war, wie aus seinem früheren Verhalten ersichtlich, ein humaner junger Mann, und wenn es ihn auch höchst unangenehm berührte, daß er vom Tische aufstehen und das Geheul eines Bauernweibes anhören sollte, so entschloß er sich doch, die Kirninger vorzulassen. Ihn mußte ja das arme Geschöpf dauern, dessen Dasein an das eines anderen geknüpft war, welches nun das seine auf so grauenhafte Weise verwettet und verwirkt hatte! Er wollte dem Weibe den Trost nicht versagen, den es etwa in dem Glauben fand, mit einer solchen Rücksprache alles versucht zu haben, was eben noch zu versuchen war.

Die Rosl stand recht couragiert in der Amtsstube, sie schien noch kein Gefühl für den Ernst der Sache zu haben, sonst würde sie wahrscheinlich mit starrem Befremden nach dem Adjunkten gesehen haben, der jetzt eintrat und vor dem Gerichtstische die Serviette, die er in der Zerstreuung vorbehalten hatte, aufknüpfte und ablegte. Daß einer essen,

sich's schmecken lassen konnte, nachdem er eben einen anderen für den Galgen zugerichtet — und gar ihren Peter?! — Doch daran, wie gesagt, dachte sie nicht. Das weiße Tuch stimmte sie nur zutraulicher, sie knickste und sagte: „Wünsch wohl gespeist zu haben, Herr Amtsdoktor! Und möcht's nit bös' sein, daß ich Euch hab' rufen lassen und nehmt's es auch mein' Mon nit für übel, daß Ihr Euch die viele Müh' mit ihm umsonst gemacht habt. Er war vorhin, wie Ihr ihm so hart zug'stieg'n seid, völlig wie vor 'n Kopf g'schlag'n, das is aber auch kein Wunder, Herr, wir haben nie mit G'richten was zu thun g'habt, und er is eb'n von Haus aus so ein rechter Trauminöt; jetzt is er schon wieder so weit beinand, daß er sagen und recht schön bitten laßt, es möcht' zum andern Aufg'schriebenen dazu g'schrieben werd'n, daß er bei seine Aussag'n verbleibt, wie wahr is, daß ihm der Vetter die fünf Gulden g'liehen und unser Hacken zum Schärfen mitg'nommen hätt'. Er könnt' a Jurament vorm Kruzifix mit brennende Kerzen ablegen, daß derselbe lebig und heil von ihm gangen wär'! Er vermöcht' wohl nit zu begreifen, wie die Hacken mit einmal g'schärft sein könnt', da möchten die Herren vom G'richt doch nur ja dazuschau'n, daß sich das aufklärt; aber das könnt' er sag'n, daß der Zach g'logen hätt', wann der ein' Schrei und wie eins durchs Gestrüpp g'schleppt wurd', will g'hört hab'n, wo mein Mon nix davon g'hört hat, der doch näher am Ort war."

Der Adjunkt hatte sich darauf vorbereitet, ein verzweifelndes Weib zu beruhigen, aber nicht einer resoluten Schwätzerin, welche noch dazu die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen schien, Rede zu stehen; so sagte er nun mit mehr Nachdruck als Güte: „Daß Sie, beste Kirninger, als das Weib des Angeschuldigten, alles glauben, was der vorbringt und Ihnen einredet, das wird jeder erklärlich finden, aber dadurch wird für andere nichts in den Aussagen Ihres Mannes glaubwürdiger; weder Richter noch Geschworene werden an das ausgeliehene Geld und die anvertraute Hacke glauben, und damit steht die Sache so, daß wir allenfalls auf das

Zeugnis des Zach, der übrigens auch zum Eide bereit ist, ganz verzichten können. Wird er angehört, so macht er nur ein Schaff überlaufen, das schon voll war."

Die Kleinhäuslerin sah den Beamten erschreckt an. Jetzt dämmerte es in ihr auf, daß hier die heiligste Versicherung der Unschuld kein Gehör fände, und daß man der Wahrheit der eigenen Behauptung nur Glauben verschaffen könne, wenn man die Falschheit der fremden nachzuweisen vermochte; nun bekam die Sache mit einmal ein gar anderes Gesicht, und der Rosl wollte schier aller Mut sinken. Sie strich sich die Haare aus der Stirne und feuchtete mit dem Schweiße, der ihr auf derselben stand, die Hände, ehe sie diese bittend zusammenfaltete: „Herr, begeht kein Unrecht."

Der Doktor warf ihr einen strengen Blick zu.

„Greift nicht fehl, wollt' ich sagen," stammelte sie.

„Ich kann da, wie anderswo, nur handeln, wie mir meine Pflicht vorschreibt. Um den Ausgang der Sache habe ich mich nicht zu bekümmern, der hängt von der Verhandlung ab, und wenn der Kirninger glaubt, mit dem Leugnen etwas zu richten, so mag er ja dabei bleiben, er kann sich nach einem geschickten Verteidiger umsehen, und dessen Aufgabe ist es dann, die Anklage zu entkräften, und der hat auch zu sorgen — nicht das Gericht, das einen ganz anderen Standpunkt einnimmt — wie er aus der stumpfen Hacke eine scharfe macht." Der Adjunkt deutete bei den letzten Worten nach dem Mordwerkzeuge, das noch auf dem Tische lag.

Rosl folgte mit einem scheuen Blicke dem weisenden Finger des Beamten. Plötzlich blieben ihre Augen starr auf dem Gegenstande, der sie eben fürchten gemacht, haften. Der Stiel der Hacke beschwerte einen Riskonto und einen mit Nummern beschriebenen Zettel, nach letzterem streckte das Weib die Hand aus und fragte stotternd: „Ich bitt' — ist der Zettel wohl vom Vettern?"

„Er wurde bei ihm vorgefunden," sagte Doktor Haidenreich, und da er dem Interesse der Kleinhäuslerin, bei deren bekannter Leidenschaft, nur einen Grund zu unterlegen ver-

mochte, so setzte er verächtlich hinzu: „Will Sie vielleicht Ihr Glück mit diesen Nummern versuchen? So kann Sie's ja ansehen." Er zog das Papier hervor und schnellte es ihr hin.

Sie faßte danach und im nächsten Augenblicke gellte ein wilder Schrei, der aber nach maßloser Freude klang, durch das Gemach. Dann sank Rosl neben dem Tische in die Kniee, und mit beiden Händen an eines von dessen Beinen sich anklammernd, begann sie abwechselnd laut zu schluchzen und zu lachen, mitten darunter blickte sie mit den thränenden, freudig funkelnden Augen zu dem Beamten auf und rief ein über das andere Mal: „Ich bin nit narrisch, Herr! — Obwohl 's wär' kein Wunder! — Nur a bissel laßt Zeit, Herr. Gleich kann ich wieder weiter reden!"

Den Adjunkten beunruhigte dieser Auftritt sehr, er hob das Weib von der Erde auf und sagte eindringlich: „Um Himmels willen, fassen Sie sich! Sie müssen reden, sonst versteh' und begreif' ich nicht, was mit Ihnen vorgeht."

„Ja," sagte sie leise und dann stand sie eine Weile, beide Hände gegen die Brust pressend, und nun streckte sie plötzlich die Arme aus und reichte mit allen zehn Fingern den Zettel dar. „Solche Zettel hat er mir hundert ins Haus gebracht, und das ist der, den er mir noch auf d'Letzt zu bringen versprochen hat, und der Erweis für mein' Peterl sein' Unschuld! Denn — Herr — wenn mein Mon 'n Vettern sollt' um'bracht haben, dann konnt' sich bei dem der Zettel da nit vorfinden, mit Nummern, die um die nämliche Zeit, wo man die zwei im Wald g'sehn hat, erst viel' Meil'n weit vom Ort sein gezogen worden und erst viel' Stund' danach in der Kreisstadt ang'schrieb'n war'n!"

Der junge Doktor hatte rasch nacheinander die Farbe gewechselt; erst war er blaß geworden, dann rot bis unter die Haarwurzeln, bald aber gewann er seine frühere Gelassenheit wieder, er nickte dem jungen Weibe zu, sich stille zu verhalten, und schritt rasch im Zimmer auf und nieder, mit den Fingern der Rechten sich an der Stirne krauend.

Wie lag die Sache nun? Der Kallinger war also in der Kreisstadt gewesen, das wies der Zettel — der, ärgerlich genug, anfangs ganz übersehen worden war — unwiderleglich nach, das wies nun auch die Hacke nach, die der Alte dort hatte schärfen lassen und mit der er entweder am Morgen des anderen oder noch am Abende desselben Tages erschlagen worden war; wenn man das letztere annahm, konnte er aber unmöglich in verhältnismäßig so kurzer Zeit den Weg hin und zurück zu Fuß zurückgelegt haben, er mußte also — gefahren sein! Es meldete sich niemand zur Aussage, daß er ihn auf den Wagen genommen habe, und daran, daß dieser Umstand verschwiegen bleibe, konnte nur dem Thäter gelegen sein, und nur der konnte einen Vorteil darin ersehen, die Behörde durch eine falsche Anklage irre zu führen; der Fuhrmann Zach aber hatte gelogen, soweit es nämlich den Kirninger betraf, den Schrei, und nur den einen, mochte er ja gehört haben, als er den Mann auf einen Streich niederschlug, und auch durch das Gestrüpp das Schleifen des schweren Körpers, an dem er selbst Hand angelegt hatte?

Doktor Haidenreich riß an der Klingelschnur. „Korb," sagte er zu dem eintretenden Gendarmerieführer, „der Kirninger geht frei."

Korb machte große Augen, aber Fragen war nicht seine Sache, übrigens hatte er es in diesem Falle auch gar nicht not, denn der Adjunkt fuhr in flüsterndem Tone fort: „Ohne Arrestanten gehen wir aber doch nicht von hier. Nehmen Sie allsogleich die Verhaftung des Fuhrknechtes Zach vor." Dann wandte er sich zur Kleinhäuslerin: „Gehen Sie nur mit dem Herrn Führer, er wird Ihnen Ihren Mann zurückgeben."

Rosl stürzte auf den Beamten zu: „Vergelt's Gott, Herr!" Sie preßte seine Hand an ihre Lippen, und er fühlte sie von ihren Thränen benetzt. Er sah sich mit einer Art hilfloser Verlegenheit nach Korb um.

„Kommen S', Kirningerin, kommen S'," trieb der Führer, „freu'n Sie sich draußen."

Der Soldat ging strammen Schrittes voran, stolpernd, da ihr vor Erregung die Kniee zitterten, folgte Rosl; als sich die Thür hinter den beiden geschlossen hatte, nahm der Adjunkt seinen Spaziergang durch die Stube wieder auf. Er wischte mit dem Tuche über die Hand, auf welcher die Küsse und Thränen des jungen Weibes gebrannt hatten. Wenn er nicht zu beschäftigt gewesen wäre, so würde es ihm vielleicht aufgefallen sein, wie unendlich dankbar Leute aus dem geringen Volke sich anstellen, wenn ihnen nur ihr Recht wird; ihresgleichen mochten eben lange Zeiten durchlebt haben, wo es ihnen vorenthalten wurde oder sie gar keines besaßen.

Dem Doktor Haidenreich blieb indes wenig Zeit, Betrachtungen welcher Art immer anzustellen, denn Korb hatte sich gar nicht weit nach dem Fuhrknechte umzusehen, er fand ihn in der Nähe des Bürgermeisteramtes unter anderen Herumtreibern, welche sich die Wegfahrt des Kirninger mit ansehen wollten. Er brauchte also nur höflich eingeladen zu werden, in das Thor zu treten und sich die Treppe hinauf zu bemühen.

Es heißt nicht umsonst: den schuldigen Mann geht das Grausen an; dem Buckligen machte es bange genug, noch einmal vor den Gerichtsbeamten zu müssen, und als ihm seine falsche Zeugschaft vorgehalten, und er daraufhin weniger gefragt, als vielmehr ihm bedeutet wurde, welcher Art Dinge und in welcher Weise sich dieselben zugetragen haben dürften, da ward es ihm je länger je bänger. Doch nahm er anfangs eine einfältige Miene an, wie einer, der eine Anschuldigung gar nicht zu fassen im stande sei, und eine Weile über versuchte er es unter Kopfschütteln, Beteuerungen und jammerigem Gethue zu leugnen, worauf schließlich freilich alles ankam, nämlich, daß er mit dem Kallinger zusammen gewesen. Als aber der Adjunkt ihn anschnauzte, er solle nicht so dumm sein, unsichtbar hätt' sich keiner von beiden machen können, und der Bäcker, dem er das Mehl ablieferte, der Wirt, bei dem er eingekehrt, der Mauteinnehmer, an dem der Wagen hin und zurück vorbeigefahren, würden ihn ja doch mit dem

Alten zusammen gesehen haben — da warf es ihn hinter sich; auf dem Boden liegend, braunrot im Gesichte, rang er nach Luft, so daß Korb sich beeilte, ihm den Knoten der Halsbinde zu lösen.

Nachdem er wieder zurecht gebracht worden war, schritt er zum Geständnisse, er hatte wenig mehr zu sagen. Er traf den Kallinger außer dem Walde und der bat, aufsitzen zu dürfen. Damals hatte er noch keinen Gedanken gehabt, den Alten zu berauben, der kam ihm erst auf dem Rückwege, als sie beide, den Hang hinab, neben dem Fuhrwerke hergingen, der andere voran. Auf dem Sitzbrette des Wagens lag die Hacke, sie war an dem Drehsteine des Wirtes in der Stadt von ihnen beiden geschärft worden, um sich den Schleiferlohn zu verdienen; er faßte danach mit der Rechten, zugleich riß er das Leitseil mit der Linken an sich und brachte durch Zuruf die Pferde zum Stehen. Indem er vorgab, es sei an den Strängen etwas in Unordnung, veranlaßte er den Alten, danach zu sehen, und als sich der niederbückte, schlug er zu. Den Leichnam zerrte er durch die Büsche auf die nahe Waldwiese. Noch in derselben Nacht sei ein großer Schneefall gewesen, der alle Spuren vertilgte. Das Geld habe er vergangenen Fasching „verjuxt".

Die Kirningerschen Eheleute waren von ganzem Herzen damit einverstanden, daß man sie, um alles Aufsehen zu vermeiden, durch ein Hinterpförtchen des Amtshauses entließ, und sie scheuten den Umweg um das ganze Dorf auch gar nicht; wie ein paar Kinder, Hand in Hand, liefen sie nach Hause.

Es war ziemlich spät in der Nacht, als vor ihrer Hütte Wagengerassel laut wurde; Rosl trat an das Fenster, dessen einer Flügel offen stand, und sah die Kalesche des Adlerwirtes herankommen, der Gerichtsadjunkt saß darin, die Kappe tief in die Stirne gerückt, der Wagen bog um die

Ecke, der Waldstraße zu, hinterher kam ein sogenanntes Steirerwägel, das war von mehreren Leuten besetzt, Bajonette blitzten im Mondlichte — Rosl zog hastig den Fensterflügel zu und trat scheu zurück. Das Gefährt rädelte schnell vorüber, und wieder herrschte außen das Schweigen der Nacht.

Rosl hatte sich an Peter geschmiegt. O, wie froh waren sie, einander wieder zu haben! Sie hatten erst zusammen gebetet, nun tauschten sie gegenseitig heilige Gelöbnisse, Peter, das Trinken zu lassen, Rosl, das Spiel aufzugeben; kein Schlaf wollte ihre Augen schließen, der dämmernde Morgen fand die beiden glücklichen Leute noch wach. Nur das vermag ich nicht zu sagen, ob sie die ganze Zeit über gebetet und Gelübde abgelegt, denn ich war nicht dabei.

Der Schatzgräber.

Humoreske.

(1885.)

Kleider vermengte und eine Luftart erzeugte, in welcher es selbst für abgehärtete Naturen unbehaglich war.

Unter den zusammengepfercht sitzenden Gästen herrschte denn auch die erdenklich schlechteste Stimmung, denn der Regen kam den Landleuten, abgesehen davon, wie „ruinierig" er für ihren Sonntagsstaat war, auch sonst sehr ungelegen, da die Heumahd vor der Thüre stand. Alle Gottesfürchtigkeit schien in der Dorfkirche zurückgelassen worden zu sein, denn von vielen Seiten wurden die lästerlichsten Flüche laut und die nachdrücklichsten Aufforderungen an den Teufel, dareinzuschlagen, alles zu holen, besonders das Wetter, obgleich man selbst gestand, daß dieses „'m Teufel zu schlecht wär'".

Der Zirmhofer saß kopfschüttelnd dabei. Er war ein langer, wie ausgetrocknet aussehender Mensch, sein scheinbar gutmütiges Gesicht war so braun, wie seine breiten, dichtbehaarten Hände. Er trug keinen Hut, sondern jahraus jahrein eine Tuchkappe mit „Ohrlascheln", im Winter band er letztere unter dem Kinn zusammen, im Sommer ließ er sie frei baumeln. Er rauchte aus einem mächtigen Fladerkopf „Ordinären", eine Tabakssorte, die eigens erfunden zu sein scheint, um die Opferwilligkeit des Menschen darzuthun, wo es gilt, lasterhaften Neigungen zu frönen; wäre Rauchen eine Tugend, so würde sich niemand dazu verstehen, dieses rohgeschnittene, oft mit Schuhnägeln und Spagatschnüren vermengte Kraut zu qualmen.

Die Pfeife begann zu schwingen, und die Lappen der Mütze flogen dem Zirmhofer um die Ohren, als er immer nachdrücklicher mit dem Kopfe schüttelte; endlich sagte er: „Des befleißt's eng aber, 'n Gangerl*) herbeiz'rufen."

„Laß s' 'n rufen," lachte ein dicker Bauer, „er kimmt ja doch nit."

„Wohl, wohl," nickte der Zirmhofer, „was sollt' 'r auch? Heuttags is sein' faulenzete Zeit. Es is so wenig Christen-

*) Des = ihr; eng = euch; Gangerl = der Teufel.

tum in der Welt, daß er ruhig in seiner Höll' verbleiben kann, 's lauft ihm ja alles schar'nweis, von freien Stucken zu; aber in frühern Tag'n, wo noch Gottesfurcht im Land war, da hat er sich oft schwere Müh' nit gereuen lassen, um so a arme Seel' z' fangen. Und wer, in welcher Weis' immer, amal mit ihm z' thun g'habt hat, der erinnert sich all sein' Lebzeit dran. Ich bin ihm in meiner Bub'nzeit a af 'm Leim gangen, und ich kenn' ihn, ich thue 'n kennen. Halt ja."

„Willst 'leicht mit 'm Leibhaftigen z' thun g'habt hab'n?" rief es von mehreren Seiten.

„G'wiß auch noch, Leuteln! Soll 's Hemd af 'm Leib nit mein sein!"

Die Gäste horchten verwundert auf, nur die Wirtin schmunzelte, sie hatte dem bis auf die Haut Durchnäßten ein Hemd aus der Wäschspinde ihres Mannes geliehen.

„Guckt's so verwunderig, wie's wollts, aber ich sag' eng, fünfadreißig Jahrln mag's her sein, wie ich zwanzig zählt hab', dös is so g'wiß als was. Mir is's damals just nit schlecht gangen, aber auch nit gut, und so wie wohl a jeder Mensch, hätt' ich's halt doch lieber gut g'habt. Na, wann mer jung is, da is mer so viel unb'sonnen und meint, raucher wie der Bär kunnt der Teufel auch kein' Pelz haben. Kurz, ich hab' mir eing'bild't, der müßt' auch mit ihm reden lassen, wann mer's g'scheit anstellt, und ich hab' schon g'wußt, was ich ihm will. Dös war so. Wann gleich heuttags kein Glauben mehr drauf is, so weiß doch wohl jeder, 'm Hör'n-sag'n nach, daß mer an einer Stell', wo nachtig Lichter herumg'tanzt sein, ein vergrabener Schatz vermut't hat. Ein' Oeften*), wann ich im Dunkeln ohne Monscheinlicht durchs G'hölz g'strichen bin, wo's selbe die ertrunkene Wiesen**) säumt, hab' ich dort immer an ein'm und den nämlig'n Fleck

*) Eine Oeften = oftmal.

**) Ertrunkene, ersäufte Wiese, wo sich das Wasser in Menge ansammelt und den Graswuchs verdirbt.

drei Irrwisch' tanzen g'sehn. Holla, hab' ich mir denkt, da schildwachten die armen Seelen bei ihr'm z' Lebzeit Eingrab'nen, und weil ihnen in ihrer höllischen Livrei z' heiß wird, können s' nit still halten und hupfen h'rum. Na, wart's nur, Hascher, mit einsmal soll 's Loch leer und der Tanz aus sein. Nämlich mir war um 'n Schatz, aber da ich g'wußt hab', die Lichter sein nit die einzige Hut, unter der ein solcher steht, sondern es haltet auch der Teuxel sein' Pratzen drauf, so wollt' ich dem ein gut' Wörtl geb'n, daß er sein haarete Pfoten davonthut und mir das Vergrabene freigab'. No, is aber derselbe a hoher Herr, wie er denn auch ‚Fürst der Finsternis' und ‚Herr der höllischen Heerscharen' benannt wird, und es laßt sich nit so mit ihm reden, wie mit ein'm Michel oder Hans, und wer mit ihm anbandeln will, der muß's in dem seiner Sprach' und in der vorg'schriebenen Weis'. Das zu erlernen, war mir nit bang, denn daheim z' unterst in der G'wandtruhen hab' ich a alt's Zauberbüchl g'wußt, 's hat's a Zigeunerweib mit ihr g'führt, dö einmal bei meine Eltern über Nacht eing'kehrt is, a hinfällig' krank's Ding, das zu meiner Mutter Schreck 'n nächsten Morgen tot im Heustadl g'leg'n is. 's Buch war also a Vermächtnis von der Alten, es hat sich aber niemand damit abz'geb'n g'traut, weil d'Furcht war, mer könnt' unversehens a unrecht's Blattl aufschlag'n und der Teuxel stund' ‚wie vom Himmel g'fall'n' vor ein'm und drehet ein'm 's G'nick um. So hat mein' Mutter dös g'fährlich Büchlwerk mit zwoa Fingerspitz' vorsichtig ang'faßt, in d'Truhen fallen lassen und 's G'wandzeug drüber g'worfen, no, und um dieselbe Zeit, wo mir 's Schatzheb'n im Sinn g'legen is, hab' ich dem Doktor Fausti sein' Höll'nzwang aus 'm alten G'lump, worunter er g'legen is, wieder hervorg'holt und hab' alles zum Lernen ang'hob'n, was einer, der a richtiger Schatzgraber werden will, erlernen muß. Jed'n Tag nach 'm Feierabend hab' ich mich in mein Bodenkammerl eing'riegelt und bin drüber g'sessen, ein jed'r Student hätt's mit mein' Fleiß zu was g'bracht, wann er 'n af G'scheiters ang'wend't hätt',

wie ich, mich aber hat döselbe Studie nur allweil verzagter g'macht. Unser Herrgott im Himmel macht keine so Um- und Anständ', wann mer a Anlieg'n an ihn hat, wie der Teuxel in seiner Höll'. D'Beschwörungen auswendig lernen, war schon kein Spaß, aber doch noch der geringste im Vergleich zu den anderen Veranstaltungen und Erfordernis. Af einer Kuhhaut sollt' ich sitzen, ein bloß's Schwert in der Hand und a g'weihte brennende Wachskerzen in ein'm Leuchter z' neb'n mir; an dererselben hätt's freilich nit g'fehlt, dö hat mer heut noch in jed'n frommen Haus und gibt's ein'm, was verstirbt, in die Händ' z' halten, aber woher d' Kuhhaut nehmen, und wie käm' ich zun Schwert? Das hat mer nit wenig Kopfzerbrechen g'macht! Aber da ein's Tags geht unser' Kuh unter 'n Kalben z' Grund, der Fleischer muß ins Haus kommen, Vieh aushäuten und zurichten, daß mer 's g'nießbar' Fleisch in Rauch hängen kann, no, so denkt's, wie ich g'schaut hab', daß mit einmal d'Kuhhaut da war, und tagsdrauf hat unser Dorfwachter Vagabunden d'erwischt, oder dö ihn, denn sie hab'n ihn durchg'prügelt, sein Sabel ihm aus der Scheid' g'zogen und im Davonrennen über unseren Zaun ins Gesträuch g'worfen; es macht sich keiner ein' Begriff, wie mir word'n is, wo ich selben Abend im Dunkeln, zu einer Zeit, schon z' spat, ihn noch z'rückz'geb'n, den Wachtersabel auffind' und ihn über Nacht b'halten mußt'. No, hätt' ich 's Schwert a g'habt!

„Wohl hätt's mich sollen stutzig machen, daß sich der Teuxel mir in all'm so fördersam erweist, aber Schneid' hab' ich einmal zur Sach' g'habt, jung und kuraschiert war ich, und wollt' ich dö Schatzgraberei ins Werk richten, so gab's kein lang Bedenken und Herumzipfeln, ich mußt' mich gleich in derselben Nacht noch dazu entschließen, wo ich all's Dazug'hörige bei der Hand g'habt hab'. Also, denk' ich, thust's! Bis so gegen a dreiviertel af Zwölf in der Nacht hab' ich mich daheim in mein'm Stüberl verhalten, dann bin ich schön stad h'nausg'wischt, 's Zauberbüchl und 'n Wachtersabel hab' ich mitg'führt, im Hof hab' ich d'Kuhhaut, die dort zum

Trückern*) ausg'spannt war, zu mir g'nommen und sauber z'samm'g'rollt, dann bin ich auf 'n Zehen und mit verhaltenem Atem in d'Stuben, wo meine alten Leut' g'schlafen haben, zieh' sacht die Schublad' auf und nimm die g'weihte Wachskerzen und nachher pack' ich all das Zeug auf, steig' über 'n Zaun und renn', als jaget mich einer, 'm Waldl zu.

„Erst in der Näh' der ersoffenen Wiesen hab' ich eing'halten, um ausz'schnaufen, und hab' mich umg'schaut. Es war heller Monschein, wo Wasser in Lacken überm Gras g'standen is, hat's g'blitzt und g'spiegelt, nix hat sich g'rührt, von nah und fern kein Laut z' hör'n. 's G'hölz is dunkel dag'leg'n, überm Schatzgrund aber sein dö drei Irrwisch' wie verruckt auf und nieder und durchernander g'fahr'n. Es war völlig schauerlich schön.

„Aha, is's mer durch 'n Kopf 'gangen, dö merken was!

„Ich will's nur frei g'stehn, wie ich mich da so mutterseelenallein g'funden hab' am verrufenen Ort, in der ung'wissen Mondleuchten, all's wie ausg'storben, kein Hundbell'n, kein Hahnkräh'n, nur 'n Hall von mein'm eigenen Herzschlag im Ohr — sapprawolt, Leuteln, schleunig zun Hoamrennen is mer da für'n erst 'n Aug'nblick word'n!

„Aber schamen hätt' ich mich doch müssen, wenn vor niemand, so doch vor mir selber, und das is immer 's Schenierlichste. Eh' ich's denk', hebt a schon af der Wiesen a Wasserfrosch zun Quarren an, das hat mer wieder Kuraschi g'macht; sein mer doch hitzt unser zwoa an der Stell' g'west. Ich hab 's Maul g'spitzt und hab' g'pfiffen, denn 's Pfeifen is 'm Teuxel sein Musik, koan bravere braucht er nit, unserm Herrgott singt mer was und 'm Gottseibeiuns pfeift mer was.

„Ich marschier' also af dö drei Irrlichter los. Dö sein aber nit schlecht af mich zug'fahr'n, nit anderst, als wollten sie sich meiner erwehren und mich verjagen, ein anderer wär' vielleicht a ausg'rissen, doch ich, ich wußt', was von dem G'lichter z' halten is, versengen können s' kein', so hab'

*) Trückern = Trocknen.

ich's thun lassen, so wütig, als sie woll'n, nur hab' ich mich g'hüt't, daß ich mir ein unnötigen Grausen mach' und hab' nach kein' g'faßt, denn so mer eins erwischt, bleibt ein'm ein lediger Totenknochen in der Hand.

„Ich hab' mich nit im g'ringsten durch sö irren lassen, hab' dö Kuhhaut af 'n Boden ausg'breit't, hab' dö g'weihte Kerzen ang'brennt und selbe af ein' Stein abtropfen lassen und draufgepickt, dieweil ich kein' Leuchter nit mitgebracht hab', dann nehm' ich 's Schwert, 's Wachters blanken Sabel, in die ein' Hand und 's Zauberbüchl in die andere — 's war just an der Zeit, denn fernher vom Dorfkirchturm schlagt's Mitternachtstund' — und fang' zun Beschwören an.

„'s erst' Mal ganz gelind, ohne viel Flüch' und Verwünschungen, denn es müßts wissen, ohne Drohn und Beleidigungen bringt mer 'n Teuxel nit zur Stell'. Umständ' macht mer wohl a Menge mit ihm, aber keine Höflichkeiten.

„Auf dös erste Citieren, wie 's in dö Magiebücher heißt, is aber völlig gar nix g'schehn, nur wollt's mich bedünken, es wär' daraufhin noch stiller word'n, wie voreh', und ein Wolken is über 'n Mond hing'strichen, dann war all's wie zuvor.

„Du kommst mer schon, denk' ich; denn es fuchst ein' schließlich doch a bissel, wann ein'm so einer erst will a Weil' warten lassen! Ich verthu' dir schon dein Versteckenspiel! — Fang' also noch einmal, dösmal aber härter, zum Beschwören an.

„Wie ich fertig bin, fahrt a Windstoß herwärts über die Wiesen und verlöscht mer fast 's g'weihte Licht, aber ich hab' noch rechtzeit die hohle Hand davorg'halten. Dös war a Anmelden, daß er in der Näh' is, und daß ich 'n jetzt völlig hervorkitzel', das war mir nit bang, nur hab' ich mich ganz in der Still' g'fragt, ob ich mich's doch unterstehn soll und es nit g'scheiter sein möcht', es sein z' lassen, aber eins wie's andere, was a orndlicher Mensch is, der führt 's einmal Angefangene auch z' End', und dann wußt' ich ihn nah, und da

wär' nit g'raten g'west, von meiner Kuhhaut wegz'treten, er hätt' mer 's Läufel, wie ich's drüber h'nausfetz', wurzabhau'n können, und so wurd' mer wohl af Zeit und Dauer auf der Kuh ihrer Haut um mein' eigene bang worden sein. ‚Nein,' sag' ich zu mir selber, ‚machst a noch dö dritte Citation'.

„Ich streck' mich also, wie lang ich kann, führ' mit 'm blanken Wachterschwert nach alle vier Weltgegenden einen scharfen Hieb und fang' an mit einer schneidigen Stimm', daß's rundum im G'hölz nur g'hällert*) hat:

„‚Vagoth osi gratiel naziel; wir erwarten hier wirklich ursion, ohel beatus nozel heoti Raphael osecht, komme bald!

„‚Uriel heneche lolle heoti gratiosa Adonnai celibat Raphael heneche agra jod semele loi itos pant Zellianelle König Pagmon, komm, komm komm!

„‚Amon nazot frater noster amma.

„‚Hiermit sollst du vor meinen Kreis citieret sein!'"

Nachdem der Zirmhofer dieses Kauderwelsch höchst wirkungsvoll herausgebrüllt, schlug er mit der Faust auf den Tisch, worüber sämtliche in der Wirtsstube anwesenden Frauenzimmer laut aufkreischten. „No, no," sagte er, tief aufseufzend, „erschreckt's nit, heut kimmt er nit, dazu braucht's anders und a Kuhhaut, da richten Gänshäut' nix."

„No, is er damal kumma?" fragte die Wirtin.

Der Zirmhofer nickte ernst, nahm einen Schluck Wein und fuhr fort: „Kaum war 's letzte Wort aus mein'm Mund, siech**) ich von fern a feurige Kugel, wie ein' zweiten Monschein, in einer riesigen Schnellen daherkämma und immer gerad auf mich zuhalten und immer größer is s' word'n, je näher s' herankommt und die Erd' hat zun zittern ang'hob'n, und das Malefizding hat g'pfiffen, wie 's durch d'Luft g'fahren is.

---

*) G'hällert = von Hall abgeleitet und meist in der Bedeutung eines zitternden, schwingenden Widerhalles gebraucht.

**) Siech = sehe.

„Jesses und Joseph! denk' ich, das reißt dich in der Mitt' vonnand, wie mit einer Kanon'kugel, und kaum ich's denk', steht das Ding, groß wie a Wagenrad, vor mir still, drauf zerfahrt's mit ein'm Knall, wie ein Donnerstreich und steigt ein schwarzer Mann daraus hervor, hab's gleich g'wußt, daß der der meine is, denn er hat Bockshörndl, ein' Geißbart, Pferdefüß', ein' rauchen Leib g'habt, und 'n Kuhschwanz hat er a nit dahoam lassen.

„Ein' Weil' hab'n wir zwei ohne a Wartl uns geg'nseits beaug'nscheint, wie a Paarl, wo sich keiner vom andern was Gut's erwart', und ich für mein Teil hab' damit wohl groß Recht g'habt, denn wär' ich über sein schreckhaft's Veranstalten etwa aus mein' Bannkreis h'rausg'rennt, so hätt' ich mich in Handumkehr einmal auch von rückwärts betrachten können, so sauber wurd' er mir 'n Kragen umg'dreht hab'n.

„Nachdem er g'merkt hat, daß's mit mein'm G'schreckt-sein aus und vorbei is, fragt er mit einer z'widern Stimm', wie a Steuerbeamter, der ein' weg'n 'm Einkommen z' Protokoll nimmt: ‚Was willst du?'

„Durch den heillosen Spuk und dös Getös', was 'r vollführt hat, ganz wild word'n, hätt' ich ihm bald was g'schafft, was mer unter unsersgleichen gleich oft selber sagt, wie z' hören kriegt, aber doch keiner thut, noch leid't, rechtzeit is mer noch eing'fall'n, daß wohl g'scheiter sein wurd', mit ihm keine Mäus' z' machen, und ich sag' also kurz: ‚Den Schatz will ich, der da vergraben liegt.'

„‚Da drüber laßt sich ja reden,' sagt er, ‚aber wirst dran auch a G'nüg'n haben? Könnt'st anderswo leicht mehr finden!'

„‚Papperlapapp!' sag' ich drauf, ‚'s g'nügt mer vollauf. Was macht's denn aus?'

„‚No,' bescheid't er mich — ‚'s is nur a irdenes Weinkrügel mit paar hundert Silbergulden.'

„‚Ah', denk' ich mir, der Kerl is a Lugner vom Anfang her, er will mich nur von da hinwegfoppen und gunnt mer

nix, 's Krügl dürft' schier a Krug, wo nit gar a Faßl sein und dö silbern' Gulden statt in d'Hundert' in die Tausend'; darum sag' ich laut: ‚Is schon recht, es steht mer völlig an*).'

„Auf dös sagt er: ‚No gut, so reb'n mer d'rüber.'

„‚Ahan' — war mein Denken — ‚jetzt hebt der Seel'nschacher an! Aber d' meine verschreib' ich dir nit, a mein erst's Kind, wann ich mal eins gebären sollt', kriegst nit, ebensowenig, wie ich mich etwa drauf einlass', aus der Kirchen wegz'bleiben oder Gott und die lieben Heiligen z' lästern.' Sag' ich also in der lauen Weis', wie unsereiner thut, wenn er beim Kauf 'n Preis drucken will: ‚Freilich, reden können mer sich ja, a Wort is kein Faustschlag und a Bot**) kein Handschlag' — und brumm' noch für mich: ‚Du Hundling, ich werd' dich schon zwiebeln!'

„Er aber knotzt vor mich auf 'n Boden hin und fangt mit seine Klebeln***) an der Kuhhaut zu zupfen an, ich aber versteh' kein' G'spaß, fahr' gleich mit meiner Kerzen hinzu und tropf' ihm g'weiht's Wachs af d'Pfoten, hui, is er da in d'Höchen und hat nit schlecht zun trompeten ang'hob'n und mit der Hand g'schlendert. ‚Du sollst's ja hab'n' — hat er ganz giftig dazwischen g'schrieen, — ‚du sollst's ja hab'n!'

„‚Is mir ganz lieb,' — hab' ich g'lacht, — ‚reich' mir's nur a frei gleich da aus 'm Boden h'raus!'

„Spott bringt den Sakra am meisten auf, er hat 'n Rachen aufg'rissen und g'ring†) a paar Fäust voll glühende Kohlen ausg'spuckt, ich hab' mer schon nix Guts versehn, aber mit einmal g'schieht was, was noch kein' Schatzgraber g'schehn is, seit die Welt steht! Der Teuxel hebt richtig an, mit seine Krampeln dö Erd' aufz'wühl'n. No hat aber noch jeder Beschwörer selber ans Graben müssen, höchstens hab'n

*) Es steht mir an = es ist mir anständig, taugt mir.
**) Bot = Angebot und Rückgebot beim Feilschen.
***) Klebeln = Klauen, Finger.
†) g'ring = gering, Abkürzung für „gering gerechnet".

sich dö vorgerufenen Geister zum Zureichen vom Schatz verstanden. Dabei durft' aber kein Wort laut werd'n, sonst is der Kessel oder d'Goldtruchen, was's halt eben war, wieder klaftertief in d'Erd' h'neing'rumpelt. Wie 'r mit 'm Ausgrab'n fertig war und mir das Ding zuschiebt, so daß ich's mit 'm Sabel durch 'n Henkel fassen und zu mir ziehen kann, da hab' ich freilich g'sehn, daß der Teuxel a mitunter d'Wahrheit red't, wann d'selbe ein'm Aergernis gibt. 's Schatzgut war richtig nur a klein's Weinkrügel und mit dö paar hundert Silbergulden und kein' Groschen drüber hat's auch — 'm Augenmaß nach schon — sein' Richtigkeit hab'n müssen.

„Wie ich so von mein' Töpfl aufschau', das ich, mit all' zwoa Händen ang'faßt, g'halten hab', nit anderst, Leuteln, wie das da vor mir af 'm Tisch, merk' ich, daß der Höllische an der Quasten von sein'm Schweif sich 's Lachen verbeißt. Ei, denk' ich, der Kerl meint wahrscheinlich, ich hätt' d'Abdankung vergessen, und wußt 'n nimmer losz'werd'n, spring also in d'Höh', schwing das Schwert und schrei ihn an: ‚Maschilla, Jehova stuadisohilanus!'

„Dadrauf sagt' er nix, wie: ‚Servus!' — hat mich nit g'wundert, denn Lateinisch versteht der Teuxel über ein' Pfaffen, und Griechisch weiß er mehr, wie so einer d'Jahr her davon vergessen hat, — sagt also: ‚Servus,' kehrt mer d' abige*) Seiten zu und fahrt ab, ein' G'stanken z'rucklassend, daß ich nit g'wußt hab', wohin mit der Nasen.

„Aber, wie ich wieder zu Atem kommen bin, hab' ich mich mit aller G'walt z'ruckhalten müssen, daß ich nit ein' helllauten Juchezer thu'. Denn, meine lieben Leuteln, obgleich 's Schatzgut nit danach war, daß mer über sein' G'winn 'n Kopf vor Freud' hätt' verlieren können, so mußt' ich mir doch sag'n, es war a g'schenkt's Geld — und daß ich dasselbe 'm höllischen Erbfeind, so mir nix, dir nix, ohne jed's Verschreiben und Bedingen herausprazelt hab', dös war mir a Hauptspaß und hat mer a damische Freud' g'macht,

*) Abige Seite = die früher abgewendete, der Rücken.

und nit träumen hätt' ich mir lassen, daß a so lustige G'schicht' ein' traurigen Ausgang nehmen könnt', aber trau einer 'm Teufel!"

Der Zirmhofer schwieg, senkte den Kopf und starrte nachdenklich vor sich hin.

„O, Zirmhofer, mer kennt dich," unterbrach ein vorlauter Bauernbursche die andächtige Stille, „hitzt willst uns wohl aufbinden, du hätt'st 'n Morgen drauf im Schatzhäferl nix wie Kohlen oder Glasscherben aufg'funden!"

Zirmhofer warf dem Sprecher einen sanft zurechtweisenden Blick zu und sagte: „Nein, Hiesl, weit g'fehlt. Der Gangerl hat ganz gut g'wüßt, wozu er 's Geld herschießt. Sechs Wochen danach war ich — verheirat't!"

Für d'Katz'.

(1882.)

Gut'n Abend, Wirt!"

„Auch so viel, Hausiererjockl. Wieder einmal anschau'n lassen?"

„Jo, all heilig' Zeit halt. Früher hat das Oefterkommen taugt, daß mer 'n Leuten mit der War' unter die Augen herumgangen is, bis s' Lust kriegt hab'n zum Kaufen; hitzt, wo 's Geld rar is, muß mer sich aufs Seltenwerd'n verlegen, muß ihnen mit 'm Kram völlig aus 'm G'sicht gehn, daß s' Angst krieg'n und schleuni zum Feilsch'n anheb'n, weil s' nit wissen können, ob ihnen unser Herrgott 's Leben schenkt, bis mer wieder einmal mit ein'm gleichen Stückl 's Wegs kommt."

„Bist a Schlauer, verstehst 'n Vorteil."

„Gib du mir deine fetten Bissen, lass' ich dir gleich mein' Kraxen dafür, samt der Schlauheit und 'm Vortel. Was ich sag'n wollt', 'n Tagwerker Domini bin ich grad begegnet."

„Is just kein' Ehr'."

„Er war auch mit einer Begleitung, die keine bringt. Ein Schtandar hat 'n eing'führt. Er soll beim Grindelbauer eing'brochen hab'n."

„So, so? Na schau, das nimmt mich gar nit wunder. Is ja nit sein erst's Stückl in derer Weis'."

„Was d' sagst! War er denn schon mal eing'sperrt g'west?"

„Dös nit. Damal is er ganz heil davon kommen. War a lustige G'schicht. Weißt es nit? Na, los zu. Wird dir taugen. Kannst's unter d'Leut' bringen. Kennst ja wohl die alte Bräuningerin, 's selbe alte, zaundürre Weiberl, was d'Kitteln so im Griff hat? Sie fürcht' si allweil, daß sie

s' vor Mägrigkeit verliert, und da krampft sie sich randweis' in d'B'satz ein und ruckt all's miteinander af d'Höchen. In der Brunngassen hat's ein klein's Häuserl und weit davon ein' klein' Acker mit Grundbirn' und af all'n zwei'n mehr Mäus', als s' drein und drauf unterbringen kann. Vorm Jahr war's, da is ihr a alte Katz' krepiert, z'erst hàt s' im ganzen Haus h'rumg'sucht und g'lockt: ‚Mitzi, Mitzerl! Wirst doch kein' schlechte Mutter machen und deine Kinder verlassen? Mein schön's, lieb's Mitzerl' — und wie sie's liegen sieht, sagt s': — ‚Ach mein, jetzt is dös Mistvieh richtig hin wurd'n.' Na, mit einer toten Katz' war nix anz'fangen; wann sie s' aber af ihr'm Feld eingrabt, so is dös a Dunger wie a anderer. Weil sie sich doch g'scheut hat, daß sie s' so ledig anfaßt, bind't sie s' fein sauber in a alt's Tüchl, nimmt 's Packerl unterm Arm und geht schön langsam nach ihr'm Acker.

„Nit weit davon steht die Hütten, wo der Domini drein haust mit Weib und Kinder, wo dö schrei'n, so krieg'n s' von der Mutter d'Lotteriezetteln zun Spiel'n und vom Vadern Schläg' und dös wird fürs Schulgeh'n abg'rechnet. Na, 'n selben Abend is der Domini just fuchsteufelswild am Feldweg g'standen, wie allmal mit ein' großen Durst, aber — wie oftmal — mit kein' klein' Groschen im Sack. Steht da und fahrt sich a Oeften, wie sein Brauch is, mit der Linken übers Kreuz, was ihm g'wiß nöt vom viel'n Arbeiten weh than hat, und rasaunt herum: ‚Kein Herrgott hilft unserein'm, wann mer ihm gleich alltag sein Vaderunser oder a paar bet't.' — Muß aber auch a Freud' für 'n Herrgott'n sein, wann ihn so a Schnapsbruder Vader heißt! — Und schreit er: ‚Himmelsapperment, hitzt gilt mer schon all's gleich, ich thu' was!' Schon a Zeit hat er die Bräuningerin daherfteigen g'sehn und bemerkt, daß s' was tragt, und wie s' ganz nah' is, faßt er mit der Linken ans Kreuz und mit der Rechten nach 'm Paket: ‚Her damit, Alte,' und fort war er und dö wär's auch gern g'west, aber nach der anderen Seiten zu, doch aus Angst hat s' nit von

der Stell' können, wie s' spater g'sagt hat, ‚nit um a G'schloß', ich mein' aber, sie hätt' gehn oder laufen mögen, sie hätt' keins dafür kriegt, einer Alten gibt mer doch fürs Davonerkennen kein G'schloß, ehender verheißt mer's einer Jungen fürs Zulaufen. Mittlerweil is der Domini, schier ein' Kopf größer, in sein' Hütten treten. ‚Da schaut's her, was 's für ein' Vadern habts,' schreit er sein' Leuten zu und wirft 's Packl af 'n Tisch; wie aber 's Mitbrachte näher is ang'schaut worb'n, da sein s' alle miteinander ausg'rennt, so ein' Eil' hab'n s' g'habt, daß s' in d' frische Luft kommen.

„Ich kann's nit sagen, wer dö Sach' verzunden hat, aber mit einmal krieg'n wir allz'samm' a Vorladung vors Kreisgericht, der Domini, d'Bräuningerin, ich und noch paar, dö von näher oder von weiten 'n ganzen Attak mitang'schaut hab'n. No, dö Bräuningerin hat einer von uns af 'n Wagen g'nummen, und so sein wir halt ins G'richt g'fahren. Der Domini hat z' Fuß gehn können, is auch gleich in aller Fruh von daheim fort, war ihm just nit leid, daß er ein' ganzen Tag hat feiern können und ein'm löblichen Kreisgericht daran d'Schuld geben. Wie wir dort hintreffen, weist mer uns gleich in d'Stub'n zun Herrn Adjunkt; is a g'spaßiger Mann g'west, derselbe Herr. Er dürft' mal, daß er über alles B'scheid weiß, auch probiert hab'n, wie 's Aufhängen thut, denn er hat allweil um sein' Hals h'rumg'fingert, als ob 'n dort noch 's Strickl einschneiden thät.

„Gleich nach uns tappt der Domini herein, und wie er d'Bräuningerin ansichtig wird, sagt er zu der: ‚Ah, haben s' dich schon eing'liefert, du alte Hex'? Dös is mer lieb. So is halt doch noch a Gerechtigkeit im Land. Du hast mich nit schlecht betrog'n! Herr Adjunkt,' sagt er drauf zu dem, ‚freiwillig hat sie sich von mir berauben lassen, hat auch a rechtschaffen's Binkerl mitg'führt, was war aber drein?'

„‚Jessas, du diebischer Raubmörder,' belfert die Bräuningerin, ‚beklag du dich noch! Dukaten hätten 'leicht drein sein sollen? A verreckt' Vieh war drein, und dös war dir vergunnt.'

„Auf dös hat 'n Adjunkt der Hals kitzelt, und er sagt: ‚Lieb'n Leut'! Woll'n annehmen, 's war alles doch nur ein G'spaß.'

„No zetert d'Bräuningerin: ‚A sauberer G'spaß, wo eins drüber siech könnt' werd'n vor Schrecken, oder hin auch gleich!'

„‚Hätt' dir auch nit g'schad't,' eifert der Domini geg'n ihr und drauf zun G'richt: ‚Ah na, Herr Adjunkt! Denken s' Ihnen, Sö hätten heim Weib und Kind hungern und gehn in der ehrlichen Absicht vom Haus, eins anz'packen, und krieg'n nix als a tote Katz'! Dös lass' ich nit für ein' G'spaß gelten!'

„Dösmal muß aber 'n Herrn Adjunkt 's Strickl höllmentisch eing'schnitten hab'n, denn er is in d'Höh' g'fahren. ‚Du bist a Vieh!' schreit er 'n Domini an. ‚War's kein G'spaß, so ist's Raub g'west und dafür kriegst bei aller Gnad' und Barmherzigkeit paar Jahr'.'

„‚Für d'Katz'?' fragt der Domini ganz dumm.

„‚Für d'Katz',' sagt der Adjunkt.

„‚So, so? no, no!' sagt der Domini. ‚Schier mein' ich schon selber, 's wär' nur a G'spaß g'west.'

„Drauf hat er so a deppets Gelachter ang'hebt, daß mer sich alle miteinander nit anders hab'n helfen können und mitlachen mußten. Und so is's zu sein' guten Glück fürs erst' Mal dabei blieb'n und all's für die Katz' g'west. Dösmal aber wird wohl der Herr Adjunkt nit lachen, der Grindelbauer auch nit, und am allerwenigsten der Domini. Hab' mir's doch gleich damal schon denkt, dö Katz' laßt Haar', und davon bleibt was anhängen."

Die Heimkehr.

(1886.)

Die Sonne brannte hernieder, die Steine auf der Straße waren so heiß, daß kein Bettler sie aufgelesen haben würde, um damit nach bellenden Hunden zu werfen, wenn es an diesem Tage welche gegeben hätte, denn die Tiere hatten sich verkrochen und lagen mit lechzender Zunge, die Beine von sich gestreckt, längelang in irgend einem Winkel. Feiner fahlgrauer Staub lag über allen Wegen, stob unter jedem Tritte, unter jedem Wagenrade auf, aber da die Füße sachte traten und die Räder langsam Speiche für Speiche sich umdrehten, so sanken die Wölkchen, welche Fußgänger und Wagen auf Steigen und in Geleisen aufjagten, schwerfällig und wie matt an der Stelle in sich wieder zusammen. Kein Lüftchen regte sich, es war ein Mittag zum Verschmachten und Erntezeit noch dazu. Die Felder waren belebt von Arbeitern, die mit Mühe ihrer Ermattung Herr blieben; die Häuser der Ortschaften standen verlassen.

Auf weite Ferne zeigte sich die Straße, die an den Dörfern vorüberführte, unbegangen und unbefahren, denn das einzige Gefährt, das ab und auf zu erblicken war, stand am Fuße eines kleinen Hügels wie angewurzelt; es war ein sogenanntes Steirerwägelchen, das braune, magere Pferd davor hielt den Kopf tief gesenkt, es schien von seiner Entschließung abgehangen zu haben, ob es weiter wolle oder nicht, und angesichts des ansteigenden Weges hatte es sich offenbar für das letztere entschieden und war stehen geblieben.

Auf dem Kutschsitze befanden sich zwei schlafende Männer: ein kleines, greises, verrunzeltes Bäuerlein, der Fuhrmann; seinen Händen waren die Zügel entglitten, die Peitsche lag

im Straßenstaube, der Hut war dem Alten rückwärts ins Korbgeflechte gefallen, und sein Kopf mit der schwarzen Zipfelmütze lag quer über dem Magen des zweiten Schläfers, eines überlangen, robusten Menschen, der in einer ganz unglaublichen Körperverdrehung hinten über und ein gut Stück seitwärts zum Wagen hinaushing.

Je länger er in dieser Stellung verharrte, je empfindlicher mußte sich ihm das Unbehagliche derselben merkbar machen. Plötzlich fuhr er mit einem Ruck aus dem Schlafe empor, wobei er den Kopf des Männleins etwas unsanft von sich stieß, so daß der Alte, der nicht gleich wußte, wie ihm geschah, in ein klägliches Gewimmer ausbrach.

„No, no, Hans Melcher," beruhigte ihn der Lange, „sei nur gut. Komm zu dir. Es war nit bös g'meint, is nur ungern g'schehn. Schau, sein mir heilig all' zwei da eing'schlafen. Is kein Wunder bei so einer einduseligen Hitz'. Ich glaub' gar, der Braun' halt't auch a Schlaferl. Thut mir leid, das Vieh aufwecken zu müssen, aber das Büherl*) muß er uns schon noch h'naufziehen, dann könnt's weiter schlafen, wie's wöllts."

„Du wollt'st doch nach Elberfeld, wie d' g'sagt hast?" fragte der ermunterte Fuhrmann.

„Freilich will ich nach Elberfeld, aber ich hab' mir's überlegt; ich steig' enterm**) Bühel ab und geh' 'n Feldrain nach mein's Wegs."

„Ah, beileib'," meinte der Alte, „da fahr'n wir doch in einer klein' halben Stund' grad zum Ort ein; über dö Steig' gangst doch weitmächtig um und noch dazu mit der Kirchen ums Kreuz; kamst ja am verlor'nen End' hinzu, als wollt'st dich einschleichen."

„Vielleicht is's eh' nit anderscht," entgegnete der Lange. „Halt'n mer uns nit länger auf. He, suchst dein' Peitschen? Jo, dö liegt da drunten. Wart, müh dich nit, ich reich' dir

*) Bühel = Hügel.
**) Enterm = hinter dem.

s' schon h'rauf." Er sprang vom Wagen, hob die Peitsche auf und schwang sich dann wieder auf den Kutschsitz. „So, hitzt laß's g'mach vorangehn, schreck mir dös arme Bräun'l nit mit ein' gachen Streich auf. Wohl, no, wohl, hiö!"

Sie fuhren den Hügel hinan und lenkten an der anderen Seite sachte hinab. Das Wägelchen hielt an einem Feldwege.

„Dös wär' der Weg, den d' wohl meinen magst, wann dir's mit 'm Geh'n ernst is," sagte der Alte mit einem forschenden Aufblick.

Der Lange stieg vom Wagen. „Mein völliger. No, dank' ich dir schön und da hast dein Ausbedungen's." Er reichte dem Alten ein paar Münzen hinauf.

„No, vergelt dir's Gott und behüt dich," nickte freundlich der Fuhrmann. „Wird nit alt werd'n im Westentaschel bei so einer dürstigen Zeit. Hehe!" doch der andere schritt schon auf dem Feldwege dahin, und nun blickte das Bäuerlein ihm kopfschüttelnd nach. „Der will auch wohl mit Müh' hinzu, wo er gradwegs leichter hintreffen könnt', oder gang' er gar auf üblen Wegen, weil er 's Einschleichen nit verred't? No, so möcht' mer sich eh' nimmer begegnen, und 's geht mich um und auf nix an."

Er schnalzte mit der Peitsche und das Pferd trabte langsam weiter.

Der Mann, der das Gefährt verlassen hatte und nun, ohne nach selbem umzusehen, den Fußsteig über eine weite Wiese verfolgte, gehörte wohl der Sprache nach zu den Leuten in der Gegend, aber die Tracht machte ihn fremd, und er mochte von weit hergekommen sein.

Das breite, etwas derbe, aber gutmütig scheinende Gesicht, mit blassen, eingefallenen Wangen, beschattete ein grober, breitrandiger Strohhut, wie ihn die bei Bahnbauten und Erdaushebungen beschäftigten Italiener häufig tragen, eine leichte, graue Bluse saß ihm etwas stramm an den breiten Schultern und über dem weiten Brustkorb und hing dann faltig bis zu den Knieen herab, die Zwilchhose, die darunter sichtbar wurde, hatte er in die hohen Röhrenstiefel geschlagen.

„Der Tritz Poldl!"

„Jesses und Joseph! Wie käm' denn der her? Bist aber auch g'wiß?"

„No, wann er's selber sagt, wird er's wohl sein."

„Und daher kimmt er, daher g'traut er sich, wo er sich doch denken mag, mer ließ' sich mit 'm leibhaftigen Gottseibeiuns grad so lieb ein, wie mit ihm? Was will er denn?"

„Reden will er, mit all'm G'walt reden mit dir und dir von all'm 'n Hergang sag'n. Ich — hat er g'sagt — dürft' auch dabei zulosen, jo!"

„So, na is ja recht. Der kimmt mer eben g'legen. Ruf mir 'n nur h'rein. Wann mer so in Tagen und Nächten daliegen muß und fort und fort selbeigene Gedanken sich machen und döselb'n auch allanig austragen wie ich armer Wurm, da trifft sich so a extraiche Neuigkeit wie g'wunschen, wann's ein'm auch dabei a bissel kalt über 'n Rucken lauft und z'gleich in den Fäusten juckt. Hol 'n nur h'rein!"

„Aber, Mutter, so ohne Ueberleg'n —"

„Du weißt's nit, wie a öften*) ich mir schon in Gedanken vorg'stellt hab', ich kam' mit ihm noch amal z' Red' und könnt' ihm all's h'neinsagen, was ich von damal im Herzkammerl einb'schlossen b'halten mußt', samt was sich zeither hinzug'funden hat. Der klein' Bremsler von vorhin, wie ich hör', 's Geträumte wollt' mit eins leibhaft auf mich zu, is schon verwunden. Ueberlegens hat's weiter bei mir nit not. Laß 'n nit z' lang warten, bring 'n!"

Der Alte stolperte hinaus. Bald ließen sich neben seinen schlurfenden, von Stockgestampfe begleiteten Schritten die festen Tritte des Erwarteten vernehmen. Er trat mit dem Bauern zugleich ein.

„Grüß Gott, Bäuerin," sagte er. „Es thut mir leid, daß ich dich so finden muß. D'Hand will ich dir nicht reichen, denk', du wurd'st s' nit annehmen."

Die Bäuerin nickte ihm mit einem bösen Lächeln zu. „Du

*) Oeften = oftmal.

hast schon recht. Ich muß wohl sagen, ein Begegnen von uns zwei hätt' ich af derer Welt nimmer d'erwart't, und in der andern wär'n wir, wie ich von Gott's Barmherzigkeit wohl erhoffen darf, nit an ein'm Ort z'samm'g'troffen! Wie sich aber das schicken konnt', daß du jetzt doch da zur Stell' sein magst, möcht' ich wissen; bist ausgebrochen?"

„Nein, sie haben mich freig'lassen. Der Kaiser hat ein' Bub'n g'kriegt, und da is, wie sie's benamen*), a Amnestie ausg'schrieb'n worb'n, und weil ich mich im Strafhaus brav g'halten hab', hat mich der Verwalter für dö Begnadigung empfohlen, und ich konnt' gehn und komm' grad noch z'recht, daß ich mich meiner alten, verlassenen Mutter annehmen kann, dö d'Leut' unschuldigerweis' für das hab'n leiden lassen, was doch nur ich gethan hab'. Zu ihr war mein erster Gang, ihr mein Eing'kauft's und Erspart's zutrag'n, mein zweiter war daher zu dir."

„Und du hast dich nit lieber ins Erdwinkerl, wo 's selb' alte Weib haust, verschlossen, daß du von uns nix weißt und wir nit von dir? Macht dich dein unverhofft' Glück so weit übermütig, daß du mir aus Trutz unter d'Augen gehst, nit anderscht, als wollt'st mir aufweisen, daß ich dir damal nit g'nugsam g'flucht hätt'? Und du fürcht'st dich nit, daß ich's nachhol'? Gleichwohl, wann ich's unterlass', g'freu du dich nit, denn ich thu's nur meinetwill'n, kein' Sünd' mehr auf mich z' laden, wo ich — wer weiß wie bald schon — vor Gottes Thron muß! Doch sei sicher, daß ich da drob'n unsern Heiland fortzeit anliegen will, daß dir nimmer kein' ruhige Stund' af Erden g'schenkt sein soll!"

„Red doch nicht so weibfahrig**). Du wärst a rare Heilige, die d'Sünd' sich für 'n Himmel aufspart. Meister a weng dein' Zorn und hör mich an. Eb'n dein'm damaligen Fluchen wegen bin ich da, aber nit dir zum Trutz, sondern um dir z' sagen, du hätt'st zum wenigsten Not und Anlaß dazu g'habt."

---

*) Benamen = benennen.

**) Fahrlässig wie ein Weib.

„Willst du vielleicht auch mir ins Gesicht leugnen, wie 'n G'richtsherrn, daß du 'n Scheibner Franzl erschlagen hast?" schrie das Weib erregt.

„Bewahr, dir will ich ja nix verschweig'n, dir will ich ja anvertrau'n, was weiter kein' lebende Seel' af Gott's Erdboden von mir erfahren soll! Dö G'richtsherr'n hab' ich freilich wohl ihr'n eigenen Weg gehen lassen, und dö hab'n mir schließlich auch alles fein und findig g'nug auf- und nachg'wiesen und mich af lebenslang verurtelt; vorm Eing'stehen aber hat mich der Doktor g'warnt, der mich verantwort't hat, denn af a solch's hin hätten s' mich auch aufhängen können, und das wär' mir der Scheibner doch nit wert g'wesen. Und wie mir der nämlich' Doktor das Hölzl g'worfen*) hat, ich möcht' mich ausreden, wir wär'n zufällig strittig word'n und unversehen üb'reinand' g'raten, da hab' ich auch kein G'hör drauf geb'n, es wär' a Lug g'west, und Sünd' wollt' ich keine, 's Scheibners weg'n, af mich nehmen."

„Heilige Mutter Anna!" zeterte entsetzt die Bäuerin und schlug die mageren Arme über dem Kopfe zusammen. „Kein' Sünd', sagt er, kein' Sünd', wie a leichtverzeihliches Lugen is, wollt' er z'weg'n dem af sich nehmen, den er ums Leben bringt! Ja, rechenst du die Mordschaft an ihm, wie d' ihn vom breiten Weg in 'n Wildbach g'stürzt hast, für kein' Sünd', die dir sein'thalb af der Seel' brennen soll, du dreifach verhöllter Mordknecht, du?!"

Der Tritz Poldl winkte beschwichtigend mit der Hand. „B'halt nur deine Wort' im Gedenken, Bäuerin, wir kommen spater schon noch drauf z'ruck."

„O, wohl behalt' ich alle meine Wort' im Gedenken, auch mein' ersten Schrei weiß ich noch allz'gut, wie damal dein' Mordthat ist offenkundig word'n; 'n Tag hab' ich verflucht, wo du uns unters Dach kämma bist!"

„Dadrauf kommen wir auch," brummte der Poldl.

Aber die Bäuerin fuhr laut schreiend fort: „Wann du

*) Die Andeutung gemacht.

nit g'wesen warst, du Auswürfling, wann du nit der Viktel ihr'n Schatz vom Leben g'bracht hätt'st, so säß' s' jetzt af 'm Scheibnerhof als d' reichste Bäuerin im Thal!"

„Sie säß' nit, Anzingerin! Da kommen wir erst recht drauf!"

„Willst du mich narren mit dein'm ewigen Draufkommen? Laß dir sagen, worauf ich dir g'kommen bin, was du freilich dich ausz'sagen g'scheut hast, und was ich bis heut bei mir b'halten hab', weil ich's nit vor aller Welt vorbringen wollt'; es wär' uns nur a Schand' g'west. Aber dir ins G'sicht, du Schuft: verliebt warst in unser Viktel! Schon gleich anfangs hab'n mir die Augen nit g'fallen, mit dö du dös noch halbwüchsige Menscherl betracht't hast und wie s' mannbar war, hab' ich wohl g'merkt, wie du um sie h'rumg'schlichen bist, aber Zeit hab' ich dir keine g'lassen und Gelegenheit hab' ich dir keine geb'n, daß du mit ihr hätt'st verkehren können; erst wie ich g'wiß war, daß du ihr so z'wider warst, wie sie dir lieb, hab' ich 's Lauern sein lassen. Aus Eifersucht hast du ihr 'n Scheibner Franzl erschlagen! Weil du nit, sollt' sie auch kein anderer haben, und weil s' nit mit dir dein Elend teil'n wollt', sollt' s' auch von kein'm Glück nix sagen können! Laugn's, daß's anderscht war, wann d' kannst!"

„Die Lieb' zu der Viktel laugn' ich dir nit, aber was d' mir an thörichten Eifern und an schandbarer Bosheit zuschreibst, dös trifft nöt zu. Die Dirn' war mir lieb wie mein Leben. Wann ich dö neunzehn Jahr' und drüber, dö ich inner 'n Mauern g'sessen bin, freiledig h'rumg'loffen wär', ich hätt' mich doch um kein' andere umg'schaut, freilich — nachdem s' vom Scheibner mit ein' Kind 'gangen is — auch um sie nimmer, aber dazu hätt' mich nicht erst 's Strafhaus z'bemüssen g'braucht, daß ich ledig bleib'; ich wurd' nach keiner zweiten g'sucht hab'n.

„Mir war die Dirn' so heilig," fuhr der Tritz Poldl fort, „daß's mir ganz unvorstellig war, wie mer ihr mit ein'm unehrbar'n Zumuten unter d'Augen gehn könnt'; aber

auch mein' ehrbare Lieb' ihr anz'tragen, hat mir d'Kuraschi g'fehlt, und maniche schlaflose Nacht hat mich 's Nachsinnen g'kost't, af welche Weis' ich mich wohl am g'schicktesten dazu anstellen möcht'. Doch just wie ich mir's so halbwegs z'recht-g'legt g'habt hätt', wie ich's angeh', war's z' spat; da war s' schon mit 'm Scheibner Franzl verbandelt. Mir is's schwer g'nug g'fallen, dö Dirn' verloren z' geben, noch härter war mir's aber, daß es um den Bub'n g'schehn mußt', doch von Eifern war kein' Red', da müßt' ich drauf ausg'west sein, sie ihm wieder abwendig z' machen, und a Weib nimmt mer nit aus zweiter Hand, je lieber ein'm 's selbe sein mag, je weniger versteht man sich dazu. Wer aber nit amal 's Zeug hat, 'm andern d'Dirn' strittig z' machen, der hat's wohl noch weniger dazu, daß er 'n selben aus Eifersucht umbringt, und darauf, daß ich der Viktel all's Glück von der Welt vergunnt hab' und heunt noch vergunn', darauf, Anzingerin, siehst mich d'Hand af 's Herz leg'n! Dein' Reden nach thut s' ja noch leb'n, sag mir, wie geht's ihr denn?"

„Dank' der Nachfrag'. Der Wirt von Braunstetten hat sich bald danach in sie verliebt. Der war nit so heiklig wie du und hat s' g'heirat't und auch ihr'n Bub'n zu ihm g'nommen. Unang'sehn d' viel' Arbeit, geht's ihr ganz gut, und sie lebt recht z'frieden mit ihr'n Mon."

„Und der Bub' — macht er ihr und 'm Pflegevater wohl recht a Freud'?"

„Ei jo, er is a hellauf brav's Bürschel word'n."

„So, so? No, das is ja recht, das is wohl recht recht!"

Der lange Tritz Poldl wirbelte seinen Strohhut rasch zwischen den Fingern herum und hob bald das rechte, bald das linke Bein. „So war's doch nit umsonst! Das einzige, was mich oft fürchten g'macht hat, war, daß's etwa umsonst g'wesen sein möcht'."

„Was?" schrie die Alte, die sich unterdem bewußt geworden war, daß sie in ihren letzten Reden eine gewisse Sanftmut hatte merken lassen, und nun darüber in um so größeren Zorn geriet. „Du lügnerischer Schuft und Erz-

heuchler, thust du nit, als möcht'st d' dir gar noch af dein' himmelschreiende Sünd' was z' gut thun! Wann dich nit Eifersucht noch Bosheit afg'stift't hat, wann du's nit uns z'leid und dir z'lieb g'than hast, z'weg'n was wär's denn dann nachher überhaupt g'schehn? Warum, wenn dir an der Viktel ihr'm Glück was g'legen g'west wär', hast ihr dös zernicht't, was ihr schon aufg'spart war?"

Der Tritz Poldl richtete sich auf, so lang er war, und sagte nachdrücklich: „Mein' liebe Anzingerin, 's Glück konnt' deiner Dirn' damal keiner mehr zernichten, und was ich unternommen hab', das war nur geg'n 's Elend, was ihr aufg'spart g'wes'n wär'!"

Die Bäuerin starrte ihn mit offenem Munde an; der Bauer stöhnte Töne der Verwunderung heraus.

„Des verlaubt's schon," sagte der Tritz Poldl, sich einen Stuhl herbeiziehend. „Ich bin müd', daß ich nimmer warten kann, bis ös mich sitzen heißt!"

Er setzte sich an den Tisch, der in der Mitte der Stube stand. Vor sich niederblickend, trommelte er mit den Fingern einen kurzen Wirbel auf der Platte, dann hob er den Kopf und fuhr fort:

„Jo, Anzingerin, da bist wohl nach der g'fehlten Seit' hin af der Lauer g'leg'n! Hast auch recht scharf g'sehn, wie alle Mütter, wo ihnen a Freier nit ansteht, aber herentgegen, wann ihnen einer in d'Augen sticht, da rinnen ihnen döselben völlig aus. Du hast das Nachlaufen von dem Burschen und das H'rumziehn mit ihm für a G'spiel g'halten, wobei dein Viktel 'n Scheibnerhof g'winnen muß, und nit bedacht, daß sie dabei auch ihr Ehr' verlieren könnt'! Du, dö nah' hätt' zusehn können, ob's wohl ehrlich zugeht, hast dich fern g'halten, und ich, der ich mich schicklicherweis' fern halten mußt', konnt' nit nah' hinzusehn; du hast aber auch dann noch wie d' blinde Kuh in 'r leeren Eck', wo nix z' haschen is, mit 'n Händen nach der Luft g'faßt, wie schon lang 's G'sind hat zun Munkeln ang'hob'n über der Viktel ihre eing'fallenen Aug'n und über ihr sichtlich's H'nunter-

kränken, weil der Scheibner Franzl ang'fangen hat, allweil seltner zuz'sprechen und immer häufiger ausz'beugen, wann sie ihm 'n Weg hat kreuzen woll'n. No und da war's an dem Kirtag vor neunzehn Jahr'n, wo einer mit mir vom Tanzboden heim'gangen is, und der sagt zu mir: ‚Poldl,' sagte er, ‚wann mir recht is, hätt'st du a Schneid' auf dein' Bauern sein' Viktel.' — ‚Du, Narr,' sag' ich ihm drauf, ‚dö is ja 'm Scheibner Franzl seine.' — ‚No,' sagt er wieder, ‚dem wär's recht lieb, wann ihm jetzt einer ins Gäu gehn möcht'.' Er wüßt', er hätt' was ang'stellt, und er käm' gern in gutem davon. Ich brauchet mir da nix dran g'legen z' sein lassen, denn wann ich nit Ernst machen wollt', hätt' ich, als zweiter, 's Sitzenlassen immer leichter wie der erste; würd' ich aber aus ein'm Knecht 's Bauern Schwiegersohn, so könnt' ich mich wohl dazu verstehn, z'neb'n der Kuh auch 's Kalb ins Futter z' nehmen. — Da hab' ich mein' Faust aufg'hob'n und ihm bedeut't, wann er noch weiter a Weil' so schandbar von mein' Bauersleuten und schlechtanwürfig*) von mir reden möcht', so schlaget ich ihm wohl alle Zähn' 'n Hals h'nunter. Drauf hat er sich nit mehr vernehmen lassen. Dö Nacht aber hab' ich wenig schlafen können, es ist mir wach und im Traum d'Viktel vorg'kommen und was aus der jetzt wohl werd'n mag.

„Und bald a Nacht drauf weckt mich af amal 'gen Mittnacht zu a laut's Weinen vom Garten her. Ich krall'**) in d'Höch', geh' zum Fenster hin und siech nah' davor d'Viktel mit der Oberdirn', der Regerl, stehn, und das alte Frauenzimmer hat mit all' zwei Händen 's junge bei'n Kopf ang'faßt g'halten und g'streichelt und g'schmeichelt und gute Wort' geb'n und g'tröst't. Ich hab' d'Fensterriegel schön stad***) z'ruckg'schob'n und a Hand breit 'n Flügel aufg'macht, und da hat grad dö Viktel zum Reden ang'hob'n, und ich hab'

*) Anwurf = Zumutung.
**) Krall' = klettere.
***) Stad = langsam, leise.

g'hört, wie sie sagt, wann s' der Scheibner Franz in der Schand verlassen würd', so thät' sie sich selber a Leid's an, — bei all'n Heiligen im hochen Himmel drob'n, dö ihr dann in ihrer letzten Not beistehn mög'n!

„Darüber bin ich so erschrocken, daß mir d'Händ' zum Zittern ang'hob'n hab'n, ich hab' hart geg'n a Scheib'n g'stoßen, und das Scheppern hat die zwei draußen fort-g'scheucht. Bis in d'Fruh' wollt' ich mir einreden, es wär' 'leicht nur a wüster Traum g'west oder a ein'bild'ts G'sicht, aber wie ich mir dann spater d'Regerl auf d'Seit' g'rufen und zur Beicht g'zwungen hab', da mußt' ich mich wohl für wach geb'n, und ich und dö alte Oberdirn' war'n einer Meinung, daß, wann sich ereignet, was d'Viktel fürcht't, dö ganz g'wiß Ernst machen würd'!

„Von der Stund' ab hab' ich mich mit dem Gedanken g'tragen, wie das Unglück z' verhüten wär'. Volle acht Täg' hab' ich mich jed' freie Zeit an den Lumpen h'rang'macht und ihm von nix anderm vorg'red't als von der Viktel. Unter Lachen, das mir wahrlich nit vom Herzen g'kommen is, hab' ich ihm erzählt, wie s' gar so unsinnig in ihm verliebt sein thät', und allein aus Erbarmnis schon sollt' er das arme Hascherl*) nit verlassen, und dadrauf könnt' er sich doch auch kein' Rechnung machen, daß er a zweit's Mal af derer Welt so a verschamerierte**) Katz' wiederfand'! Ein andermal hab' ich ihm zur Abwechslung ernst ins G'wissen g'red't, beiläufig auch, daß nit eine wie d' andere wär' und schon manche in dem Fall Hand an sich selber g'legt hätt'. Drauf sagt der Schandkerl, das thät' die eine wie die andere in jedem Fall, wenn sie sich vorm Schlafengeh'n ausziehen. Kurz, ganz zum Verkehrten is's mir ausg'schlag'n; zu meiner Ernsthaftigkeit hat er g'lacht und zu mein' Spaßigthun a finster' G'sicht g'zog'n. Es war umsonst und er meiner bald überdrüssig, wär' ich nit der stärkere g'west, ich glaub', er

*) Erbarmungswürdiges Ding.
**) Verschamerierte = verliebte.

hätt' mich am liebsten hinwegg'prügelt, so hat er mich neben seiner herzotteln lassen, bis ich's müd' worden bin, kein G'hör z' finden und Grobheiten einz'stecken.

„Mit ihm war auf kein' Weis' zum Ziel z' kommen.

„No und wie ich wieder amal so a Nacht mit 'm bleischweren Schädel wachsitz', da schießt mir der Gedanken ein, wie aber wann er mit amal versterben thät'? Wann den Malefizlumpen unversehens der schönste Teufel holet, dann hätt' d'Viktel kein' Anlaß zu ihr'm sündig' Vornehmen und kein' Ausred' dafür; denn du mußt wissen, Anzingerin, ein' Brauch hat er noch bis af d'Letzt an ihm g'habt, für den ich ihm jed'mal an d'Gurgel springen und 'n hätt' würgen mögen; wann er nämlich dem armen Mensch nimmer ausz'weichen vermocht' und ihr standhalten mußt', dann hat er s' an sich h'rankommen lassen, dö zuckersüßest' Grinslarven dazu g'schnitten, all ihre Vorwürf' ang'hört, als wären die 's unverdienteste Beschulden, hat s' begütigt, ihr d' besten Wort' geben und alles versprochen, was sie verlangt hat. Hinterm Rucken hat er s' freilich gleich drauf ausg'lacht. Sie aber is nach jedem solchen Z'sammensein ganz glückselig heimg'kommen, zur Regerl g'laufen und hat ihr vom Scheibner Franzl erzählt, als von ein'm, den ganz ung'rechterweis' üble Nachred' trifft, und war wieder af Tag und Wochen lang voll Zutrau'n und Freudigkeit.

„Dös niederträchtig' Spiel, ob dem mir all'mal d'Arm von Fäusten bis zu d'Achselhöhl'n zum Schütteln ang'hob'n hab'n, war sein Verderben; denn ich mußt' mir sag'n, wenn ich dem, ohne daß's aufg'deckt wurd', mit dem falschen Spieler z'gleich a End' mach', so is das der Viktel ihr Rettung; dann is und bleibt er in ihr'n Gedenken der brave Bursch, den nur der Tod verhindert hat, seine Versprechungen einz'lösen, dann halt't sie sich nit für in der Schand', sondern im Unglück, wie viele Dirnen, denen a getreuer Verlobter vorzeit wegstirbt. Und in Unglück würd' sie sich z' schicken wissen, und in der Meinung, daß der Vater von ihr'm Kind sie nit verlassen hätt', könnt' sie auch dösselbe nit verlassen

und sich, 's Vaters wegen, leidig und freudig zur Mutterschaft bekennen, des letztweiligen Befremdthuns nit anders gedenk', als wie einer Launigkeit, und getröst't: daß halt nit sein wollt', was g'west wär', daß sich aber das nur derweis' g'schickt hab'n wurd', als's sein sollt'!

„All das hat mir von Ur bis z' End' eing'leucht't schon d'selb' Nacht, wo ich mir's z'recht g'legt hab', und is mir immer einleuchtender word'n, je länger ich drüber sinniert*) hab'; aber wenn's völlig stimmen sollt', Anzingerin, dann mußt' a blutig' Z'samm'raiten**) bevor gehn. Nit nur der Gedanken, wie schwarz mich so a Schreckthat vor 'n Leuten hinstellen wurd', noch mehr der, daß ich in der Viktel ihr'n Augen für all' Ewigkeit schwärzer wie der Teufel gelten müßt', hat mich zagen und zaudern g'macht. Aber eben, weil's ihr Leben und das vom unschuldigen Kind golten hat, weil kein' Zeit zu verlieren war, denn ich konnt' ja nit wissen, wie lang dem Lumpen 's Verstellen noch Spaß macht, ob er nit von heut af morgen d'Larven abthut, weil f' ihm nimmer z' G'sicht steht, so hab' ich mich entschlossen zum Austrag, und um mir selber kein Loch zum Durchschlupf z' lassen, hab' ich festg'setzt, wie z'nächst wieder so a Z'sammenkunft stattfand, wo der Spotter***) dem armen Ding sein falsch' Lied vorpfeift, 'm selben Tag noch dreh' ich ihm sein' verlogenen Hals um!

„Drei Tag' nach mein' B'schließen hat sich das Vorg'seh'ne ereignet, und nun mußt' ich auch der Mann sein, der 's Wort, was er ihm selb'n drauf geb'n hat, redlich einlöst. Mit 'm Mittagläuten war'n dö zwei voneinander 'gangen, mit Vesper war ich draußen mit ihm af 'm breiten Weg; ich hab' ihn af Steigen, der Kreuz und Quer' nach, dorthin z'führen g'wußt. Noch einmal versucht' ich's, ihm der Viktel halber z' Herzen z' reden. Er hat mich groß ang'schaut,

*) Sinniert = nachgesonnen.
**) Z'samm'raiten = Zusammenrechnen.
***) Spotter = Spottvogel.

denn bisher unterm Geh'n hatt' ich von all'm Erdenklichen Red' g'führt, nur von ihr nit, daß er mir nit etwa auswischt. Er steht also a Weil', dann lacht er und meint: weil ich mir so viel Müh' gäb', ihn mit der Dirn' zu verheiraten, so müßt' mir die wohl ein' g'hörigen Kuppelpelz versprochen haben, und wie ich mich um die Sach' annähm', so verdient' ich eigentlich schon ein', wozu mer 's Maß vom Kirchturm abnehmen müßt', wann's nach Recht und Billigkeit ging. Damit wend't er sich ab, spuckt aus und nennt mich ein' Kupplerkerl. Ich hab' unterdem das Tuch, worein ich ein' Stein eing'bunden g'tragen hab', in meiner Taschen g'lockert, das hat er g'sehn und ist auf mich zug'stürzt und wollt' mir's nit h'rausziehen lassen, schreiend, er sähet nun wohl, wo's h'naussollt', und paarmal nach Hilf' rufend; danach haben wir eine Weil' über ohn' Laut mit aufeinandergebissenen Zähnen gerungen. Bald aber konnt' ich mich seiner ledig machen und 'n Stein schwingen, und da hab' ich ihm zwei Streich' über 'n Kopf versetzt, mit 'n Worten: ‚Das is für d'Viktel, dö d' für Zeit und Ewigkeit verderben wollt'st, und das für 'n Kupplerkerl!' Ob er das ganz oder nur mehr zum Teil verstanden hat, weiß ich nit, denn er hat gleich unterm ersten Hieb zun Taumeln ang'hob'n und is nach 'm zweiten ohne B'sinnen hing'fall'n; dann hab' ich ihn ang'faßt und übers G'länder in 'n Wildbach h'nunterg'worfen. Ich hab' g'sehn, wie's ihn dort unten zwischen zwei Steinklötz' einklemmt, und bin so lang am Wegschranken lehnen blieb'n, bis ich sicher war, er kommt nimmer herauf, dann bin ich heimzu.

„Ich hab' mir g'sagt, nit mein'twill'n, sondern der Viktel halber hat das g'schehn müssen, und viel ruhiger, wie all die Nächt' her, wo ich in Gedanken daran g'legen bin, hab' ich döselbe Nacht zug'bracht, wo's vorüber und g'schehn war.

„Wie mer 'n Morgen drauf sein' Leich' h'rausg'fischt, d'Schädelbrüch' entdeckt, neb'n sein' Tabaksbeutel mein Messer aufg'funden und auf der Straßen d'Trittspur'n vom Ringen vermerkt hat, das, so wie all's andere, was drauf g'folgt is,

wird dir wohl noch erinnerlich sein, Anzingerin? Aber wie ich jetzt mit einmal durch Zufall freig'kommen bin, war mein erst's Denken, dich afz'suchen und zur Red' z' bringen, wovon du nit weißt; denn schon a Weil' her ziemt mich, es wär' nur recht und billig, daß auch eins aus euerer Sippschaft weiß, was ich der Viktel willen auf mich g'laden hab', und was wohl nur selten einer um ein anders, und wär' ihm das noch so lieb, af sich lad't. Sie selber mußt' da aus 'm Spiel bleib'n, g'setzt auch den Fall, sie hätt' 'n Franz so weit vergessen, oder danach g'nauer erkennen g'lernt! Auch brave Weiber bewahren oft ein'm Halunken, der sie vormal drang'kriegt hat, a bessers Gedächtnis, als ein'm ehrlichen Kerl, der sich d' längst Zeit in der Still' für sie aufopfert. Sö sein halt so viel schwer wahrnehmbarig*). Uneracht't aller Reden, bleibet ich für sie doch der Teufel; für dich werd' ich wohl auch zu kei'm Engel, aber von dir kann ich a Einseh'n verlangen. Mit der Welt wär' ich afgleich; dö Straf', was döselbe über mich verhängen z' müssen glaubt hat, hab' ich abg'büßt; daß s' bei dem Handel — für ein' Menschen ihr' zwei — im Vorteil war, is ihr verschwieg'n g'blieb'n, aber vor Gott war's offenbar seit mei'm ersten nächtigen Drangsal, daß's zwei Seelen um eine gilt, und was er mir dafür in seiner Barmherzigkeit oder seiner Gestrengheit auferlegen wird, das werd' ich wohl tragen müssen, doch is das a Sach' ledig zwischen ihm und mir und hat weder dö Welt noch dich, Anzingerin, was z' bekümmern. Wann mich dö vom Scheibnerhof lieber aufg'hängt wüßten, als s' mich lebend herumgehn sehn, so wär' mir's wohl begreiflich, aber du, Bäuerin, hast's weder damal not g'habt, der Stund' z' fluchen, wo ich unter euer Dach g'kommen bin, noch hast's heut, 'n Herrgotten anz'rufen, daß er mir mein kümmerlich' Leb'n noch kümmerlicher machen möcht'!"

Die Bäuerin sah vor sich auf die Bettdecke nieder und sagte leise: „Nein, Tritz Poldl, lieber will ich dir wohl jetzt

*) Wahrnehmbarig = wahrnehmend.

fleißig fürbitten bei ihm, daß er dich in seiner Gnad' nit all's z' viel mit der Reu' beschwert."

„Reu' is für ein', der unternimmt, was er hint'nach nit das eine einzige Mal möcht' unternommen haben; wer aber thut, was er unter nämlich'n Umständen nit anders wieder thät', dem kann wohl, was ihn dazu bemüßt hat, schwer af d'Seel' fallen, doch das Verricht'te kann er nit ung'schehn wünschen! Sei also für dein' gut'n Will'n bedankt, Bäuerin, aber dein' Fürbitt' kannst dir erspar'n. Ausg'red't hätt' mer sich, was ich dich wollt' wissen lassen, das wüßt'st jetzt, so sag' ich dir denn B'hüt Gott für Zeit und Ewigkeit; af Erden beschwer' ich dich nimmer, sollt' mer sonst amal drüber oder drunter der Welt, oder gar seitwärts davon z'samm'treffen, so können mer uns ja erzählen, wie 's uns weiter ergangen is. Willst mir d'Hand reichen, ich achtet's für billig, so thu's, wann nit, mag ich auch so gehn."

Die Alte rührte mit den Fingerspitzen an die dargereichte Rechte und zog dann die Hand rasch zurück.

„Gut' Nacht, Anzingerleut'!"

Der Tritz Poldl kehrte ihnen den Rücken zu und ging aus der Stube.

Die Bäuerin sank in die Polster zurück und schloß die Augen.

Der Bauer trat besorgt hinzu. „He, Mutter, was hast denn? Is dir was?"

„Nix nöt, Alter. Laß mich jetzt. Ich denk' 'm heutigen Tag nach und 'n vergangenen Jahr'n. Du lieber Herr im Himmel! Was doch all's af deiner weiten Welt da vorgeht!"

„Jo," krähte der alte Bauer, „frei völlig mag mer sagen, daß all's g'schieht, was nur g'schehn kann!"

Außen in der Flur verhallten die Tritte des Heimgekehrten.

Wenn einer es zu schlau macht.

Eine schwänkige Geschichte.

(1885.)

Das Trauerjahr der verwitweten Wirtin zum „blauen Stern“ in Oberndorf war um, sie hatte nach ihres Mannes Tod zwei Kinder, einen Buben und ein Mädel, zu erziehen und das große gangbare Einkehrwirtshaus zu führen; das war wohl Ueberlast für eine alleinstehende Frau, und im Orte war man überzeugt, „daß sie nicht alles miteinander werde d'ermachen können“, und bald trachten müsse, wieder unter die Haube zu kommen, und niemand zweifelte daran, daß sie um Freier nicht zu sorgen brauche, denn ihre Person, die einer stattlichen Dreißigerin, war ganz danach angethan, mehr als einen anzulocken, alle Last mit ihr zu teilen.

Es war natürlich, daß keiner, der auf die schmucke Wirtin oder das gute Geschäft, oder auf beide Absichten hatte, die ganze Trauerzeit verstreichen ließ, ohne der Witwe merken zu lassen, wie gut er ihr sei, und wie lieb es ihm wäre, wenn ihm von ihrer Seite Gleiches widerführe. Kurz nach dem Todesfalle, der die Frau zum Herrn des „blauen Sternes“ machte, hatten die beiden anderen Gastgeber im Orte den Verdruß, manchen ihrer Stammgäste plötzlich zu verlieren, sie wußten aber recht gut, wo derselbe zu finden war; bald jedoch kehrten die Treulosen wieder zurück, nicht wenig erbost über den Empfang, den sie bei der trauernden Witwe gefunden, die in rückhaltloser Weise zu verstehen gab, es möchte nur jeder bleiben, wo er sich bei Lebzeiten ihres Seligen verhalten hätte, und sie gebe nichts auf „so 'nen Kalfakter“. Sie gestand nur ihren Stammgästen das Recht zu, sie zu trösten und ihr zu raten; dafür erhielt sie von ihren zwei Konkurrenten den Titel eines Ehren-

weibes, und es ward ihr von denselben nichts in den Weg gelegt.

Mit Trost und Rat trifft es eben nicht jeder gleich, und so konnte es nicht fehlen, daß einige ihrer Stammgäste den anderen den Rang abliefen. Bemühung, die keinen Dank findet, verdrießt bekanntlich bald jedermann, und so überließen nach wenigen Wochen all jene, die das Maulwerk nicht so „bei der Hand" hatten, den also bevorzugten das Feld. Eigentlich waren es, nach Zahl der guten Dinge, nur drei, denen die Wirtin für derartige Teilnahmsbezeigungen ein freundliches Gesicht zeigte; der erste war der „Räuberferdl", stand aber durchaus nicht im Verdachte, daß er „ein freies Leben führe" und nur höchst ausnahmsweise, wenn er sehr spät vom Wirtshause heimging, „war der Mond seine Sonne", er hieß eben: Ferdinand Räuber, war ein verwitibter Winzer, ohne Kinder; er besaß ein weiches Gemüt, daher er es am besten traf, der verlassenen Witwe in Stunden, wo sie ihre Vereinsamung empfand und beklagte, nach dem Herzen zu reden; an Trösten war er allen anderen über, es kam ihm ja auch der sympathisch stimmende Umstand zu gute, durch ein gleiches Leid geprüft worden zu sein. Es hieß zwar, er sei etwas dem Trunke ergeben, aber das behaupteten nur etliche Nachbarsleute, die es von seiner Seligen gehört haben wollten, und denen er zu oft in den Keller stieg und zu lange in demselben blieb; wer nicht selbst Hauer ist, hat ja keine Ahnung davon, wie der Wein auch noch im Faß betreut und gepflegt werden will, und wie nicht allein der Mensch den Wein, sondern auch der Wein den Menschen braucht! Im Wirtshause, überhaupt unter Leuten, hat man den „Räuberferdl" nie betrunken gesehen.

Der zweite war der Fleischhauerssohn im Orte, ein geriebener Bursche, wie das sein Geschäft mit sich brachte, denn er trieb sich Jahr über in allen vier Vierteln des Landes auf Ochsen- und Kälberkauf herum. Er kannte sich in der Welt aus und wußte mit den Leuten umzugehen, denn um zu seiner Ware zu kommen, mußte er an diesen

vorüberdrängen und richtete das stets so geschickt ein, daß nicht er es war, der dabei blaue Flecke abbekam. Wenn die Witwe häusliche oder geschäftliche Sorgen drückten, wußte er ihr nach dem Kopfe zu reden und war ihr bester Berater. Man wußte ihm im Orte weder Gutes noch Uebles nachzusagen, da er, wie bemerkt, seine Zeit wohl öfter auswärts, wie daheim zubrachte, indem er nicht nur seines Vaters, sondern auch anderer Geschäfte im Viehhandel besorgte. Nur einige Uebelgesinnte, die leicht an jedem was zu tadeln fanden, wollten gehört haben, daß der „Fleischerwastl" auf seinen Wanderungen nach gethaner Arbeit nicht ruhe, sondern sich nach geschlossenem Handel aufs Kartenspiel lege und das so unchristlich treibe, daß es schon mehr als einmal vorgekommen sein soll, daß er einen eben gekauften Ochsen verspielte, wieder gewann und abermals verspielte. Gesehen hatte es aber keiner, und wenn der Wastl im „blauen Stern" oder sonst daheim wo „kartelte", trieb er es Geselligkeit halber und um wenige Groschen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Frau Wirtin schon lange für sich im stillen ebendasselbe dachte, was alle Leute im Orte dachten, nämlich, daß sowohl der Tröster, wie der Berater, ein Auge auf sie habe, und es kann weiters nicht geleugnet werden, daß sie sich beide schon eine Weile auch daraufhin angesehen hatte und sich mit der Antwort auf die Frage: wen nehm' ich? trug, doch war hier die Wahl mit keinerlei Qual verbunden, denn der Person nach waren weder der Ferdl noch der Wastl „uneben", und ins Geschäft paßte der Winzer wie der Fleischer, da konnte sie nicht fehlgreifen, wohin sie auch langen mochte, und ganz nach ihrer Laune handeln.

So eben und glatt wäre die Geschichte gestanden, hätte sie es nur mit den zweien zu thun gehabt, so aber war da noch der dritte, der „Buchfelder Dieter", der machte die Sache etwas verwickelt, der war erst kurz nach dem Tode des „blauen Sternwirtes" nach Oberndorf gekommen und zwar als Pfleger auf das Gut des älteren, kränkelnden

Kleehofbauern; er hatte als Kavallerist gedient und als Wachtmeister seinen Abschied bekommen, seine Eltern sollten „da drüben irgendwo" ein großes Anwesen besitzen; dieser „Dieter" war nun ein gar stattlicher Mensch und trotz seines nun doch schon etwas gesetzten Alters ein rechter Schnurribus und wußte die Leute lachen zu machen, sie mochten dazu aufgelegt sein oder nicht.

Kurz, der Dieter war das Zünglein an der Wage zwischen dem Ferdl und dem Wastl, und kam die ins Gleichgewicht, so stand er oben auf! Das stand fest, Geld, wenn er welches besaß, hatte er nicht so viel wie einer von den beiden anderen, aber auf die Wirtschaft — das sagte ihm sein Bauer nach — verstand er sich, und ungleich angenehmer war es doch, statt sich vom Ferdl mit mitleidigem Gethue und jammeriger Stimme trösten zu lassen, wenn einem der närrische Mensch die Bangigkeit hinweglachen machte, daß die Augen, die anfangs vor Trauer feucht waren, zuletzt voll Lachthränen standen, und angenehmer war es auch, statt den Wastl seine Findigkeit überlegen auskramen zu hören, durch einen als Scherz hingeworfenen Kniff und Pfiff über die Sorg' hinweggetragen zu werden. Was gäb' der Mann für einen leutlustigen Wirt? Und schließlich säubrer wie der Ferdl und der Wastl war er auch!

Trotzdem kam die Wage nicht zur Ruhe, die Schalen für Ferdl und Wastl schwankten beständig, und das Zünglein kam dabei immerfort schief zu stehen, denn der Fleischhauerssohn brachte nicht nur was ins Geschäft, sondern verdiente noch außerdem, der Winzer kam auch nicht mit leeren Händen und hatte volle Keller und tragende Weingärten; die Wirtin vermied selbst in ihren eigenen Gedanken jede Entscheidung und schob sie hinaus bis auf die Zeit, wo sie eben nimmer zu umgehen sein werde, dann würde sich ja alles schicken, der Zufall sollte entscheiden, wer es von den dreien über die beiden anderen davontrüge, sie ging ja für alle Fälle sicher, da ihr alle gleich anständig waren! So zeigte sie sich denn jedem gleich gut.

Dieses Verhalten der Wirtin aber machte es den drei Stammgästen vollkommen klar, wie die Sache für jeden von ihnen stand. Den beiden Nebenbuhlern die Wirtin zu verleiden, daran konnte keiner denken, denn jeder mußte darauf aus sein, von ihr nur Gutes verlauten zu lassen und ernstlich bös zu thun, wenn nur ein zweideutig Wort über sie fiel; so blieb nichts über, als der Wirtin die beiden Nebenbuhler zu verleiden, und da das schlaue Weib es darauf abgesehen hatte, es mit keinem vorzeit zu verderben, so war das ein hartes Stück Arbeit.

Die dreie bewachten sich gegenseitig; sie waren sich stets auf der Spur, wie es, der Redensart nach, die Polizisten den Verbrechern sein sollen, und stets voreinander auf der Hut, wie es, leider thatsächlich, die Spitzbuben vor der Polizei sind. Trat der eine in die Gaststube, so kam der zweite schon um die nächste Ecke, und der dritte — saß schon am Tische. Sie setzten sich allabendlich zusammen. Wenn sich zwei zufällig, was freilich außerordentlich selten geschah, früher zusammenfanden, so hätte ein frommer Christmensch, dem es vergönnt gewesen wäre, ihr Gespräch mit der Wirtin zu belauschen, die auferbauliche und tröstliche Bemerkung machen können, daß Gott in seiner Weisheit das schwache, menschliche Herz so einzurichten wußte, daß es selbst in Lastern und Untugenden das anstreben muß, was die Tugend vorschreibt, denn so oft sich von den drei Nebenbuhlern ihrer zwei trafen, so war es doch nur die Feindschaft gegen den dritten, welche sie die gegenseitige Abneigung siegreich überwinden und Freundschaft schließen ließ, und wenn sie auch dann den Abwesenden zusammen nach Kräften verleumdeten, so strebten sie schließlich damit doch nur die Erfüllung des Gebotes an: Liebe deinen Nächsten, denn der war die Wirtin, die neben dem Tische stand.

Schade nur, daß diese mit Redensarten, wie „Hinter dem Rücken sagt man ein'm oft viel nach", und „'s is nit alles z' glaub'n, was d'Leut' reden" — sich immer des Abwesenden annahm. Mit diesem Hinhalten verging die Zeit,

und es war schließlich ganz erklärlich, daß es den drei Gesellen vor ungeduldiger Erwartung in ihren Jacken schier zu enge ward, als eines Abends die Wirtin, früher wie sonst, den Keller schloß und aus der Gaststube ging, nachdem sie zuvor gesagt: „Heunt ist der erste Gedenktag von mein'm Mann sein'm Versterben. Da schickt sich doch, daß ich seiner armen Seel' im Gebet gedenk' und auch die Kinder dazu verhalt'. Jemerl, wie die Zeit vergeht! Mein', ich hätt' nit gedacht, daß ein Jahr in der Trauer so schnell um wär', wie ein anderes. Bin nun neugierig, was mir das jetzige bringen wird? Na, wie Gott will! Gute Nacht, Leuteln!"

„Sapperment, jetzt kann mer doch reden!" dachten der Ferdl und der Wastl und der Dieter. Früher wär's nit schicksam g'wesen und hätt' können übel aufg'nommen werden, aber morgen schon is's erlaubt, und Eil' zeigen, ist da besser, als sich Weil' lassen!

Und jeder dachte: „Morgen red' ich, und es gilt nur, früher aufzustehn als die anderen zwei."

Der Ferdl und der Wastl zogen eilends ihre Geldbeutel und riefen nach der Kellnerin, um die Zeche zu begleichen, der Dieter aber bestellte eine Flasche vom „Besten" und sich behaglich auf dem Sitze reckend, sagte er: „Leuteln, so dumm sind wir wohl keiner, daß wir nit wüßten, wie es mit jedem von uns bestellt is, ich mein' im Absehen auf selbe mudelsaubre und kreuzbrave Wirtin. So jung wie heunt kommen wir nimmer zusammen und wohl auch nit so zugünstig und unneidig, denn hitzt muß sich ja doch bald weisen, wer der Hahn im Korb is. So woll'n mer denn den Wein da gemeinschäftlich trinken — zahl'n thu' ich 'n — auf der Wirtin ihr Wohlsein und auf dasselbe vom künftigen Wirten ‚zum blauen Stern'; noch wissen wir nit, wer derselbe sein wird, und kann sich jeder denken, er laßt dabei sich selber hochleben!"

Als die Flasche leer war, und Dieter noch keine Anstalten zum Heimgehen traf, sondern nach einer zweiten vollen Flasche rief, da wurden der Ferdl und der Wastl stutzig, und als

gar der ehemalige Wachtmeister der Dirne, als sie den Wein brachte, zuraunte, aber so, daß es auch die Nebensitzenden leicht hören konnten: „Was meinst, Nandl, wer sich gar nit niederlegt, braucht nit erst aufz'stehn, und wer gleich am Ort bleibt, erspart sich 'n Gang danach?" Da hatte er die beiden anderen auf ihren Sitzen festgenagelt und keiner dachte mehr daran, sich davon zu heben und zu gehen.

Das war es, was der Dieter wollte. Das Gehen hatte er ihnen verleidet und das Bleiben gedachte er ihnen so einzutränken, daß sie sich daraufhin des Kommens zu schämen hätten!

Wer als Wirt auf den Gasthof „zum blauen Stern" zu sitzen gekommen wäre, wenn an jenem Abende der Dieter sich keinen Streich gegen seine Nebenbuhler ausgesonnen hätte, das vermochte wohl niemand zu sagen, aber hintennach konnte jeder die Wirtin versichern hören, daß ihr der „Buchfelder Dieter" damals einen rechten Dienst gethan.

Als am anderen Morgen die Wirtin die Treppe herabstieg und, wie es ihre Gewohnheit war, vorerst im Hofe Umschau hielt, da saß ihr in den hellen, braunen Augen und auf den vollen roten Lippen der Schalk, denn das gottlose Weib dachte gerade daran, daß es durch die gestern gethane Aeußerung drei Mannleute in all die Unruhe, Eifersüchtelei und Schmachtlappigkeit gestürzt habe, welche so eine Werbung, mit anderen um die Wette, zur Folge hat.

Die alte Stalldirne, welche eben die Milcheimer scheuerte, rief vom Brunnen her den Morgengruß.

Die Frau Wirtin dankte mit freundlichem Nicken und schrie dann hell und gell nach der Kellnerin, der Nandl.

„Darauf hört die heunt wohl nit, Wirtin," sagte die Alte, „wirst s' schier selber aufbeuteln müssen."

„Na, wär' nit übel," meinte die junge Frau.

„Mein'," sagte die alte Magd, „mußt's nur wissen, daß s' von gestert abend bis heunt fruh nit weiter z' bringen waren und da g'sessen sein, und alles auf'gessen haben, was sie nit ißt, und alles getrunken, was sie nit trinkt."

„Jo, wer denn?"

„No, der Räuberferdl, der Fleischhauerwastl und der Buchfelder Dieter."

„So?" sagte die Wirtin und runzelte die Augenbrauen. „So?" wiederholte sie. „Da muß ich doch gleich die Nandl drüber befragen."

Sie ging rasch nach der Wirtsstube und quer durch diese nach der Schlafkammer des Mädchens und hatte alle Mühe, dieses zu erwecken und bis zur vernünftigen Red' zu ermuntern. Da bekam sie denn zu hören, daß das saubere Kleeblatt vor anderthalb Stunden erst weggegangen, der Dieter aber noch nicht heim sei, sondern nur ein wenig in der freien Luft sich herumtreibe, um der Wirtin, wenn sie wach wäre, über all das während der Nacht Vorgefallene Bescheid zu sagen.

Die Wirtin schüttelte den Kopf, aber der Unmut wich aus ihren Zügen; sie trat an das Fenster und blickte durch die Scheiben hinaus auf den Platz, da sah sie auch den Dieter wie eine Schildwache längs der Häuserzeile dahinschreiten, als er aber näher kam und ihrer ansichtig werden konnte, da war er in wenig Sprüngen Wegs herüber und klöpfelte an die Scheiben und pochte an der Thüre. Als ihm die aufgethan ward, trat er ein und sagte: „'n Morgen herein, so schön wie du selber bist, Wirtin, und wenn dir mein' fruhe Kundschaft lieb und recht ist, so gibst mer schnell ein Stamperl Kräutergeist."

Da blickte die Wirtin schon wieder etwas unfreundlicher und ließ den Kräutergeist durch die verschlafene Nandl herbeischaffen.

„Wär' mir lieber g'west," sagte der Dieter, „du hätt'st mir 'n eing'gossen, schmecket mer dreimal so gut! Bist mir wohl gar harb, weil ich heunt nacht von da gar nit heim-

g'funden hab'! O, Wirtin mein, dös war' ja mein Traum und mei' Leb'n, daß ich von demselben Haus nie h'raus müßt' und drein verbleiben kunnt'."

„No, wer weiß, was g'schieht," sagte die Wirtin.

Der Dieter machte dazu ein so rundes, leuchtendes Gesicht, wie der Vollmond, wenn er hinter den Bergen aufsteigt. „So allein, wie ich hitzt dasteh'," fuhr die Wirtin fort, „vermag ich eh' mit der Wirtschaft nit auf'kommen, und gib ich s' weg, magst sie ja kaufen."

Wie jetzt der Dieter betrübt den Kopf neigte und zur Seite sah, war er im letzten Viertel. „Hast du's not, z' verkaufen? Hast du's not, allein z' bleiben?" murmelte er. Nach dem Mittel, zu dem er griff, um seine Betrübnis zu lindern, schien dieselbe jedoch nicht so ernstlich, denn er goß den Kräutergeist darüber. „Dein Wohl, Wirtin!"

„Dank schön! Du meinst also, ich sollt's wieder mit 'm Heiraten versuchen?"

„G'wiß! A Weib wie du, Wirtin, braucht nur die Hand ausz'strecken, so hat's af jed'n Finger a paar hängen! Für a Weib, wie du, wär 's Ledigbleiben völlig a Sünd'!"

„Geh mer zu! Aber wann d' meinst und glaubst und weil d' mein Freund bist, so sag nur auch, zu welchem möchtest mir raten, zum Räuberferdl oder zum Fleischhauerwastl?" neckte sie.

Der Dieter stützte den Kopf auf den rechten Arm und zog ein sehr ernsthaftes Gesicht, das nur von den lustig blinzelnden Augen Lügen gestraft wurde.

„Wen ich dir vermein', wenn ich dir's gut mein', meinst?" fragte er. „Jo freilich, so leicht geht das nit zu sagen, das will überlegt sein — 'n Räuberferdl, den wirst wohl kaum mehr mög'n —"

„Ei, warum denn nit?" fragte die Wirtin dazwischen.

Aber der Dieter redete, ohne darauf zu achten, weiter. „Doch wann dir der Fleischhauerwastl recht sein thät', so wünschet i mir nix Besser's."

Die Wirtin machte große Augen, dann sagte sie spöttisch:

„Hat er dich 'leicht zu sein'm Freiwerber b'stellt und is dir um ein' Kuppelpelz?"

„Wirtin, o du mein', Wirtin, du!" rief der Dieter lustig. „Wie kannst nur so ein' Frag' thun? Eh' ließ ich mir ja d'Zähn' ausbrechen und d'Zung' abschneiden, eh' ich ein'm andern 's Wort bei dir redet' und nahm' da kein' Kuppelpelz und wann er gleich so groß wär', daß mer mit ihm a Joch Land zudecken kunnt' und an jed'n Haarl a Dukaten hänget!"

„Dalk, du," lachte die Wirtin, „das kannst leicht verschwör'n, denn's gibt gar kein Vieh nit, was in so 'n Pelz dreinsteckt. Aber sag ernstlich — denn neugierig hast mich g'nug g'macht — wieso möcht'st dir nix Besser's wünschen, als daß ich 'n Fleischhauerwastl nähm'? Und warum sollt' ich 'n Räuberferdl nit mehr mögen mög'n? Darauf bist mer a noch d'Antwort schuldig."

Darauf begann der Buchfelder Dieter gar lieblich zu improvisieren, denn er hatte die Gabe, seine Reden zu reimen: „Darum, Wirtin, thu mir's gewähr'n, — setz dich nieder, mich anzuhör'n, — so will ich dich wohl aufklär'n, — was sich gestert zutrag'n hat vom Ungefähr'n, — und dann laß reden mit dir in Zucht und Ehr'n! — Ich hab' g'glaubt, ich werd' a Narr, — wie d' g'sagt hast, um is 's Jahr — und dö Trauer gar, — und siech da neben mir das Paar, — das a in dich g'schossen war; — vor Lieb' ganz krank, — konnt' ich mich nit erheb'n von der Bank, — und bis zum Morg'n war d'Zeit mir z' lang, — und mei' Herz mir bang, — daß einer mir z'vorkäm' mit 'm Gang, — daß einer mir z'vorkäm' am heutigen Tag, — an dich mit der Frag', — an dich mit 'm Wurt, — mir war frei nit guat!"

„Reit' dich der Gangerl?" lachte die Wirtin hellauf. „Wirst gleich reden wie a vernünftiger Mensch!"

„O, Wirtin, du weißt nit, wie vernünftig Reden schwar*) is, — wann der Mensch vor lauter Lieb a Narr is, — weil

*) Schwar = schwer.

aber, dich falsch z' machen, hitzt die G'fahr is — no, so erspar' i's, und red' nur, wie's wahr is."

„Und ich renn' dir gleich davon, wann's nit bald gar is!" reimte lustig die Wirtin.

„Aber wann d' dich auf dös Reden verstehst, was thust denn nit lieber mit?"

„Na, nix da. Laß amal ordentlich hör'n, was's eigentlich geb'n hat."

„No, so hör, Wirtin, — o, du Wirtin mein, wann ich dich so betracht', mein' ich, daß mer zu dir gar nit reden kann wie zu andere Leut' und daß a andere Sprach' und a Musik in der Stimm' dazu g'höret' — — aber schau nit harb*), ich fang' schon an! Mir war gestert nach deiner Red' wirklich bang, daß mer der Ferdl oder der Wastl bei dir zuvorkam', und da hab' ich mir denkt, wann d' hitzt sitzen bleibst, so geht dir auch keiner von dö andern fort, und wann sö sich da im Wirtshaus verhocken, g'lingt's dir vielleicht doch, sö in ein'm Zustand heimz'schick'n, wo sö 's Nachtleibel für a Unterziehhosen anschau'n und bevor d'Sunn' nit bei dö Fenster h'reinbrennt, an der Jacken kein Aermelloch finden.

„Es is noch weit besser kommen, wie ich erwart't hab', und dö Nandl kann sag'n, daß ich dir nur d' reine Wahrheit bericht', denn sie war dabei, und daß du's nit warst, das is recht g'scheit g'west, denn in dein'm Beisein hätt' mer sich nit so z' trinken g'traut, wie mir g'trunken hab'n, — g'mischt, — hitzt weiß, dann rot, dann ein' Schilcher**) mörderisch sag' ich dir, — und der Räuberferdl hat af kein' Trunk 'n B'scheid verweigert, 's is mir warm g'nug word'n dabei! Nebenher hab' ich auch g'merkt, wie sich der Wastl auf 'n Schlauen h'nausspielt und so oft mer 'n aus 'n Augen laßt, a Restl Wein nach 'm andern auf 'n Fußbod'n ausgießt. Einer nach 'm andern, denk' ich mir, dich verspar' ich mir af d'Letzt, ich weiß schon, womit ich dich fang'!

*) Harb = böse.
**) Schilcher = schillernder Wein.

„Mitten im schönsten Schlucken und Füllen schaut mich af amal der Ferdl von der Seit' an und drauf lacht er mir ins G'sicht. ‚Gaunervogel,' sagt er zu mir, ‚meinst, ich merk' nit, wo d' h'naus willst, untern Tisch möcht'st mich trinken? Das bist aber du nit im stand und niemand im Ort da. Den Wein aus mein'm Keller und wieviel davon ich alle Tage vorm Schlafengeh'n trink', vertragt jo keiner von euch!' Darauf sauft er weiter wie a Loch, und ich thu mit, obwohl ich schon z' fürchten ang'hob'n hab', 's kunnt' am End' doch schief gehn. A Weil' danach sagt er zu uns zwei'n, zum Wastl und mir: ‚Oes seids Narr'n, daß ihr mir d'Wirtin nit vergunnt! Thät' ich der Herr da sein, möcht'n mer alle Täg' so lustig wie heunt beisamm'sitzen, nur mit ein'm weit besseren Tropfen. Halt ja! Gilt's?' Der Wastl hat 'n Kopf beutelt und ich sag', — nur um was z' reden, Wirtin, nit, daß ich ihn auf dö Red' hätt' bringen woll'n — ich sag' also: ‚Dös war' kein Handel net, Ferdl, da hätt' mer leicht 's leere Nachschau'n, denn d'Wirtin leidet das in d'Nacht H'neinsitzen und Saufen g'wiß nit.' ‚Was denkst?' sagt er drauf. Mußt mir nit bös sein, daß ich seine unb'schaffenen Wort' in 'n Mund nimm, aber d'Nandl kann's bezeugen, daß er g'sagt hat: ‚Papperlapa,' hat er g'sagt, ‚mir soll kein Weib 's Trinken verleiden, das hat die erste nit können und die zweite soll's a nit! Solang ein'm um eine is, hat mer wohl Heimlichkeiten vor ihr, sobald mer aber amal da Mon is, hör'n sich dö auf. Laßt's mich nur erst 'n Wirten da sein, so husten mer af dö Wirtin!' Da hat der Wastl g'lacht und af d'Nandl deut't, was daneb'n g'stand'n is. No is der Ferdl noch röter word'n, wie er eh' schon g'wesen is, wie a Folioblattl af d' lebzelternen Zigarren, was mer z' Kirchweih' 'n Kindern beim Standl kauft, hat sein G'sicht g'leucht't. A paarmal hat er dumm g'lacht und ‚G'spaß, G'spaß' h'rausg'würgt, und dann hat er schleunig wieder zum Glasel griffen und ang'fangt, 'n Wein gach h'nunterz'schütten, hitzt hab' ich Kurasch kriegt. ‚Thu mer das nach und das!' und ein Trunk hat 'n andern

g'jagt, und da is er bald fertig g'west. Af amal rappelt er sich vom Sessel auf, halt't sich am Tischeck an und zuckt und ruckt so mit der rechten Seiten, als wollt' er sein' Körper zur Thür h'nausziel'n, und richtig, wie er loslaßt, schießt er a schon quer über d'Stuben und fliegt af d'Straßen, da is er ung'fähr a sechs Schritt weit af alle viere fortg'krochen, dann is er mühselig in d'Höh', und wie er so dag'standen is, mit vorgebohrtem Kopf, h'naufg'zogene Schultern und dö langabehängenden Arm', da hat er ausg'schaut wie dö g'wissen haareten Bamkraxler in der Menagerie, was sich, ohne d'Füß' aufz'heb'n, kommod dö Wadeln kratzen können, wann sö's jucken. Dann hat er zun torkeln ang'fangt, und daß er an 'n Häusern d'Eck stehn lassen und kein' Mauer eindruckt hat, is nit sein' Schuld. No, und wie er in d'Nacht h'nein verschwunden is, hab' ich mir denkt, der kann heimbleiben, den nimmt dö Wirtin nit."

Die Wirtin sah ziemlich ernst zu dem lustigen Erzähler hinüber und fragte: „Na, und wie steht's denn nachher mit 'n Wastl?"

„Nach 'm Wastl fragst? Nach 'm Wastl fragst?" fragte, wie ein Papagei schwätzend, der Dieter dagegen; denn die Art, wie die Wirtin seine Geschichte aufnahm, behagte ihm nicht und ihn beschäftigte eben der Gedanke: Was das Donnersweib nit dazu lacht? „Ja, richtig," sagte er, sich mit beiden Händen durch sein krauses Haar fahrend, „das will ja auch noch erzählt sein. Also, daß ich sag', wie wir den Ferdl los waren, lass' ich ein Spiel Karten hergeben; denk' mer noch, g'trunken wär' schon mehr als z' viel, und der Wastl haltet' da eh' nit mit, ihm zu ein'm Zeitvertreib, denk' ich, denn daß er so ein Spielratz*) wär', wie sich nachher h'rausg'stellt hat, das konnt' ich mir nit denken, Wirtin! No, gut, der war gleich dabei, und wir spiel'n, erst um die Zech', aber ich hab' mein' Widerpart gleich d'erkannt als ein', den der G'winn hitzig macht und

*) Spielratz = Spielratte.

der Verlust ganz unbesinnt; so laß ich ihm denn die Freud', solang mir die Karten schlecht g'fallen sein, mich nach Herzenslust ausz'fackeln, mit 'm ersten guten Blatt in der Hand heb' ich aber an, 'n Einsatz z' verdoppeln, ich g'winn' einmal und wieder und ein anders Mal, jetzt hätt'st 'n Wastl sehn soll'n! Vor Wut und Hast kennt sich der nit aus, mit Blättern, worauf d'Sau kein' Eichel gäb', dupliert er, und endlich sitzt er da, nachdem er sein' alten Leuten 's Dach überm Kopf und 'n Boden unter 'n Füßen und 's Vieh aus 'm Stall verspielt hat und ihm selber Hut, Rock und Stiefel vom Leib, so daß ich ihn in Haar, Hemdärmeln und Strümpfen hätt' h'nausjagen können. Weiß is er g'wesen wie d'Wand, und der Schwitz is ihm von der Stirn g'loffen, d'Zähn hab'n g'knarrt, wie er s' auf'nand' g'bissen hat, und sein G'schau war völlig schreckhaft, aber noch hat's ihn nit ruhn lassen. ‚Nix oder alles!' schreit er. — ‚Jo,' sag' ich, ‚aber was is dein Einsatz?' — Sagt er: ‚Dieter, wann der Teufel d'Hosen holt, brauch' ich 'n Gurt a nöt, der mir 'n Leib z'sammenhalt't. Ich setz' die Wirtin.' — No, no, Wirtin, brauchst keine so finstern Augen z' machen. Wirst's ja hitzt wohl verstehn, daß ich g'sagt hab', wär' dir der Wastl recht, wünschet ich mir nix Besser's, denn der müßt' dich mir ausfolgen, dem hätt' ich dich abg'wonnen, aber seel'nvergnügter machet mich doch, wann d' von kein'm von dö zwei was wissen wolltest . . ."

Die Wirtin hatte sich nach diesen prosaischen Auseinandersetzungen hastig von dem Stuhle erhoben, auf dem sie vorhin, der poetischen Einladung Dieters folgend, sich so bedächtig niedergelassen. „'s is schon gut," sagte sie rauh und strenge, „'s weitern verlang' ich mir nichts zu hören. Ich bin dir zwar Dank schuldig dafür, daß du aufg'wiesen hast, in welch Elend ich mit ein'm wie dem andern von dö zwei g'raten wär' —"

„Na, siehst, na siehst," sagte der verdutzt dareinglotzende Dieter, „'n Dank sollt'st eb'n bedenken!"

„Aber in Wahrheit muß ich dir doch sagen," fuhr die

Wirtin fort, „daß auch du mich in der heutigen Nacht vertrunken und verspielt hast.“

„No, sei g'scheit, Wirtin! Warum denn?“ Der Exkavallerist fuchtelte ratlos mit beiden Armen in der Luft herum. „Das waren doch döselben — ich nit — döselben!“

Die Wirtin trat ganz an ihn heran. „Ja, fragst du das im Ernst, warum? Hast du dich nit den beiden überlegen g'zeigt? Hast du nit gezeigt, daß du dich noch besser wie die zwei aufs Saufen und Spielen verstehst?“ Hierauf kehrte sie ihm den Rücken zu und ging aus der Stube, ohne auf diese doch sehr eindringlich gestellten Fragen eine Antwort abzuwarten und falls sie nicht Zeit verschwenden wollte, that sie ganz recht daran, denn dem Buchfelder Dieter hatte es die Rede gründlich verschlagen.

Er stand lange wie verdonnert, erst das schallende Gelächter der Nandl brachte ihn wieder zu sich. „Himmelkreuzsternelement!“ fuhr er auf. „Was lachst? Mit Lust gäb' ich dir paar Ohrfeigen, boshaftes Mensch! — Verzwieselte Dummheit! Hitzt weiß ich's, mer is a nit schlau, wann man schlauer sein will wie schlau!“

Ehe er aber — und zwar für immer — aus dem „blauen Stern“ hinwegging, erinnerte er sich, was er seiner Reputation schuldig sei und beging in aller Eile, wie er später oft eingestand, zu der vorhergeleisteten eine neue — Dummheit.

„Nandl,“ sagte er, „laß dir sagen, du magst's glauben oder nit, mir war eigentlich wenig an der Wirtin g'leg'n.“

„Wann d' mir's schon freistellst,“ entgegnete die Dirne schnippisch, „so glaub' ich's nit.“

„Laß dir sagen,“ fuhr er gewichtig fort, „lieber wie dös hochnasete, aussucherische Weibsbild wärst mer schon du. Schau, könnt'st 's Maul halten über d' heutig' Nacht, — 's käm' nix drüber unter d'Leut', denn die andern zwei werd'n sich hüten, davon z' reden — so nähm' ich dich zum Schatz.“

„Ei, mein Jegerl, was frag' ich nach so ein'm. — Schätz' g'nug!“

„I heirat' dich. Das macht auch die Wirtin irr' am Glauben und nimmt ihr die Lust, was drüber z' verlauten."

„Ernst?!"

„Wann d' verschwiegen bist!"

„'s gilt, Dieter, von mir kriegt kein Mensch a Sterbenswörtel davon z' hören und auch für die Wirtin steh' ich dir, die laßt 's Berühmen sein, wenn ich sag', wir wären längst bevor schon handeleins g'wesen. Aber, wann d' nit Wort halt'st, Dieter, Spaß versteh' ich kein', so schrei' ich dir d' ganze G'schicht af offenen Platz aus!"

Ein leiser Schauer fuhr dem Dieter über den Rücken, als er seine aufrichtigen Absichten wiederholt beteuerte, dann ging er und wälzte in seinem weinschweren Kopfe den zweifelträchtigen Gedanken herum: ob es wohl „schlau" gehandelt war, nur damit andere nichts zu lachen hätten, sich durch ein Weib, das keinen Spaß versteht, in die Lage zu bringen, daß man selbst nichts zu lachen hat?

Hier wäre eigentlich der Schwank zu Ende; da sich aber unter den geneigten Lesern sicher manche befinden, die der schwergeprüften Wirtinwitwe, welche auf einen Schlag drei Freier verlor, ihr Mitgefühl nicht versagen, so soll noch in aller Kürze erzählt werden, durch welchen raschen Entschluß diese resolute Frau allen weiteren traurigen Erfahrungen vorbeugte.

Am selben Tage noch, nach Tische, saß sie über einem langen Schreiben an einen entfernten Verwandten, der fern auf einem kleinen Anwesen mit einem zweijährigen Dirndl, dessen Mutter unter der Geburt starb, vereinsamte. Sie berief ihn zu sich, als Tröster und Berater, als Geschäftsleiter für den „blauen Stern".

Und während sie so langsam Zeile für Zeile niederschrieb, tauchte in ihrer Erinnerung immer leibhaftiger das Bild dessen auf, an den der Brief gerichtet war. — — In einem

Dorfe mit ihm aufgewachsen, hatte sie als mutwilliges Mädel oft mit dem etwas schüchternen, unbeholfenen Jungen herumgetollt, als mannbare Dirne empfand sie die Ueberlegenheit des Burschen, welche ihm seine Tüchtigkeit zur Arbeit und sein ernstes, rechtschaffenes Denken verlieh, aber der anfängliche Widerwille dieser Anerkennung ihrerseits schwand, als sie merkte, daß er ihr gut sei, und schließlich befriedigte diese stille Neigung ihren Stolz, als sie sah, wie er sie in Ehren hielt und auf ihre Ehre hielt.

Noch erinnerte sie sich genau, wie er vor ihr stand, als sie mit dem Wirte vom „blauen Stern" vom Altare weg zu dem bereitstehenden Wagen ging, um den Heimatsort für immer zu verlassen. Wie brav, wie treu, ehrlich und aufrichtig er ihr alles Gute wünschte, und wie er niemand die Thräne sehen ließ, die ihm, als er sich abwendete, über die Wange lief, niemand als seine alte Mutter, die es erst nach Jahren, als er selbst Hochzeit machte, erzählte.

Das war aber nicht die letzte Erinnerung an ihn. — Die Wirtin lächelte, als sie daran dachte, sie könnte etwa noch darauf rechnen, ihn als kraushaarigen, rotbackigen Burschen wieder zu sehen. Nein, vor paar Jahren hatte er sie ja auf paar Tage heimgesucht, ein rüstiger, vielleicht ein bißchen zu ernster Mann, hätte ihn nicht das grundehrliche, frischblickende Auge freundlicher erscheinen lassen. Seither wird sich wohl wenig an ihm geändert haben.

Ei, sie hätte schon früher daran gedacht, ihn zu rufen. Aber eben, daß sie ihn rufen sollte! Hielt ihn als Mann der Stolz zurück, den ersten Schritt zu thun, weil ihn der des Eigennutzes verdächtigen konnte, so hielt sie als Weib die Scheu davon ab, „nachläuferisch" zu erscheinen. Sie mußte wieder lächeln, wenn sie dachte, wo nun er, nachdem sie die Scheu verwunden hatte, mit seinem Stolz wohl bleiben werde?

Und da streicht sich die Wirtin über die Stirne, denn ein Gelärme, das die in der Stube spielenden zwei Kinder machen, erinnert sie an diese ihre Kleinen. „No, Hansl

und Mirzl," sagte sie, „möcht's wohl wieder ein' braven Vater hab'n?"

Der Hansl steht überlegend und die kleinere Mirzl steckt behufs reiflicherer Erwägung den Finger in den Mund. Vermutlich war aber die Frage in so einladendem Tone gestellt, daß ein „braver Vater" als ein sehr begehrenswerter Gegenstand erschien, und so entschlugen sich denn die Kinder im nächsten Augenblicke des Denkens und sagten beide: „Ja!"

„No, vielleicht kriegt's 'n Loisl Vetter."

Da tauchte auch in den Kinderköpfen das Bild des großen Mannes mit den freundlichen Augen auf, der so schöne Geschichten zu erzählen wußte, der gar lieb zu ihnen war, ja mehr als die Mutter, die, wenn sie lärmten, sie gleich hinausschicken wollte, aber der Loisl Vetter behielt sie dann immer da und ließ sie nicht weg.

Als der Brief geschlossen war, ging die Wirtin, beide Kinder an der Hand führend, über den Platz nach dem Postkasten, die kleine Mirzl trug das Schreiben, und die ward emporgehoben und schob den Brief durch den Spalt.

„G'segn's Gott," sagte die Wirtin.

Wo der Mensch aus reinem Sinne und vollem Herzen heraus etwas unternimmt, da hat er den Segen schon vorweg hinzugethan. Uebers Jahr hatten sie im „blauen Stern" den Loisl Vetter als braven Vater.

Annerl, Hannerl und Sannerl.

Ein Märchen.

(1885.)

lager zu liegen vermöchte. Sing ihm zu einem Erkennungs- und Wahrzeichen das ‚Lied von den beiden Nachbarskindern‘, das ich dich gelehrt habe, vielleicht daß er meinem Angedenken zulieb für dich etwas thut.“

Und als die drei alten Frauen gestorben und begraben waren, immer eine einen Tag nach der anderen, da machten sich die drei Waisen auf den Weg, um ihrer Mütter Ratschlag zu befolgen, und als sie in die Nähe der Stadt Dortundda kamen und den Berg Soundso zu ersteigen begannen, da wunderte sich ein jedes der Mädchen, daß es auf zwei andere traf, die nicht nur mit ihm in gleicher Richtung Schritt hielten, sondern auch die nämliche Melodie vor sich hinsummten, wie es selbst.

Natürlich hielten sie es nur eine ganz kurze Strecke über aus, sich gegenseitig neugierig anzustarren; bald fand jede ihr Zünglein im Munde, und nun ging ein Gefrage los: woher, wohin und weshalb?

Ihre Verwunderung nahm zu, als sich herausstellte, daß sie zwar von verschiedenen Orten kämen, aber einen Weg und einen Zweck hätten. Nachdem sie das in Erfahrung gebracht hatten, setzten sich die drei Mädchen zu Füßen einer großen Eiche auf das Moos, verschnauften ein wenig und betrachteten einander mit nicht gar freundlichen Augen; denn das stand fest, wenn der arme Klausner so überlaufen wurde, so konnte von den Wohlthaten, die er zu vergeben hatte, auf keine etwas Nennenswertes kommen, und jede dachte bei sich im stillen: Warum bist du den anderen nicht zuvorgekommen?

Es möchte wohl mancher wer weiß was dafür gegeben haben, hätte er die drei Mädchen so sitzen sehen können; fürs erste, weil eines hübscher als das andere war, und zweitens, weil drei Frauenzimmer, die sich eine geraume Weile stumm gegeneinander verhielten, gewiß einen der seltensten Anblicke boten.

Die älteste hieß Annerl, sie war die schönste: ein großes, gar stattliches Mädel mit schwarzem Haar und blitzenden

Augen und Wangen wie Milch und Blut. Die zweitältere hieß Hannerl, sie war die klügste, mittelgroß und schlank gebaut, hatte reiches Blondhaar und blaue Augen. Die jüngste hieß Sannerl und war die neckischste; klein und zierlich von Gestalt und hatte braune Haare und Augen.

Annerl raufte vor Aerger Moos aus und warf es in den Wind, der es dahintrug. Der Aerger kam ihr als der ältesten zu, denn je jünger eines ist, desto schlechter kleidet er. „Wie kommt es denn," fragte sie mit ihrer kräftigen Altstimme, „daß wir uns gerade da auf einen Tag treffen?"

„Mir ist's doch lieber zugleich mit euch, als hintennach," lachte mit ihrem hellen Stimmchen Sannerl, und ihr, als der jüngsten, stand der Fürwitz gut.

„Entweder ist unser Zusammentreffen ein Zufall," sagte nachdenklich Hannerl, „oder es ist eine Schickung."

So waren sie wieder ins Plaudern gekommen und neigten sich im Verlaufe des Gespräches immer mehr dem Glauben zu, daß sie eine Schickung zusammengeführt hätte, denn die Zufälle, die ihre Begegnung veranlaßten, erschienen ihnen doch allzu zufällig. Annerl hatte nach dem Tode ihrer Mutter den Kleiderspind ausgeleert und unter den Gewandstücken herumgekramt, jedes versucht, wie es einzeln stünde und zu den anderen passe, und von den wenigen baren Groschen, die sie vorfand, ließ sie bei einer geschickten Nachbarin manches ändern, denn selbst führte sie nur ungern die Nadel, da der eine zerstochene Finger die ganze Hand schänden konnte. Als sie den letzten Blick in die Spiegelscheibe warf, bevor sie die elterliche Hütte hinter sich versperrte, da sagte sie sich, daß sie nun wohl den Leuten und dem Einsiedel unter die Augen gehen könne; doch hatte sie sich mit der Sorge, ihrer Schönheit nichts zu vergeben, bis auf den dritten Tag nach dem Begräbnisse der alten Frau verhalten.

Hannerl wollte keinen Fuß vor die Thürschwelle setzen, bevor sie nicht den kürzesten Weg ausgekundschaftet und sich's

in Gedanken zurechtgelegt hatte, wie sie mit aller Art Leuten, die ihr begegnen konnten, und zuletzt mit dem frommen Klausner verkehren sollte; dieses Bestreben, die Sache recht klug anzufassen, ließ sie erst den zweiten Tag nach ihrer Mutter Beerdigung die kurze Wanderschaft antreten, und so kam es, daß die Schöne und die Kluge mit der kleinen Sannerl, die gestern ihr Mütterchen begraben hatte und bei Erwachen der Sonne aus der unheimlich stillen Hütte davongelaufen war, an einem Tage zusammentrafen.

Und nun erschien den drei Dirnen dieses Zusammentreffen wie ein Fingerzeig, daß sie nicht allein, jede für sich, den Klausner hätten aufsuchen sollen, und da sie aus dieser Fügung bei bestem Willen doch nichts Kluges machen konnten, so machten sie etwas Entgegengesetztes daraus, und der Fingerzeig mußte, darüber wurden sie alsbald einig, ein warnender sein, denn nachdem es nun die eine aus dem Munde der anderen erfahren hatte, daß der Einsiedel, der da oben im Knieholze klausnerte, dermaleinst nicht nur ihre eigene Mutter, sondern auch noch die zweier anderer gerne gesehen hatte, so mußten die Augen des frommen Mannes gar ein eigenes Absehen haben, und es schien für ein alleiniges, verwaistes Töchterchen kaum rätlich, seine Siedlung zu betreten. So waren sie denn schließlich von ganzem Herzen froh, das Abenteuer zu dreien bestehen zu können.

Nun drängte sich ihnen auch die Frage auf, wie sie es mit dem Liede, das sie zu singen hatten, halten sollten? Es allein zu singen, erklärte sich jede bereit, aber davon wollten die zwei, die stumm daneben hätten stehen müssen, nichts hören, denn keine wollte es gelten lassen, daß eine es besser träfe wie sie. Daß je ein Mädchen eine Strophe sänge, ging auch nicht an, dabei kämen zwei zu kurz, denn Mädchen waren drei und Strophen vier, es blieb also nichts über, als daß sie das Lied zu dreien sangen; da sie aber doch zu eitel waren, um durcheinander zu schreien und ein Konzert wie die Elstern auf den Zweigen zu veranstalten,

so mußten sie es versuchen und üben, ihre Stimmen zusammenklingen zu lassen; sie erhoben sich also vom Sitze, und während sie dem Kamme des Berges zuschritten, ließen sie erst leise, dann immer lauter das „Lied von den beiden Nachbarskindern" ertönen; die tiefe Stimme Annerls, die volltönige Hannerls und die glockenhelle Sannerls klangen gar trefflich zusammen, und nachdem das erste Schwanken und Scheuen überwunden war, hatten die Mädchen selbst ihre Freude an dem Sange, wie er so rein und voll gen Himmel schlug.

Wenn Frauenzimmer nicht den Kopf verlören, sobald sie sich einmal Fürchten oder Hoffen in denselben gesetzt, auch wo zu beiden gar kein Anlaß vorhanden ist, so hätte die drei Mädchen der Text des Liedes belehren müssen, daß sie dem alten Manne, zu dessen Klause sie den Weg suchten, himmelschreiend Unrecht gethan, denn ob er selbst der Sänger des Liedes war oder dieses unter schon vorhandenen, als seinem Empfinden gerecht, herausfand, weder der Sang noch die Wahl ließ ihn als gefährlichen Mann erscheinen, gesetzt, er hätte auch gleicherzeit dreien Frauen zu tief in die Augen geguckt, es wäre nur für ihn zum Schaden gewesen, das war aber nicht der Fall, immer lagen ein paar Jährchen dazwischen, wo er von dem einen zum andernmal sein Herz verlor, und als ihm das zum drittenmal geschah, da schalt er es ein thöricht' Ding, hieß es, Gott allein lieben, weil das auch die alleinige Liebe sei, die kein Täuschen, keine Schuld und kein Ende kennt; worauf er hinging und im Walde seine Klause baute.

Mit Mühe fanden die drei Mädchen den Fichtenstrunk und das Bäumlein, das aus ihm emporwuchs, denn der Strunk lag vermorscht und unter Farnkraut versteckt, und das Bäumlein war eine richtige Fichte geworden, denn es hatte Zeit zu wachsen gehabt, dieweil die Kinder gediehen und die Mütter welkten und starben.

Als die Mädchen den schmalen Pfad betraten, der durch das Kniehol z führte, brachen sie ihren Gesang ab, und das

war wohlgethan, denn als sie so eines hinter dem andern dahinschritten, wurden sie oftmals von zurückschnellenden Zweigen vor den Mund geschlagen. Eine Stunde mochten sie gegangen sein, da lichtete sich das Gehölze, und sie gelangten auf eine kleine Wiese, und vor ihnen lag die Klause des Einsiedels. Es war eine ganz winzige, aber aus derben Baumstämmen gezimmerte Hütte, sie hatte neben der Thüre nur ein schmales Guckfensterlein, auf dem Dache lärmten Vögel, teils in den Nistkästchen, die an Stangen hoch aufragten, teils an den Futtertrögen, die an der Rinne befestigt waren. An der rechten Seite der Hütte war eine Futterraufe angebracht, an dieser stand eben ein Reh, das sah mit neugierigen Augen nach der Richtung, woher das Geknirsche des Sandes und das Geknacke der Zweige kam, und als es der drei Mädchen ansichtig ward, spitzte es die Ohren, machte einen Seitensprung, nahm aber doch noch ein Maulvoll Heu mit, ehe es ins Dickicht flüchtete.

Ganz nahe dem Guckfensterchen, es bestand aus einer Tafel Marienglas, sah man den Einsiedel sitzen, der rührte aber kein Ohr und las in einem großen Buche, es mochte wohl die Bibel oder die Legende der Heiligen sein, ruhig weiter. Die Mädchen dachten weltlich genug, um sich darüber zu wundern, daß es der fromme Mann nicht müde werde, allimmer über dem einen Buche zu liegen. Sie verstanden eben nicht, was lesen heißt, wie es derzeit ja die wenigsten verstehen; nur wer weiß, was gerade aus einem Buche, dessen Inhalt man Wort für Wort kennt, trotzdem immer wieder, fast unerschöpflich, Neues und Ueberraschendes herauszulesen ist, und wie man sich immer tiefer in Zeit, Geschichte und Seele des Verfassers hineinzulesen vermag, der begreift, daß die Bibel, schon als das gelesenste, das Buch der Bücher, die heilige Schrift werden mußte.

Die drei Mädchen warteten, bis sie den alten Herrn den Zeige- und Mittelfinger an der Rechten benetzen sahen, um umzublättern; sofort eilten sie, sich vor der Klause aufzustellen, wobei ihre Schatten, einer um den andern, vor

dem Fensterchen vorbeihuschten, und als der Klausner ein wenig zur Seite äugelte, forschend, woher wohl die Verfinsterung käme, da begannen die drei Mädchen zu singen, und er hörte eine schwermütige Weise, und die klang ihm so vertraut, daß es nicht erst der Worte bedurft hätte, um ihm das „Lied von den beiden Nachbarskindern" in Erinnerung zu bringen. Er klappte den Folianten sachte zu, mit den zitternden Fingern der Rechten strich er, wie schmeichelnd, über den Pergamenteinband, als wolle er das Buch über die eingetretene Störung beschwichtigen, mit der linken Hand stützte er den kahlen Kopf, und so saß er aufhorchend, während es draußen erklang:

„Zwei Nachbarskinder hätten
Sich all'zeit gern gesehn,
Die Maid durft's nicht bereden,
Der Knab' konnt's nicht gestehn.

Die Eltern bat ein Freier
Wohl um der Maid ihr' Hand,
An seiner Seit' im Schleier
Als Braut sie balde stand.

Den Scheidekuß der Knabe
Ihr auf die Wange gibt,
Und seufzet: ‚Ach, ich habe
Dich all mein' Zeit geliebt!'

Sie spricht: ‚Zwei Kreuzlein stehen
Nun auf der Liebe Grab;
Was ließest sie mich sehen,
Du lieber, dummer Knab'?'"

Und als der letzte Ton des Liedes verklungen war, da öffnete sich die Thüre der Klause und der Greis trat heraus, und er sah vor sich hin mit feuchten Augen und die Thränen rollten ihm den silbernen Bart hinab, und man konnte nicht sagen, daß seine Stimme lieblich geklungen hätte, als er die

Mädchen befragte, woher sie kämen und was sie zu ihm führe.

Es war dem guten Klausner anzusehen, daß es ihm je länger, je schwerer ankam, seine Fassung zu behalten. Die drei Mädchen hießen nicht nur so wie ihre Mütter, sie waren denselben auch wie aus den Gesichtern gerissen, wobei man sich diese freilich ohne Runzeln und Fältchen vorstellen mußte, das fiel aber dem frommen Alten gar nicht schwer, vor dessen Augen die drei Mädchen wie ein verkörperter Jugendtraum standen, und als ihm die Verwaisten von ihrer Mütter Tod berichteten, da schüttelte er sanft mit dem Kopfe und sagte leise: „Sie sind nicht tot, sie leben fort.“.

Dann kehrte er sich rasch ab, schritt auf seine Hütte zu und bedeutete die Mädchen, ihm zu folgen. Raum war gar wenig in der Klause, und außer Tisch und Stuhl beim Fenster und dem Betschemel unter dem Kruzifix in der Ecke war nichts darin zu sehen, als ein schmaler Wandschrank; den öffnete der Klausner und nahm eine Likörflasche und ein Spitzgläschen heraus, stellte beides auf den Tisch und hieß die Mädchen zulangen. Es ist bekannt, daß wackere Klosterleute und brave Einsiedel das beschauliche Leben nie mit dem Müßiggange für vereinbar gehalten haben und ihre freie Zeit zur Erlernung und Erwerbung nützlicher Kenntnisse und dienlicher Fertigkeiten verwendeten, und wahrlich das Brauen kostbarer Wässer und Tränke ist nicht ihr schlechtestes Wissen und Können, und wer das anders sagte, der lügt entweder in seinen eigenen Hals hinein, oder er hat eben noch nie eine Chartreuse oder einen Benediktiner mit der Zunge gegen den Gaumen gedrückt und den Schlund hinabgleiten lassen.

Anfänglich flüsterten die Mädchen untereinander und eiferten sich gegenseitig zum Zugreifen an, denn keine wollte die erste sein; nach dem Verkosten, beim zweiten Gläschen, da wurden sie ziemlich laut, weil keine mehr die letzte sein wollte. Sannerl machte Hannerl und Annerl darauf auf-

merksam, daß sich in der Klause keine Bettstelle befinde, und benutzte den Augenblick, wo die beiden neugierig danach umblickten, um die Flasche und das Gläschen an sich zu nehmen, aber die kluge Hannerl versicherte der Annerl und Sannerl, ein richtiger Einsiedel schlafe auf dem harten Fußboden mit einem Stein oder Holzscheit als Kopfkissen, und nutzte ihrerseits wieder die Gelegenheit, der erstaunt aufhorchenden Sannerl die abgelisteten Gegenstände wegzunehmen; dem Spiele machte jedoch der Klausner ein Ende, der unterdessen im Schranke herumgekramt hatte und nun an das Tischchen herantrat, er trank das Gläschen selbst aus und korkte die Likörflasche zu, dann legte er einen Tiegel, ein Päckchen und ein zusammengerolltes Tuchfleckchen auf die Platte.

„Liebe Kinder!“ sagte er, „ihr mögt euch wohl denken, daß ein Mann, der den Eitelkeiten der Welt entsagt hat, weder Hab' noch Gut sein nennt, also auch nicht verschenken kann. Das Wenige aber, das ich für euch zu thun vermag, geschieht von Herzen gern. Hier sind drei Gaben, wovon jede nach ihren Kräften und Eigenschaften eine Wirkung äußert, die ich nicht erst zu loben brauche, sobald ich sie euch genannt haben werde. Ich wäre sehr erfreut, wenn es mir vergönnt wäre, zu sehen, daß ihr euch ohne Streit und Neid in diese Gegenstände teiltet. Der Tiegel hier enthält eine Salbe; bestreicht man mit derselben die Lider, so macht sie ein helles Aug'. In dem Päckchen befindet sich ein Pflaster; auf die Sohlen gelegt, macht es ein flinkes Bein; und in dem Tuchfleckchen steckt eine Nadel und ist ein Fingerhut eingerollt, und trägt man das bei sich, so macht es eine fertige Hand. Nun wählt!“

Als Annerl die Salbe nennen hörte, horchte sie gar nicht mehr danach, was weiter käme. Welche Lust mußte es sein, im blanken Spiegel mit hellen Augen die eigene Schönheit zu betrachten! Welch eine Mitgabe für das Leben war es, bei allen Gefahren, welche das Schönsein mit sich brachte, sich vorsehen, alle Vorteile, zu denen es verhalf, wahrnehmen

zu können! Hannerl rümpfte über die Salbe das Näschen, aber die dem Pflaster nachgerühmte Eigenschaft machte ihr das Herz hüpfen. Flinke Füße konnte sie brauchen, denn das Tanzen war ihre schwache Seite, das heißt, sie hatte ebensoviel Leidenschaft dafür als Ungeschick dazu; dann wie gut schickte sich zu ihrer Klugheit eine Gabe, vermöge welcher sie künftig ihrem Glücke nachgehen und jeder Gefahr entlaufen konnte. Sannerl trug weder nach Salbe noch Pflaster Verlangen, ihr Gesicht begann sich schon etwas in die Länge zu ziehen, aber als das Tuchflecklein an die Reihe kam, da dachte sie: Eine flinke Hand, das ist 's Rechte, die nährt und wehrt! Und so kam es, daß ohne Zaudern, kaum daß der fromme Klausner das Wort „wählt" ausgesprochen hatte, drei weiße runde Arme, jeder nach einer anderen Gabe, sich ausstreckten.

Der Einsiedel lächelte zufrieden, wünschte den drei Mädchen alles Glück, legte seine zitternden, runzligen Hände segnend auf ihre Scheitel und bat, ihm nun unterm Weggehen das Lied noch einmal zu singen, daß es zuletzt still im rauschenden Walde verhalle.

Das thaten denn auch die jungen Mädchen, und der alte Mann war auf seinen Betschemel gesunken und lauschte den immer schwächer werdenden Tönen, und als es ganz in der Ferne erstarb:

„Du lieber, dummer Knab' —"

da preßte Wehmut wie mit Zentnerschwere auf sein Herz, und es war ihm, als flösse sein Leben in einem bitteren Tropfen zusammen, in welchem seine Seele erschauernd schwömme. Er griff mit den Händen um sich, als er vom Betschemel aufstehen wollte, denn die an den Wimpern hangenden Thränen blendeten ihn; so blieb er denn knieen, schlug die Hände ins Kreuz und legte den Kopf darauf.

„Es war allimmer so" — dachte er — „und wird allimmer so sein! Die drei jungen Menschenkinder, die da hinweggegangen sind, werden vielen gleiches Leid bereiten und ihren

Teil daran auf sich nehmen, wie es andere, die jetzt Stein oder Moos deckt, ihrer Zeit gethan haben, als ihnen noch die Sonne leuchtete, mag das vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden gewesen sein."

Und es überkam ihn ein so stolz-demütiges Gefühl von der Zusammengehörigkeit des menschlichen Geschlechtes und der Unausschließbarkeit des einzelnen davon, daß ihm die Brust wieder weit ward; was längst vergangene Tage gebracht, das lag wie gestern, die Toten wurden wieder lebendig und von unnennbarer Sehnsucht erfaßt, träumte, an das Gewesene anknüpfend, der Greis von einem Glücke, wie es in solcher Mannigfaltigkeit, Beständigkeit und Echtheit in der Wirklichkeit nicht vorkam, gar nicht vorkommen konnte.

Als der Klausner aus all diesen Gemütsbewegungen sich wieder zurechtfand und zu sich selbst kam, blickte er beschämt zu dem Bilde des Gekreuzigten auf, er sah die vier Buchstaben auf dem Täfelchen am Kreuzesstamme, die Inschrift „Jesus von Nazareth, König der Juden" andeutend, welche dermaleinst den Mann aus dem Hause Davids zum politischen Verbrecher stempeln sollte und nun über der Dornenkrone hing, ein ohnmächtiger Spott auf die Glorie seines Leidensweges. Der alte Mann reckte sich empor und küßte die Füße des Bildnisses.

Indes zogen die drei Mädchen ihres Weges; es wandelte sie weder frommer Sinn an, noch empfanden sie etwas von der Zusammengehörigkeit des menschlichen Geschlechtes, im Gegenteile hielt jede dafür, daß sie in der Wahl der Gaben die beiden anderen übervorteilt habe, und gedachte, selbe auch — gottlos genug — mit Gottes Hilfe noch fernerhin durch den Gebrauch der Wundermittel zu übervorteilen; dieser unedle Vorsatz behinderte aber keineswegs ihren freundschaft-

lichen Verkehr, sondern erweckte in dem Busen einer jeden eine Art zärtliches Gefühl für die anderen beiden, denn es scheint einmal unter die allgemein menschlichen Schwächen zu gehören, daß sich einer eines Gewinnes nicht so recht aus vollem Herzen zu erfreuen vermag, wenn er nicht einen anderen weiß, der ihm denselben neidet, und den er eben dieses Neides halber wieder durch alle Couleuren grün und gelb ärgern kann. Sie wollten sich einander für solche schöne Gelegenheit aufsparen und beschlossen daher, da sie in dem verwaisten Heim doch nichts mehr verloren hatten, sich einen Dienst zu suchen an einem Orte und womöglich in einer Wirtschaft.

Das war freilich leichter zu planen, als zu erreichen, und sie wanderten von Dorf zu Dorf, ohne Aufnahme zu finden, denn es fehlte wohl da und dort an einer Magd, aber für dreie war kein Platz. Schon brachte sie die Not auf den Gedanken, den schönen Freundschaftsbund zu trennen und einander aus den Augen zu gehen, als sie eines Morgens ein Dorf erreichten, aus dem ihnen ein langer Leichenzug, dem drei Särge vorangetragen wurden, entgegenkam; nach einer sehr menschenfreundlichen Auslegung auffälliger Zufälligkeiten im Leben bedeutet für den, der einem Geschäfte nachgeht, das Begegnen einer Leiche Glück. Das Glück stellte sich denn in diesem Falle auch bald ein.

Aus Neugier schlossen sich die Mädchen dem Zuge an und erfuhren, als sie unter den letzten in der Reihe der Geleitgebenden Umfrage hielten, daß man da die Traudel, Ursel und Gundel auf den Freithof hinaustrage, die allsamt brave alte Dienstmägde des reichsten Bauern im Orte gewesen wären und an einem Tage aus Kränkung über ihres Alters Hinfälligkeit gestorben seien, da durch diese die Verheiratung des Bauern mit der reichsten Anwesnerstochter aus dem Nachbardorfe rückgängig geworden war; denn als einsmals die Braut den Bräutigam überraschen wollte und gegen Abend mit dem Wägelchen vor dem Gehöfte hielt

und an das Thor pochte, da fiel der halbblinden Traudel in der Hast der Schlüssel aus den Händen zur Erde, und sie vermochte ihn nicht wieder zu finden, die halblahme Ursel konnte aber nicht schnell genug die steile Bodentreppe herab und zu Hilfe kommen, und der Gundel, die sich endlich hinzufand, wollte es lange nicht gelingen, mit ihren zitternden Händen den Schlüssel aufzugreifen, und darüber wurde die ungeduldige Braut so zornmütig, daß sie es laut verschwor, in so ein Altweiberhospiz hineinzuheiraten. Damit fuhr sie davon, ließ sich nimmer vor dem Bräutigam blicken und auch durch alles Zureden ihrer Sippe nicht von ihrem Verschwure abbringen.

Die drei alten Mägde härmten sich anfangs mit Maß und Ziel, als es aber bald darauf mit aller Hoffnung, daß sich die reiche Anwesnerstochter doch noch anders besinnen könne, aus und vorbei war, da sie sich von der Kanzel herab mit einem andern aufbieten ließ, da legten sich die Traudel, Ursel und Gundel nieder, um nicht mehr aufzustehen, und waren in acht Tagen so weit, daß sie sich ohne Protest den Weg tragen ließen, auf welchem sie von Annerl, Hannerl und Sannerl getroffen wurden.

Der hochwürdige Herr Pfarrer hielt an den Gräbern der Opfer bräutlicher Ungeduld eine sehr schöne Rede über die Pflichttreue im Dienstbotenstande, rühmte die Dahingeschiedenen für ihre Leistungen in dieser Hinsicht und empfahl sie schließlich der Gnade Gottes, wobei er sich jedoch hütete, durch ein unvorsichtiges Wort auf die Anwesnerstochter anzuspielen, durch deren unduldsames Betragen die Alten etwas früher, als sonst wohl der Fall gewesen wäre, dieser Gnade benötigt wurden.

Den reichen Bauern rührte die Rede ganz gewaltig, wie es denn immer einem jeden zu Herzen zu gehen pflegt, wenn er von geistlicher oder weltlicher Obrigkeit anderen ihre Pflichten gegen ihn und seinesgleichen einschärfen hört. Ihm lag eigentlich nicht gar viel an den drei Alten, wie überhaupt im Bauernstande auf Leute, die mit der Arbeit nicht

mehr recht vorwärts kommen, nur wenig gehalten wird; sie sind auf der Welt zu nichts mehr nütze, und so ist es für sie wie für andere wohl das beste, wenn sie der liebe Gott zu sich nimmt, bei dem sie ja gut aufgehoben sind. Eines aber meinte er den Verstorbenen schuldig geworden zu sein. Seit er gewiß war, die Braut nicht zu bekommen, erschien sie ihm gar nicht mehr so begehrenswert, und er bildete sich fest ein, der zornige Ungestüm derselben an jenem Abend habe ihm die Augen geöffnet, und zum Danke für diese gelungene Augenoperation, bei welcher die drei alten Mägde gleichsam die unselbständigen Instrumente waren, beschloß er, saubere Kreuze auf ihre Gräber setzen zu lassen, die er im Vierteldutzend ohnehin billiger zu bekommen hoffte. Seinerseits verschwor er es aber, eine Reiche zu nehmen.

Nachdem er bei sich im stillen sowohl das fromme Gelübde als auch den trotzigen Vorsatz erneuert hatte, schritt er vom Friedhofe hinweg und suchte mit vielen Leidtragenden das naheliegende Gemeindewirtshaus auf. Außer demselben trieb sich noch eine gute Weile über eine Schar von Leuten herum, die meist dem Stande der eben Begrabenen angehörten und, so große Lust sie auch empfanden, ebenfalls bei Wein und Rauchfleisch Leid zu tragen, auf eine frugalere Art von Trauer angewiesen waren.

Zu diesen Knechten und Mägden gesellten sich auch die drei Mädchen; als fremd im Orte erregten sie viel Aufsehen, fanden aber in eben dieser Eigenschaft nur wenig Ansprache, denn die Bauern halten darauf, „Nichthiesigen" gegenüber keine Neugier merken zu lassen; mißtrauisch, wie sie sind, wittern sie in der Antwort Lug, andererseits aber sollte denen „von wo anders her" von vornherein der Dünkel benommen werden, daß sie denen „am Orte" etwas des Aufhorchens Wertes zu sagen hätten. Trotzdem erlauschten und erfragten die drei Dirnen über den Dienstherrn der Traudel, Ursel und Gundel, was ihnen zu wissen dienlich erschien. Der Reichste im Ort war er, das stand so fest wie sein Gehöft, das von der Mitte der Dorfstraße hersah, wo es, die Fahr-

bahn verengend, aus der Zeile herausrückte, als hätte es sich allen den armseligen Hütten vorgedrängt, nach hinten hinaus aber, den Feldern zu, bildeten seine Wirtschaftsgebäude und Gesindehäuser eine eigene kleine Gasse.

Der Bauer war ein noch junger Mann, zählte seit Georgi sechsundzwanzig Jahre und hatte eben erst, wie aus der Geschichte mit der Tochter des reichen Anwesners erhellte, auf Freiersfüßen gestanden, aber, wie sich da ausgewiesen, auf recht schwachen, indes war es auch das erste Mal, und für künftig wollte er es mit keiner mehr versuchen, die etwa vermeinte, sie könne für den Sack voll Thaler auch den Kopf voll Launen ihm ins Haus bringen, sondern er gedachte — was die drei Mädchen besonders interessierte, zu erfahren — mit besagten Füßen einem armen Dirnlein gegenüber, wenn es nur braver Eltern Kind wäre, des besten Erfolges sicher, aufzutreten.

Mit Namen nannten ihn die Leute: Tobias Paschinger, obwohl es sich aus den alten Kirchenbüchern nachweisen ließ, daß sein Urahn, der ebenso arm aus dem deutschen Reiche eingewandert, als nach dem himmlischen abgezogen war, eigentlich Tollpatsch hieß und einem zwar stark verbreiteten, aber wenig geachteten Geschlechte angehörte; nach einer geraumen Zeit aber, während welcher sich die Tollpatsche ein wenig emporgearbeitet hatten, erscheinen sie in den kirchlichen Vormerkungen als einfache „Patsche" aufgeführt, und wieder nach einer Zeit, jedoch einer weit kürzeren, als ihre Ahnen bis zur Namensänderung bedurft hatten, finden sich die Patschen, gemäß ihres zugewachsenen Reichtums, nicht um ein verletzendes Wort verkürzt, sondern um zwei abschwächende Silben verlängert, als „Patschinger" in den Tauf-, Trau- und Sterbelisten, und als der jetzige reiche Tobias das „t" in seiner Namensfertigung ausfallen ließ und bei seiner Namensnennung sich verbat, da hielten alle im Orte die Ohren steif und die Brauen glatt, und niemand wagte den Geld- und Grundgewaltigen auch nur durch einen Buchstaben daran zu erinnern, daß er der Abstammung nach ein

Tollpatsch wäre und seine Urgroßeltern noch zu den Patschen zählten.

Daß Annerl, Hannerl und Sannerl sofort gewillt waren, sich dem Bauern an Stelle Traudels, Ursels und Gundels anzutragen, das dürften wohl auch jene Leser erraten haben, die einer Geschichte nicht bis auf den Grund zu kommen trachten, dagegen muß ich es denen von letzterer Art überlassen, sich auszudenken, mit welchen leisen Hoffnungen und stillen Wünschen die drei Dirnen sich etwa noch getragen haben, als sie des reichen Tobias Absehen auf eine arme Braut erwähnen hörten.

Sie wollten schon auf dem Rückwege vom Friedhofe sich an den Bauern herandrängen, aber eh' sie ihn erreichen konnten, schloß er die Gaststubenthür hinter sich, und nachdem sie erst eine Weile dem Geplauder der Leute zugehorcht, um daraus klug werden zu können, war es ihnen gar lieb, daß sie ihn versäumt und ihm nicht mit verstaubten Schuhen und erhitzten Gesichtern gegenübergestanden hatten. Zudem hörten sie, daß der Meier — so wurde in alter Zeit der Aufseher über eine Wirtschaft genannt — die Aufnahme des Gesindes über habe, und so gingen sie denn klopfenden Herzens auf das Gehöft zu. Unter dem Thorwege griff jede noch verstohlenerweise in ihre Kleidertasche, um sich zu überzeugen, daß die Wundergabe des frommen Einsiedels unverloren sei; dann suchten sie den Meier auf.

Der Aufseher war ein großer, vierschrötiger Mann, der wohl vierzig Jahre auf dem Rücken haben mochte; zu seinem gutmütigen Gesichte paßten eigentlich die strengen Augen, die er machte, gar nicht, aber das kam von dem scharfen Zublicken und finsteren Schauen bei Arbeit und Nachlässigkeit, sowie seine allzulaute Stimme vom Anbefehlen und Dareinwettern. Als die drei lebensfrischen Dirnen vor ihm standen und die Bitte vorbrachten, an Stelle der Traudel, Ursel und Gundel aufgenommen zu werden, da brach er in ein helles Gelächter aus, denn er erinnerte sich an den Bilderbogen, den er einmal vom Jahrmarkte heimbrachte

und noch heute an seiner Stubenthür kleben hatte; die Zeichnung trug die Ueberschrift „Hochpreißliche Altweibermühl'" und darunter waren etliche, mehr launige wie anständige Reime zu lesen, mit welchen Hanswurst, der im Vordergrunde als Windmüller abgebildet stand, die alten Weiber einlud, sich bei ihm jung mahlen zu lassen; diese sah man denn auch in Scharen herzuströmen und sich zu einer Seite in die Mühle drängen, während auf der anderen Seite schmucke Frauengestalten heraushüpften, zu welcher Veränderung die dort abgebildeten, wartenden Männer, je nach Gefühl ihrer Rüstigkeit oder Hinfälligkeit, freudige oder lange Gesichter machten.

Daß die drei alten Mägde, eine immer verhutzelter als die andere, plötzlich durch drei Dirnen, eine immer schöner wie die andere, ersetzt werden sollten, machte den Meier an die Altweibermühle denken und lachen, worüber die drei Mädchen anfänglich nicht wenig betroffen und bestürzt waren, bis sie der Mann über den Grund seiner Heiterkeit aufklärte, da gab es denn auch ihrerseits heitere Gesichter, man sprach sich je länger, je leichter, der Meier kneipte die Annerl, Hannerl und Sannerl in die vom Lächeln gerundeten Backen und erklärte sie für aufgenommen. Er blickte den drei flinken, hübschen Geschöpfen behaglich nach, als sie der Magd folgten, die ihnen die Kammern Traudels, Ursels und Gundels aufzuschließen hatte.

Ob der Meier uneigennützigerweise sich der drei Mädchen annahm, oder was er etwa als Schelm dabei dachte, war und blieb gleichgültig, da es überraschend schnell ganz anders kam, als er denken konnte.

Der Bauer kehrte erst in später Nachmittagsstunde heim. Er befand sich in der besten Laune, mochte wohl manchen Bissen über den Hunger gegessen und manchen Schluck über den Durst getrunken haben, und da er füllig von Körper war, konnte man leicht seinem bedenklich geröteten Gesichte, dem kurzen, stoßweisen Atem und der etwas behinderten Beweglichkeit anmerken, daß er genug hatte, aber doch nicht

zu viel, denn er schwankte nicht und war seiner Zunge und, wie es schien, auch so ziemlich seiner Gedanken Herr; jedenfalls wäre auf den, den er zunächst äußerte, auch der Nüchternste verfallen. Als der Meier herzukam, über das inzwischen Unternommene und Vorgefallene zu berichten und der drei neu angeworbenen Mägde erwähnte, wobei er sich's nicht versagen konnte, sich auf den Witzbold hinauszuspielen und neuerdings den Spaß mit der Altweibermühle aufzutischen, da sprach der Bauer die Absicht aus, jedes Korn dieser Mühle in dessen eigener Kammer aufzusuchen.

Der Meier verwünschte es im stillen, daß er zu ungelegener Zeit den Schnabel als Spaßvogel aufgesperrt. Er kannte den Bauern als einen, der nüchtern den Mägden weit aus dem Wege ging, aber von dem, was bei dessen gegenwärtiger Verfassung zu erwarten stand, hatte er kein klares Bild. Er hielt ihn daher am Aermel zurück und versuchte, ihn vom Besuche der Dirnen abzureden; schicklicher wolle er ihm diese in den Hof herabrufen.

Aber der Bauer zog die Brauen hoch und hob die geballte Faust, daß der Meier unwillkürlich zusammenduckte, und schrie ihn an: „Du, was willst du, wenn ich will?"

Der Bauer drehte sich stolz auf den Hacken um und schritt auf die Treppe zu und kletterte sie, so steil und ausgetreten sie war, ohne Fahrnis hinan. Oben angelangt, verschnaufte er vor der ersten Thür ein wenig und erinnerte sich eben noch rechtzeitig daran, daß hinter derselben ein Frauenzimmer hause, und daß man bei einem solchen, wenn es auch nur ein armer Hascher von Magd sei, schicklicherweis' nicht ohne Anmelden eintreten soll; trotzdem kann es den Eintritt nur verzögern, nicht verwehren. Ein sonderbares Volk das, muß fast alles über sich ergehen lassen, will aber doch bei allem voreh' befragt sein. Ein Weib geht zu einer Mannthür auf eigene Gefahr ein, ein Mann zu einer Weibthür auf fremde.

Auf diese Gedanken — er machte sich übrigens nur wie jetzt in gehobener Stimmung welche — that sich der Bauer nicht wenig zu gute, und doch ließ er sich im Schlußsatze eine so unerfahrene Männerüberhebung und Weiberunterschätzung zu schulden kommen, die an und für sich eine Gefahr war; wenn er noch den glücklichen Fall einer beiderseitigen vorausgesetzt hätte, so wäre dies bei seiner Jugend und günstigen Stellung verzeihlich gewesen, aber sobald er an eine einseitige dachte, war es sehr gewagt, daß er dieselbe nur für den andern Teil gelten lassen wollte und für seine Person für ausgeschlossen hielt. Da er aber an kein Wagnis glaubte, so legte er keck sein Ohr an die erste der drei Kammerthüren, und als er das Geräusch trippelnder Schritte innen vernahm, rief er überlaut: „He, Dirndl, darf mer h'nein zu dir?"

„Nur h'rein, wer draußt is," antwortete Annerls Stimme.

Die Dirne stand eben vor dem Spiegel, als der Bauer eintrat; sie hatte die Lider mit der Salbe des Klausners bestrichen und helle Augen bekommen, sie sah nun, wie ausnehmend hübsch sie war, während sie auf einen Seitenblick es weg hatte, daß den reichen Paschinger die Schönheit just nicht plage, und sie gestand sich, wenn es sich schickte und fügte, daß der sie zum Weibe begehrte, so wäre das kein Glück, worüber sie den Kopf zu verlieren brauche, sondern immer noch Gnad' für ihn, daß er als der reichste Bauer auch die schönste Bäuerin bekäme.

Dem Bauern verschlug der Anblick der bildsauberen Magd völlig die Rede, er begann seinen Hut zu drehen und starrte sie betroffen an. Seine Befangenheit wurde ihm, je länger sie währte, je unbehaglicher, und er empfand voll Verdruß, daß ihm als Herrn solch verzagt' Wesen gar nicht wohl anstand, daher faßte er sich endlich gewaltsam und polterte, da er sich nicht anders zu helfen wußte, das, was er sich eben im stillen gedacht hatte, unter lautem Lachen heraus, gleich einem Spaß, der gar nicht ernst zu nehmen wäre: „Sapra-

most noch einmal, Dirn'," gröhlte er, „was du sauber bist! Dich könnt' mer aber schon schier gleich vom Fleck weg z' heiraten Lust kriegen."

Er erwartete, daß die Dirne nun in aller Demut und Weitläufigkeit erklären werde, wie sehr sie solche Reden erschreckten, da sie von einer solchen Ehr' und einem so großen Glücke gar nicht zu träumen wage, aber Annerl sagte nur kurz: „Meinst? Nun, was wär' auch weiter dabei?"

„Donnerwetter," dachte der Paschinger, „versteht die kein' Spaß oder erst recht?" Er war wieder wie vor den Mund geschlagen und behalf sich eine Weile über mit einem Gelächter, das ihm weder vom Herzen ging, noch vom Kopfe kam, und wie jedes Ding, das ohne Schick und Maß getrieben wird, übel ausschlug, er „verkuzte" sich, und der Atem ging ihm aus. Als er sich insoweit wieder erholt hatte, daß er zu reden vermochte, sagte er, um nur etwas vorzubringen: „Du hast Späß' in dir, Dirn', dir muß man lachen, ob man will oder nit. Was aber sagtest, wenn ich's wirklich im Ernst meinen thät'?"

Der Annerl machte es den größten Spaß, den Bauern immer mehr in Verlegenheit geraten zu sehen, und sie hoffte für die Folge allen Vorteil davon, wenn sie ihn nicht „aufkommen" ließe, daher bemerkte sie recht schnippisch: „Weißt, Bauer, Spaß versteh' ich in solchen Dingen überhaupt kein', Ernst erwart' ich mir freilich auch nit, aber wenn's zu einem solchen käm', müßt' ich mir's doch erst noch überlegen und a Bedenkzeit ausbitten."

Das ging denn doch über des Bauern Begriffe hinaus und machte ihm die Geduld reißen. „Hör mal, du Dirn'," sagte er, sich gewaltig in die Brust werfend, „was hätt'st du dir da erst a Bedenkzeit ausz'bitten und was brauchtest du zu überlegen, wenn ich, der Paschinger, käm' und dich heimz'führen verlanget?"

„Schau, Bauer," lachte Annerl, „steht auch 's Anbieten bei dir, so steht doch noch immer 's Ausschlagen bei mir. Ein' Reichern wie du wüßt' ich mir wohl nit z' finden, aber

nach ein' Säubern brauchet ich, mein' ich, nit weit z' suchen, und ich kann's z'frieden sein, ein' solchen, wenn auch mit weniger Geld, z' kriegen; bei ein'm Handel zwischen uns zwei riskierest nur du, denn du bekämst wohl kein' Säubere wie mich!"

„Das möcht' schier der Fall sein," grinste der Paschinger lustig, denn das, was das Mädchen vorbrachte, leuchtete ihm ein, und ihr Gehaben, wie schnippisch und abweisend das auch war, machte ihm nun Spaß, denn er hielt es für ein angenommen' Wesen, das sich bei mehrerer Vertraulichkeit geben würde, und sie in dieser Hinsicht zu prüfen und zu proben fühlte er sich auf einmal unternehmend genug. „Aber Dirndl," meinte er, „ich werd' mir's für mein Teil doch auch überlegen und mir dich daraufhin genauer betrachten dürfen? Gelt ja? Komm her!" Und er legte ihr beide Arme um die Hüften und beugte seinen Stiernacken ein wenig vor, denklich, sie bekäme Lust, die Arme um selben zu schlingen, denn er trug — wußte selbst nicht wie — plötzlich das Verlangen, von Annerl um den Hals genommen zu werden, und wenn er sie dabei auch auf diesem behalten sollte.

Aber die Dirne that nichts von dem, was er etwa erwartet haben mochte, sie ließ die Arme herabsinken und ihre Finger streiften dabei leicht über die Hände des Bauern hinweg, als wollten sie ihn bedeuten: „Laß da locker," und sie warf ihm einen Blick zu, vor dem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat und sie freigab; er verspürte in den erhitzten Wangen eine Wallung, von der er nicht wußte, rührte sie davon her, daß er noch röter geworden, oder sich entfärbt hatte.

„Du kannst aber schau'n," lächelte er blöde.

„Ich mag kein Anfassen leiden," sagte sie. „Nit, daß ich mich etwa fürcht', weder vor dir, noch vor ein'm andern, und du gar schaust mir nit danach aus, als ob du dir viel herauszunehmen getrautest, aber ich duld' nit, wozu ich nit aufg'legt bin."

Der Bauer entsann sich, als kleiner Junge einen ähnlichen Blick an seiner seligen Mutter wahrgenommen zu haben, wenn sich der Vater manchmal zur Unzeit, etwa in Gegenwart der Kinder, beigehen ließ, den Zärtlichen spielen zu wollen. Diese Erinnerung nahm ihn vollends für das Mädchen ein. Er stand in schier demütiger Haltung mit tiefgesenktem Kopfe, denn er begann eben zu überlegen. „Sie hält auf sich — traut mir keine Unehrbarkeit zu — das ist recht! Klug war's just nicht, mir aber auch gar kein klein wenig zu schmeicheln, aber so gescheit, wie ich eine brauche, wird sie immer noch sein, und schön ist sie, mehr wie ich verlangen kann!"

Und da hob er den Blick, um sich ihre Schönheit zu betrachten, und da begegnete er ihren Augen, und in denen leuchtete etwas, das ihm gar nicht gefiel; mit einem solchen verzwickten Blinzeln hatte er einmal einen Wilderer den Hasen, der ihm in die Schlinge geraten war, in den Schnappsack schieben sehen. Es stiegen ihm nun doch etliche Bedenken auf. „Sie hat doch gar zu scharfe Augen — die sagen ihr, wie hübsch sie ist — wie unschön ich gegen sie bin — könnten ihr leicht auch einmal sagen, wie viel hübscher ein anderer gegen mich ist! — dann guckt sie einem, mein' ich, schier bis unter den Brustfleck oder bis ins Hirnkastel, denn nicht anders hat sie vorhin geschaut, als wüßt' sie, mit was für Gedanken ich mich trag'. Wie komm' ich da aufs Rechte? Bleibt schon nichts über, als die Knöpfe befragen."

Der Bauer war abergläubisch, und das Requisit seines Aberglaubens war seine rote Weste mit der Reihe Knöpfe von schwerem Silber daran, an denen pflegte er in besonders schwierigen Fällen sich's auszuzählen, „soll ich — soll ich nicht," und befolgte dann pünktlich, was der letzte Knopf ihn thun oder unterlassen hieß.

Er begann vom obersten Knopfe die Reihe herabzufingern und erschrak nicht schlecht, als er mit „soll nicht" beim vorletzten anlangte und den letzten gar nicht vorfand. Jetzt

erinnerte er sich, daß er diesmal im Wirtshause, gegen seine sonstige Angewöhnung, die Weste nicht aufknöpfte, um Speis' und Trank Platz zu schaffen, daß ihm deshalb der Knopf abgesprungen war, den er sonach in die Westentasche gesteckt hatte; er griff mit Daumen und Zeigefinger, als wolle er eine Prise nehmen, in dieselbe.

„Aha," lachte Annerl, „du thät'st dir gern was an den Knöpfen abzählen? Geht aber nit. Dir fehlt einer, das hab' ich schon lang bemerkt und auch g'wußt, wo er steckt, an dem klein' Buckerl an der Weste und den Falterln am Schlitz vom Tascherl."

„Die Augen — die Augen," murmelte der Bauer, und er hielt den Knopf, den er herausgegriffen, der Dirne hin.

„Ei jemerl," fuhr Annerl unter Lachen fort, „der is g'wiß sein' geschlagenen Thaler wert! Sei nur froh, daß du ihn hast. Aber da siehst, wie mer alle Ursach' hat, sich's mit dir zu überlegen; nit nur, daß dir noch viel auf d'Säubern fehlt, auch schlampet bist, ruinierig und verstreuerisch."

Noch einmal reichte ihr der Bauer den Knopf hin. Es war der „Soll"-Knopf, nur saß er nicht an der Weste fest, sondern baumelte in der Luft an dem langen Faden, an dem ihn der Paschinger schwingen ließ; sie brauchte nur zuzugreifen und ihn anzunähen.

Darauf verfiel sie aber nicht, sondern sie sagte: „Was soll ich damit? Geh und laß dir 'n annähen. Deiner zukünftigen Bäuerin wirst du doch keine Arbeit zumuten, die muß wie a Prinzessin leben und bloß kommandieren können." Sie lachte dabei über das ganze Gesicht, denn wie grob es auch zu Gehör geredet war, so sollte es doch für einen feinen Scherz gelten, und da mochten die blanken schönen Zähne wohl nachhelfen.

Aber der Paschinger schob ernst den Knopf wieder in die Tasche; so leid ihm auch geschah, das Orakel war einmal befragt worden und sein Ausspruch mußte befolgt werden. Er ging mit kurzem Gruße zur Thür hinaus.

In der zweiten Kammer trällerte es einen lustigen Ländler und dazu schleiften Tanzschritte über den Boden hin; da trat der Bauer ohne Bedenken ein, denn hier störte er wohl nicht und mochte gerne dabei sein. Hannerl hatte sich das Pflaster des frommen Waldbruders auf die Sohlen gelegt und fühlte alsbald eine Leichtigkeit in den Füßen, daß sie Lust bekam, auf denselben herumzuspringen; sie versetzte sich im Geiste auf eine Kirmes und in den Arm des flinksten Tänzers, und nun ging es die Diele auf und nieder, ohne an Wände oder Hausgeräte anzustreifen, wie ungeräumig das Kämmerlein auch war.

Dem Paschinger gefiel das Ding gleich auf den ersten Blick so gut, daß er von der Schwelle hinzusprang, die blondhaarige, blauäugige Dirne um den Leib faßte und mit ihr einen Gestrampften zu tanzen begann, daß der Boden dröhnte und die Holzwände zu zittern anhoben. Der Wasserkrug auf dem Tische hüpfte und schien nicht übel Lust zu haben, mitzuthun.

„Herrgott, noch 'mal h'nein, Dirndl," sagte der Bauer, indem er sich auf die G'wandtruhe fallen ließ und Hannerl an seine Seite zog, „woher hast du dein Tanzen?"

„Vielleicht hab' ich's g'lernt von den Blüh'blatteln im Fruhjahr oder vom Laub im Herbst, wenn die im Wind herumtreiben," sagte Hannerl. „Aber ich bin g'ring von G'wicht und flink auf 'n Füßen; mehr mag mich wundern, wie du bei deiner Schweren und dem festen Tritt so artlich und g'schlacht dich drehen kannst."

Es war eine Lüge, und der Bauer wußte wohl, daß es eine war, und daß er mit seinem Tanzen es nicht besser getroffen habe, wie ein Bär auf dem Jahrmarkte, der es dort zu anderer Vergnügen, aber gewiß nicht zu seinem eigenen, betreibt. Paschinger gestand sich ein, daß es bei ihm ganz umgekehrt der Fall, denn er fühlte es, wie die Dirne an ihm zu zerren, zu rücken und zu schleppen hatte, um ihn im Takte und rechten Schwung zu erhalten, desto schöner war es halt eben von ihr, daß sie ihn von ihrer gehabten Müh'

und seinem Ungeschick nichts merken lassen wollte, um ihm nicht die Freude zu verderben, das zeigte, wenn nicht von einem guten Herzen, so doch von einem klugen Kopfe, der sich die Leute gern zu Freunden macht; wohl von beiden zugleich. „Bist a lieb's Dirndl, du," sagte er und wollte sie am Kinn fassen, aber da war sie ihm schon davongehuscht und stand kichernd in der nächsten Ecke.

„Was soll das Davonlaufen?" dachte der Bauer. „Entweder hält sie mich für einen Lumpen, vor dem sich kein Weibsleut was Gutes zu versehen hat, oder sie hat es darauf abgesehen, daß ich sie hasche und mich dabei fange." Beides wollte ihm nicht gefallen.

„Bist ein närrisch Ding," brummte er verdrießlich, „ich will dir doch gewiß nichts Unrechtes. Komm her. Was sagtest, wenn ich's mit dir im Ernst meinen thät'?"

Und da kam Hannerl heran, und dabei thaten ihre kleinen Füße das Beste, was sie konnten; es waren gar zierliche Füße, und die ausgeschnittenen Schuhe mit den Schnallen ließen unter den weißen Strümpfen den hohen Rist und die niedlichen Knöchel sehen, und die Füße kamen ganz zaghaft trippelnd herzu, wie in einem geschämigen Schritt und doch so rasch, als es dabei angehen mochte, um der Aufforderung zu gehorsamen; sie drückten förmlich das in einem Tanze aus, was Hannerl dem Bauern antwortete: „Geh, Bauer, nein! Wenn das dein Spaß nit wär', es möcht' mich völlig erschrecken! Wie käm' ich zu einer solchen Ehr', und wodurch hätt' ich ein solches Glück verdient? Aber dein Ernst kann es ja nit sein, darum schenk mir die Antwort drauf. So auf ja und nein ins Gesicht gefragt, könnt' ich dir ja doch keine wahrhafte geben. Was dächtest du von mir, wenn ich kurzweg zugreifen möcht' oder rundweg ausschlagen? Geh zu, laß uns einander nit narren."

„Ei mein," murmelte der Bauer, der der Sprecherin mehr auf die Füße als auf den Mund gesehen hatte, „die hat's in den Füßen, wie es die andere in den Augen hat." Und Hannerl mit den flinken Füßen schien ihm

mit einmal begehrenswerter als Annerl mit den scharfen Augen; mit denen konnte die schönheitsstolze Gredl doch um kein Eck sehen, und die weit lustigere Hannerl vermochte Haus und Hof im Nu, Stube aus und ein, Winkel ab und auf, zu durchlaufen, auf dem Tanzboden wär' sie die erste, und dann setzte sie ihre Gedanken so gescheit in Worte, wie ihre Füße zierlich in Gang, und es stand nicht zu erwarten, daß sie fehl gehe und der Bauer mit ihr auch nicht. Unversehens erhob er sich und faßte sie in die Arme. Einen Augenblick sah sie ihn betroffen an, dann tippte sie nach der Westentasche und fragte: „Was hast du da, was so drückt?" Und während der Bauer den Knopf hervorholte, entschlüpfte sie ihm, eilte zur Thür und griff dort nach der Klinke, bereit, hinauszuflüchten.

Indes hatte der Bauer den Knopf hervorgeholt und betrachtete ihn nachdenklich und hielt ihn der Hannerl auf der flachen Hand hin.

Sie that einen Schritt herzu und nahm vorsichtig den Knopf an sich. „Je mein, den hast du verloren?" fragte sie. „Schau, du trägst da an Silberwert ein' klein' Pachtgutzins auf der Weste. Das willst wohl wieder angenäht haben?"

Er nickte freundlich lächelnd.

Es war der „Soll"-Knopf, sie brauchte ihn nur anzunähen, aber das fiel ihr nicht bei, vielmehr kam ihr eine eigene Unruhe in die Beine, sie öffnete die Thür und während sie abwechselnd bald einen Schritt über die Schwelle, dann wieder zurück machte, sprach sie hastig: „Das sag mir nur schnell, wie dieselbe Magd heißt, ob Christin', Marei, oder wie, die dir deine G'wandstück auszubessern hat, damit ich schnell hinunterlauf' und sie herbeiruf', oder willst, so zieh die Weste aus, daß ich sie mitnimm, wirf aber dieweil 'n Rock über, du könnt'st dich sonst verkühlen. Ich wart' darauf und betreib' es schon, daß ich gleich wieder da bin!"

Da seufzte der Bauer tief auf, so leid ihm auch geschah, das Orakel war befragt worden, und sein Ausspruch mußte erfüllt werden. Er nahm der Hannerl den Knopf aus der Hand. „Es ist nicht nötig, daß du dich der Weis' bemühst, Dirn'," sagte er und dann ging er mit kurzem Gruße davon.

Und nun stand er vor der dritten Kammer, und da öffnete er die Thür ein klein wenig und fragte: „Ist's erlaubt?"

Und Sannerls Stimme antwortete: „Nur h'rein, wer draußt is."

Die kleine braunäuige Dirne saß auf ihrer Gewandtruhe, sie gebrauchte Nadel und Fingerhut, die sie vom Einsiedel zum Geschenke erhalten hatte, und nähte flink darauf los.

Sie rückte ein wenig zur Seite, um dem Paschinger Platz zu machen. „Guten Abend, Bauer," sagte sie, „wann d' schon kommst, welche Ehr' ich mir nit verhofft hätt', so setz dich nur auch ein wengerl, daß d' mir 'n Schlaf nit austragst."

Der Bauer setzte sich denn auch; er machte sich dabei noch etwas breiter, als er ohnedies schon war, denn in den blitzenden Braunäuglein der Sannerl lag etwas, das ganz danach aussah, als ob die kleine Person Spaß nicht übelnähme und selber gerne lustig wäre.

„Mich wundert," meinte sie nach einer Weile, „daß wir da all' zwei auf der G'wandtruhe Platz finden. Wenn ich dich betracht', wie breit du bist, Bauer, is es mir ein rechter Trost, daß ich mir nit schuld z' geben brauch', daß wir da so gedrängt sitzen, gegen dich bin ich dürr wie die teuere Zeit, obwohl mer mich sonst just auch für keine von dö sieben magern Küh' halt'."

„Nein, weiß Gott, Dirndl," lachte der Bauer, „schwindsüchtig schaust nit aus. Aber was machst denn da?" Er benutzte die Nachfrage, um über die Schulter Sannerls nach der Arbeit zu blicken, wobei er sich die Nase auf dem vollen Nacken der Dirne plattdrückte, aber er prallte sofort zurück,

denn die Nadel an dem Faden, den sie eben auszog, fuhr in bedrohlicher Weise an seinem Gesichte vorbei.

„Siehst, Bauer," sagte sie, „das sind die Vorhäng', an denen ich die Riss' vernäh' und die Löcher mit Fleckeln unterleg', damit mir niemand ins Fenster h'reingucken kann, denn das Zugucken kann ich nicht leiden und je näher, je weniger. Sollt' ich dich vorhin g'stochen haben, verzeihst schon."

„O, o," lachte der Bauer, „wolltest du ein' auszahlen, zahlet sich bei dir 's Zuschauen freilich nit aus."

„Eb'n, das weiß ich ja," sagte Sannerl, „und ich bin bescheiden."

„Brauchst nit gar so bescheiden z' sein," meinte der Bauer, dem es an der Seite der drallen Sannerl immer behaglicher wurde; das bißchen Mutterwitz, das er an ihr merkte, hielt er für eine Gabe, die mehr oder weniger jeder Dirne zugehörig sei, und sonst hatte er keine Ursache, sie für klüger zu achten, als er selbst war. Die fertige flinke Hand aber galt ihm als das beste Ausstattungsstück, das eine künftige Bäuerin ins Haus und auf den Hof mitbringen konnte. „Brauchst gar nit so bescheiden z' sein, du," wiederholte er, „an Säubrigkeit stehst wenigen nach und an Fleißigkeit bist vielen voraus. Das mag ein'm schon g'fall'n!"

Sannerl hatte an dem einen Vorhang gebessert, was zu bessern war; sie legte ihn zusammen und strich ihn über ihren Knieen glatt, dann blickte sie über die Achsel und fragte den Bauern: „Meinst?"

Als Paschinger die frische rote Backe, die ein zarter Flaum bedeckte und ein kleines Grübchen zierte, sich so nahe gerückt sah, da konnte er sich nicht zurückhalten — schnalz — brannte ein Kuß auf Sannerls Wange und — klatsch — eine Ohrfeige auf der seinen.

Er fuhr mit einem Ruck bis an die Wand zurück, und der Westenknopf, den er bisher noch immer in der Hand gehalten und spielend zwischen den Fingern gedreht hatte, entfiel ihm und er rollte auf die Diele.

Sannerl bückte sich danach, viel tiefer als es nötig war, ihn aufzuheben. „Da hast du was verloren," sagte sie kleinlaut.

„Der muß mir rein jetzt dabei abgesprungen sein," murrte der Bauer.

„Ich werd' dir 'n gleich wieder angenäht haben," flüsterte Sannerl; sie griff, gebückt wie sie war, nach dem Nähzeug und raffte es an sich und begann flink ihre Arbeit. Nach einer Weile blickte sie unter derselben ängstlich zu dem Bauern auf. „Bist mir bös? Gar so arg wird's ja doch nit g'west sein und g'meint war es gewiß nit so."

Der Paschinger lächelte sie mit Thränen in den Augen an, denn wie wir wissen, hatte sie ja eine fertige Hand. „Mit weniger hätt' ich mich auch zufrieden geben," sagte er, „du schlagst ja zu wie a Fleischerknecht; wär' ich ein Ochs, saget ich hitzt nimmer muh."

„Da sei du froh, daß du keiner bist," lachte Sannerl, die wieder lustig geworden war. „Uebrigens, wie leid's mir wär', dir weh gethan zu haben, gib dir nur selbst dran schuld. Warum laßt du solche zuthuliche Späß' nit unterwegs!" Sie wand eben den Faden etlichemal um den angenähten Knopf, noch ein Stich, dann biß sie mit den kleinen, blanken Zähnen den Zwirn durch und knöpfte die Weste zu.

„Hehe," lachte der Bauer, „was aber sagtest, Dirndl, wenn von ein'm Spaß gar kein' Red' sein thät' und ich's mit dir im Ernst meinet?"

Sannerl richtete sich langsam empor und sah dem Paschinger forschend ins Gesicht.

„Ja, ja," nickte der, „da is gar kein Spaß dabei; meiner Seel' und Gott nit! Na, was, han?" fragte er ermunternd.

„Jesses na, aber du mein Gott, das wär' doch wirklich spaßig, wann das dein wahrhaftiger Ernst sein thät'!" sagte Sannerl und glättete eifrig an ihrer Schürze. „Ja, du mein, Bauer, was könnt' ich sagen, wenn du mich zu deiner

Bäuerin haben möcht'st? Ich hätt' tausend Gründ', dich z' nehmen und wüßt' nit ein', dich ausz'schlagen. Na, ja, woher denn auch?"

„No, so nimm mich," schrie der Bauer und wollte sie derb in seine Arme pressen, aber auf eine verdächtige Handbewegung ihrerseits begnügte er sich mit einer viel zarteren Umarmung. „Alleins," sagte er, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben und nach der Hochzeit bring' ich's dir schon ein, und die soll heut über acht Wochen sein, und schon morgen führ' ich dich zu meiner Frau Bas', die ein' Tagreis' weit von da haust, und bei der sollst du inzwischen gut aufg'hoben sein."

Der Meier machte große Augen, als er früh am andern Morgen einspannen lassen mußte und erfuhr, daß der Bauer mit der Sannerl auskutschieren wolle, wohin die Reise ging und welchen Zweck sie hatte. Noch größere Augen und sehr lange Gesichter machten Annerl und Hannerl und sagten sofort dem Bauern den Dienst auf, denn den Gedanken, als Mägde der Sannerl gehorsamen zu müssen, ertrugen sie nicht.

Der Paschinger hielt sein Versprechen auf den Tag ein und feierte nach acht Wochen Hochzeit mit der Sannerl, wobei es so hoch und laut herging, daß im Dorfe seit Menschengedenken sich niemand einer gleichen Festlichkeit zu erinnern vermochte und noch lange Zeit danach von des Paschingers Ehrentag die Rede war.

Nachdem man wußte, daß der Bauer es verschworen hatte, eine zu nehmen, die Knöpfe besaß, wunderte es keinen, daß er eine nahm, die sich auf das Knöpfeannähen verstand, denn diese beiden Arten Bräute sind einmal, ich will nicht untersuchen, ob von Rechts wegen, die begehrtesten. Sicher ist, daß Sannerl unter den Wundergaben des frommen Einsiedels die beste Wahl getroffen hatte; Annerl und Hannerl mußten noch jahrelang warten, ehe sich ihnen der Segen der von ihnen gebrauchten Zaubermittel offenbarte, der schließlich nur darin bestand, daß sie doch noch rechtzeitig,

gleichsam vor Thorschluß und Zeitsperre unter die Haube kamen. Nicht, daß es den beiden hübschen Dirnen an Freiern gefehlt hätte, die sich redlich um deren Gunst mühten und bewarben, aber solange Annerl noch Vorrat an Salbe besaß, war sie ausschließlich derart von ihrer eigenen Schönheit eingenommen, daß sie darüber nicht nur die Vorzüge und guten Eigenschaften anderer gänzlich übersah, sondern auch ihre scharfen Augen damit vergnügte, weniger auffällige Fehler und Mängel zu entdecken. Als es jedoch mit ihrem kostbaren Schmiermittel schon sehr zu Rande ging, nahm sie mit Schrecken die erste Falte in ihrem Gesichte wahr, und da sie nie daran gedacht hatte, daß es mit ihrer Schönheit einmal zu Ende gehen könnte, so war ihr nun freilich die Salbe, die ihr diese Gefahr unwiderleglich vor Augen stellte, von großem Nutzen, und sie verbrauchte den Rest, indem sie sich in der Kunst übte, durch die Finger zu sehen, doch waren die immer seltener sich einfindenden Werber ihrerseits wählerischer geworden und sahen ihr auf dieselben. Es blieb ihr nichts über, als das Töpfchen mit dem Finger auszustreichen und sich zum letzten zu entschließen, nämlich die Augen ganz zuzudrücken, das heißt, nicht etwa zu sterben, aber einen mehr ehrenwerten als angenehmen alten Revierförster zu heiraten.

Und Hannerl wollte, solange das Pflaster währte, nur mit einem Manne Schritt durchs Leben halten, der es ihr auf dem Tanzboden gleich zu thun vermochte; dazu waren aber gerade die Ehrlichsten am wenigsten anstellig, und die ließ sie denn hinter sich herlaufen und lachte über deren steife, ungelenke Beine, bis eines Tages, nachdem sich längst alle verlaufen hatten, nur mehr ein ganz kleines Fitzel des Wundermittels vorhanden war, und das verwendete sie, um einem braven, aber mürrischen Gemeindeschreiber so ausdauernd nachzulaufen, bis er es müde wurde, ihr auszuweichen, und sich ihr gefangen gab.

Es bleibt nur noch zu versichern, daß Annerl, Hannerl und Sannerl trotz der Verschiedenheit ihrer häuslichen Ver-

hältnisse sich recht glücklich und zufrieden fühlten und, wenn sie nicht gestorben sind, heute noch leben. Auch seien jugendliche Leserinnen auf den Nutzen der Fertigkeit im Knopfannähen aufmerksam gemacht, und wenn sie je Gelegenheit fänden, einen frommen Waldbruder in der Spendierhose — Pardon! in den Geschenkbeinkleidern — zu treffen, so werden sie, dank diesem sinnigen Märchen, das Rechte zu wählen wissen.

Nit gehn than that's.

Humoreske.

(1885.)

Erstes Kapitel.

Der Krautschneider-Jokl und die Simmerl-Sephin.

Mitten in einem sogenannten Steinfelde, das von der fruchtbaren Ebene sacht hinanstieg, bis es den Kamm einer niederen, mit Föhren bestandenen Hügelkette erreichte, lagen zwei einsame Hütten, zwischen beiden floß im steinigen Bette ein schmaler Bach; der Boden bildete dort eine kleine Mulde, und da mochten durch lange Zeit Stürme den Humus dahingetragen oder das austretende Wasser ihn abgelagert haben, so daß um die dürftigen Behausungen etliche Obstbäume zu tragen, ein paar Ackerstreifen zu gedeihen und eine magere Wiese zu grünen vermochten.

Die eine Hütte trug Landestracht, eine Lodenjoppe und einen grünen Hut, sie hatte nämlich graue Mauern und auf den vermorschten Schindeln wuchs Moos; die andere zeigte sich, mit allzeit nachgebessertem Dache und frisch getünchten Wänden, in grauer Haube und weißem Gewande, und das grüne, mit Blumen bestellte Vorgärtel sah wie ihr buntes Fürtuch aus.

Die graue Hütte gehörte dem Krautschneider-Jokl, es war das ein etwa vierzigjähriger, lediger Mensch, er hieß seinem Geschlechtsnamen nach so, denn er hatte weder eigenes Kraut zu schneiden, noch schnitt er fremdes; er war ein kleines, breitschulteriges, derbknochiges Männchen, hatte einen spitzen Kopf, ein paar dunkle Aeuglein blitzten zu beiden Seiten der knolligen Nase, der breite Mund war etwas eingekniffen und die Wangen faltig und hohl. Von seinen Haaren war nichts zu sehen, diese und die obere Halbscheid der Ohren

bedeckte eine schwarze Zipfelmütze, man wußte nur, daß er sich selbst über den Kamm schor, und daß er sich allsonntäglich die Stoppeln des Schnurr- und Kinnbartes säuberlich wegrasierte, den braunen Backenbart ließ er dagegen wachsen, wie es dem gefiel, und der stand ihm denn buschig von den Backen hinweg und krauste sich auch bis unter die Augen.

In der weißen Hütte hauste die Simmerl-Sephin, ein rühriges, flinkes Weib, das darauf hielt, daß seine Arbeit wie seine Person sich immer sehen lassen könne, das heißt, reinlich und nett sei. Die Simmerl-Sephin war groß gewachsen und just nicht mager geraten, sie hatte reiches, schwarzes Haar, dunkle, feurige Augen und schöne weiße Zähne, dagegen einen sehr großen Mund und trotz der stark hervortretenden Backenknochen runde, wie aufgeblasen aussehende Wangen, zwischen denen eine kleine Nase mit einem geraden, glänzenden Rücken fast verschwand.

Seit alther hatte zwischen den Inwohnern der beiden Hütten gute Nachbarschaft bestanden, auf die mußten sie auch bei der Weltabgeschiedenheit ihrer Anwesen allen Wert legen, denn nur um das im Umkreise zunächstliegende Dorf zu erreichen, brauchte es einen zweistündigen Marsch, und nur an Sonn- und Feiertagen, beim Kirchenbesuch, bekamen die mitten im Steinfelde Hausenden andere Menschen zu Gesicht, im Winter aber, wenn die Wege verschneit lagen, waren sie oft wochen-, ja monatelang auf den Fleck gebannt, aufeinander angewiesen und konnten sich mutterseelenallein auf der Welt glauben.

Die beiden Wirtschaften hatten gewissermaßen einander immer ergänzt; in dem Stalle bei dem weißen Häuschen hatte stets eine Kuh gestanden und der Hof von Geflügel gewimmelt, und im Stalle des grauen Häuschens sich allzeit neben der Ziege ein Gaul befunden, der ging vor dem Pfluge her über den eigenen und den fremden Acker und besorgte, vor ein Wägelchen gespannt, den Verkehr mit der Welt, insbesondere, wenn der Nachbar Butter, Eier, Hühner oder anderes Federvieh auf den Markt zu bringen hatte; dafür be-

kam selbstverständlich der jeweilige Krautschneider nebst den guten Worten zwar selten Bargeld, doch oftmals Ware, manchen Stritz Butter, manch Ei in die Pfanne, manch Huhn in den Topf.

Der Krautschneider-Jokl und die Simmerl-Sephin waren die letzten ihres Stammes. Der Jakob war Zeit seines Lebens auf dem Elterngut gesessen, die Josepha hatte gar früh weggeheiratet. Als halbwüchsiges Dirnchen trieb sie sich oft tagelang, die schmale Zehrung in der Tasche, im fernen Walde, Erdbeeren klaubend und Schwämme suchend, mit anderen Mädeln und Buben herum und vergaffte sich mit eins in einen riesigen Holzknecht, dem sie mit Ausdauer, die ja bekanntlich stets zum Ziele führt, nachlief; schließlich war der Waldbär gutmütig genug, daß er sich bereit fand, an dem „packschierlichen Ding" allen Schaden wieder gut zu machen und sie zu heiraten. Nahezu fünfundzwanzig Jahre war die Simmerl-Sephin, wie sie ihrem Manne nach hieß, in der Fremde daheim und daheim fremd, als kurz nacheinander sie und ihre Mutter verwitweten, und da fanden sich die beiden vereinsamten Frauen zusammen, um gemeinsam zu hausen.

Herr, du mein Jesus! Wie schlug die Alte die Hände verwundert zusammen, als sie ihres Kindes wieder ansichtig wurde, und sie vermochte es kaum zu glauben, daß das staat'sche Weib im vierzigsten, das vor ihr stand, dasselbe sei. Auch der Krautschneider-Jokl wurde herbeigerufen, verwundern helfen, und er kam über den Steg herzugelaufen. Ei, je, ja, ei, du mein, er hätt' nie die Simmerl-Sephin erkannt, wenn sie nicht selber sagte, sie wär's! Wie ein klein', kleber' und zernicht's Ding die gewesen, als sie fortgegangen, und nun käm' sie so heim, nein, aber so! Gott, meiner Treu'! Völlig nit zu denken!

Ja, meinte die Alte, ihr fiele ein Stein vom Herzen, so groß wie die Simmerl-Sephin selber, denn sie hab' schon gefürcht't, die wär' nit viel mehr geworden, als s' war, und damit wär' wenig geholfen gewesen, denn sie — die Alte —

Arbeit nicht recht von der Hand ginge, wenn man nicht immer hinter ihm stünd', und den es daher in keinem Dienste lange gelitten, weil da eben jeder, ohne zu fragen und ungeheißen, das Seine verrichten solle.

Der Krautschneider-Jokl war es zufrieden, daß die Simmerl-Sephin ihm den Knecht für das Roß kommen lasse, und die Simmerl-Sephin, daß der Krautschneider-Jokl ihr die Dirn' für die Kuh beistelle.

Man einigte sich also, den beiden zu schreiben. Mochten sie kommen, wenn sie wollten, oder es bleiben lassen, man hatte wenigstens ein gutes Werk zu thun versucht, und der Himmel sieht gewiß auch auf den guten Willen.

Vorab sollte aber über alles Schnee fallen und nach dessen „Auflahnen" Knecht und Dirn' ins Haus kommen, der Ehepakt geschlossen werden und die Hochzeit stattfinden.

Ueber das waren die beiden ins reine gekommen, als das Wägelchen vor dem grauen Häuschen stille stand. Man hörte die Stränge mit der Querstange fallen, das Pferd nach dem Stalle traben, und eine Weile danach kam es über den Steg geträppelt, voran der Krautschneider-Jokl mit dem qualmenden, gelblohenden Kienspane, ihm folgte auf dem Fuße die Simmerl-Sephin, sie gingen nach dem weißen Häuschen — „Rauber" suchen.

Zweites Kapitel.

Der Schnee „lahnt" auf. Hans und Grete. Es ereignen sich Dinge, die nicht vorauszusehen waren, aber sehr erklärlich sind.

Der Schnee war noch im Schmelzen und die Wege nicht die besten, da meldete sich schon der Knecht fürs Roß, und der Krautschneider-Jokl mußte nach der Kreisstadt fahren, um den jungen Hans Simmerl einzuholen. „Der Bursch hätt's wohl auch erwarten können," meinten die beiden Anwesner auf dem Steinfelde; als aber der Schnee längst hinwegge-

schmolzen und der Boden hübsch trocken geworden war, ehe die Dirn' für die Kuh, die Grete Krautschneider, von sich hören ließ, da meinten sie wieder: „Das Mensch hätt' sich ordnlich Zeit lassen!"

Für so lange oder — wie die beiden Nachbarsleute dachten — so kurze Zeit, als sie noch getrennt zu leben hatten, war es ganz selbstverständlich, daß der Hans bei der „Frau Mahm" und die Gretl beim „Herrn Vettern" Unterkunft fand, und daß sowohl der Krautschneider-Jokl als auch die Simmerl-Sephin, jedes das Seine, einschließlich des Gesindes, wohlweislich für sich behielten, bis zwischen ihnen alles völlig und förmlich abgemacht sei.

Indes hatten die beiden älteren Leute an den beiden jungen gehörig zu schulmeistern, um sie einigermaßen anstellig und nützlich zu machen, und sie beklagten sich oft gegenseitig über die Plage, die sie da auf sich genommen, doch wenn auch in allererster Zeit einige harte Worte über die begriffstützigen Zöglinge fielen, bald einigte man sich in der milderen Beurteilung: „So scheu wären halt die zwei, 'n guten Willen hätten s' schon, aber gar so viel scheu wären s'."

Nicht lange, so galt es der Simmerl-Sephin für ausgemacht, daß der Hans „ein guter Lapp" sei, und der Krautschneider-Jokl hatte die Ueberzeugung, die Gretl wär' „ein gutes Tschapperl". Der Entwicklung der guten Eigenschaften des Burschen und des Mädchens stand also anscheinend nichts als deren angeborenes scheues Wesen entgegen; man mußte sich mehr mit ihnen abgeben, sie zutraulicher machen.

Der Hans hatte wohl schon seine achtundzwanzig Jahre auf dem Rücken, aber man sah ihm das nicht an, er war ein etwas breitschulteriger Knirps, hatte ehrliche blaue Augen und unter der Stumpfnase einen blonden Schnurrbart, der in zwei dünne kurze Spitzen verlief, die sich eben noch ein wenig „aufwichsen" ließen. Er war sehr bedächtig in allem, was er unternahm oder unterließ, entschloß sich aber doch eher noch fürs Unterlassen, als fürs Unternehmen.

Die Gretl war ein kleines dralles Ding; von ihrem reichen Blondhaar, mit dem sie nichts anzufangen wußte, guckten nur ein paar Strähnchen im Nacken hervor, aber das dunkle Kopftuch, das sie darüber gebunden trug, nahm sich wie ein Turban aus, darunter befand sich ein rundes, vollwangiges Gesichtchen mit kleiner gerader Nase, ein wenig eingekniffenen Lippen, die den Mund sogar schief erscheinen ließen, was er jedoch nicht war, wenn sie ihn geöffnet hielt; die großen braunen Augen, mit denen die Gretl in die Welt lugte, waren aber keineswegs jene lustigen Schelmenaugen, deren Blick man so oft begegnet und sie so gerne erwidert, sondern sie hatten etwas so beobachtend Treuherziges und so zaghaft Erwartendes, daß man schließlich zugeben mußte, so gar unrecht hätten die Kameradinnen in den früheren Dienstorten der Gretl just nicht gehabt, wenn sie deren Augen neckend als Hundsaugen bezeichneten. Manchmal entwickelte die kleine Dirne eine überraschende Beweglichkeit, aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese von derselben Sorte war, wie die Bedachtsamkeit des Hans, sie äußerte sich nämlich auf einen herzhaften Zuruf lieber durch Davonlaufen als durch Herzueilen.

Eine harmlose Leidenschaft beseelte die beiden jungen Leute, sie frönten ihr, so oft sie nur konnten, und man ist zu der Annahme gezwungen, daß sie sich hierdurch in einen beneidenswert wonnigen Zustand von Weltentrücktheit versetzt fühlen mußten, denn sonst wäre es ganz unerklärlich, warum sie an sonnigen Tagen von irgend einem Winkel aus stehend, lehnend, kauernd, liegend, stundenlange zum klaren Himmel empor und den ziehenden Wolken nachblicken mochten.

Seit der Hans in dem weißen Häuschen unter Dach war, hatte das „Raubersuchen" aufgehört, nur ab und zu kam der Krautschneider-Jokl in vorgerückter Abendstunde herüber zur Simmerl-Sephin berichten, daß die „Seine" schlafe, und sich erkundigen, ob das auch bei dem „Ihren" der Fall wär'. Von der Zeit an aber, wo sich die beiden Alten vorgenommen hatten, sich mehr mit den Jungen abzugeben und

sie zutraulicher zu machen, beschränkte sich der nachbarliche Verkehr zusehends, was ganz erklärlich war, denn dieselbe Erziehung nahm alle Müh' und vollends alle Zeit in Anspruch, weil man die zwei „Wolkengucker" gar nicht allein lassen durfte.

Die beiden Pädagogen aus Neigung, der Krautschneider-Jokl und die Simmerl-Sephin, ertrugen stillschweigend die zeitweilige Entfremdung und schienen gegenseitig die Gründe, durch welche diese verursacht wurde, zu achten. Gewiß ist, daß sie bei ihren kurzen, ungesuchten Begegnungen eine seltene Uebereinstimmung äußerten.

So rief die Simmerl-Sephin eines Tages über den Bach herüber: „Der Meine macht sich schon, ich bin recht zufrieden."

Und der Krautschneider-Jokl erwiderte: „Könnt' über die Meine auch nit klagen; wirst's sehen, dö bring' ich dir bald völlig auf gleich."

„Und ich dir den Mein' auch, verlaß dich drauf," sagte sie. „Voreh', das wirst ja einsehn, laßt sich nit Ernst machen, bis mer mit 'm Gesind' in Ordnung is."

„Ei, freilich," gab er zu, „aufs G'sind' muß erst ein Verlaß sein!"

So war denn in beiderseitigem Einverständnisse der Hochzeitstag auf später verschoben worden. Es verstrich eine geraume Weile, während welcher die beiden Alten sich weder aufsuchten, noch sich auswichen, plötzlich aber begann zwischen ihnen ein ganz eigenartiges Verhalten, vermutlich geschah es aus Neugierde, wo nicht gar aus Neid, daß sie den Erziehungsresultaten des anderen nachspürten, und aus Verlegenheit über diese unwürdige Spionage, daß sie sich lieber mieden, als sahen — kurz, sie fingen an, einander aus dem Gesichte zu gehen und hinterm Rücken nachzuschleichen.

Eines Abends umschlich die Simmerl-Sephin das graue Häuschen und riß dessen Thür gerade in dem Augenblicke auf, wo der Krautschneider-Jokl der Gretl unter der gewiß vom Standpunkte seiner Lehrthätigkeit zu rechtfertigenden

Vermahnung: „Ei, Dirndl, mußt nit dumm sein," einen Schmatz auf die Lippen zu drücken versuchte, der indes infolge des Schrecks über die Ueberraschung jäh auf der Nase der Dirne ausklang.

„Ah, so, ja, du alter Lotter," schrie die Sephin, „da eilt dir's freilich nit! Da hast du's ja gar nit not, daß d' über 'n Steg kommst!"

„Du ja auch nit," höhnte der Jokl. Er sah weit weniger wegen des Ueberfalls erschreckt, als über die Störung erbost aus. „Du ja auch nit, wo d' jetzt 'n Raubersucher im Haus hast!"

„Weder du noch ich brauchen mehr hinüber noch herüber!" belferte die Sephin und stürzte davon. Eine Weile danach hörte der Krautschneider ein Gekrach und Gepolter, und als er vor die Hütte lief, sah er eben noch, wie die Simmerl-Sephin mit dem Hans drüben unter der Thür verschwand; der Steg, den die beiden abgeworfen hatten, lag im Bache und das Wasser schoß darüber hin.

Noch in derselben Nacht sagte der Krautschneider-Jokl zur Gretl: „Ich bin froh, daß's mit der Alten da drüben aus und gar is! Jetzt nimm ich dich zum Weib, wann dir's recht is, und hoff', daß d' dich dafür auch brav halt'st."

Und am anderen Morgen sagte die Simmerl-Sephin zum Hans: „Ich dank' Gott, daß ich den Alten da drüben los bin. Jetzt nimm ich dich zum Mann, wann dir's recht is, und erwart' mir dafür, daß d' allzeit gut thust."

Die beiden jungen Leute bedauerten lebhaft, daß der gute Steg weg war, sie wären so gerne zu einander gelaufen und hätten sich das große Glück, das sie betroffen, mitgeteilt und eines das andere befragt, daß es ihm — aber Hand aufs Herz — sagen möchte, ob man sich denn getrauen dürfe, ein so großes Glück anzunehmen?

Aber der Steg lag leider im Bache. Uebrigens wär' ja das Gefrage auch nur gewesen, um des anderen erstauntes Gesicht zu sehen und sein lautes Verwundern zu hören, „sonst doch zu nix nit". Der Krautschneidervetter und die

Simmerlmahm waren nicht die Leute, die erst lang herumfragen, wenn sie es einem gut meinen. „Da gehst her," heißt's, „und läßt dich glücklich machen," und was will man da machen? Man muß nehmen, was einem bestimmt ist, und Glück wie Unglück kommen dem Menschen ungefragt zu. Besser doch 's erst' wie 's letzt'!

Wenige Tage darauf, nachdem sich alle Beteiligten über die neue Lage der Dinge beruhigt hatten und in selbe einzugewöhnen begannen, fiel der erste Schnee, und wenn der kommende „Auswärts" den letzten hinweggeschmolzen haben wird, dann sollte es, statt des einen, zwei Ehrentage auf dem Steinfelde geben.

Drittes Kapitel.

Trotz der Trutzheiraten gute Nachbarschaft. Es ereignen sich Dinge, die ebenso leicht vorauszusehen waren, als sie erklärlich sind. Dieses Kapitel schließt mit einem Schattenspiele, über das wieder der Schnee fällt.

Lange bevor das Hochwasser kam, das ihm hätte gefährlich werden können, war der Steg aus dem Bache heraufgeholt und an seine frühere Stelle gebracht worden und hatte sich auch der für eine Weile abgebrochene Verkehr zwischen den beiden Anwesen wieder angesponnen, und es war nicht etwa nur Leckerei nach in Butter geschmorten Eiern, welche den Krautschneider-Jokl bewog, nachgiebig und versöhnlich zu sein, sondern er dachte zu christlich, um gegen die Nachbarsleute eine Feindschaft zu nähren, die nicht nur deren zeitliche Interessen vielfach schädigen, sondern sogar deren ewiges Verderben herbeiführen konnte, denn wenn er, der Krautschneider-Jokl, in der ungangbaren Winterszeit die Simmerl-Sephin und den Hans nicht auf den Schlitten nahm, so bekamen die zwei keine Kirche zu sehen und mußten die heiligste Zeit des Jahres über wie die Heiden leben.

Man war es im Dorfe schon gewöhnt, sie selbviert ankommen zu sehen, und an einem schönen Frühlingstage kamen sie wieder gemeinsam angefahren und hielten vor dem Pfarrhofe stille, um sich als Brautleute, der Krautschneider-Jokl mit der Grete und die Simmerl-Sephin mit dem Hans, einschreiben zu lassen.

Als man darüber im Orte herumsprach, da meinten die einen, die alles gleichmütig hinnahmen oder lustig auffaßten: „Recht haben sie, so ist's für alle besser, wie allein bleiben! Die Alten nehmen sich lieber ein Junges, und die Jungen können sich mit Hab' und Gut, was an den Alten hängt, zufrieden geben." Die anderen, gewöhnt, die Dinge, je weniger sie dieselben angingen, um so ernsthafter und nach Gemütsart entweder bemitleidend oder scheel anzusehen, waren der Ansicht, es könne nicht viel taugen, wenn man alt, was noch der Hafer sticht, und jung, was schon der Geiz verblendet, zusammen in einen Sack steckt!

Auch der hochwürdige Herr Pfarrer schüttelte den Kopf über die ungleichen Brautleute und nahm den jungen Bräutigam der Simmerl und die fast noch kindliche Braut des Krautschneider beiseite und forschte sie aus, ob sie auch völlig freien Willens den ernsten Schritt unternähmen; aber er bekam von beiden nur die Versicherung zu hören, daß sie sich ganz unbemüßigt zum Heiraten entschlossen hätten. „Und wie sollt' ich nit," schloß die Gretl ihre Rede, „wann mich der Herr Vetter nimmt?" — „Und wie könnt' ich anders," sagte Hans, „wann mich d'Frau Mahm will?"

So wurden sie denn an drei Sonntagen von der Kanzel verkündet und kurz darauf vor dem Altare getraut.

Da beide Paare gemeinsam beim „goldenen Sonnenwirte" das Hochzeitsmahl einnahmen, wobei sich die Simmerl-Sephin nicht spotten ließ und den größeren Teil der Zeche auf sich nahm und auch beim darauffolgenden Tanzvergnügen ihre Silbergulden auf den Musikantentisch warf, so entsprach der Ehrentag in Wirklichkeit ganz dem Traumbilde, das dem Krautschneider-Jokl an jenem Abende an Seite der Sephin

vorgeschwebt hatte, nur mit dem angenehm berührenden Unterschiede, daß die Braut eine jüngere war.

Schon während der Heimfahrt bezeigte der Krautschneider-Jokl der Simmerl-Sephin seine dankbare Rührung über die genossene Gastlichkeit; oftmals wandte er sich auf dem Kutschbocke, wo er neben seiner Gretl saß, nach der neuvermählten Witwe um und faßte sie an den Händen. „Bist wohl a brave Nachbarin, ja, du mein' liebe Nachbarin, du!" sagte er mit schwerer Zunge, und wenn dann die Sephin hellauf: „Schon gut, schon gut, laß's sein!" rief und alle lachten, da besann er sich, ergriff eilig die Peitsche, und der Wagen, der bei jeder solchen Gelegenheit stehen blieb, rädelte wieder weiter.

Daheim angelangt, ließ der Jokl den Braunen in den Strängen stehen, als er seine lieben Nachbarsleut' sich entfernen sah, er drängte den Hans von der Simmerl-Sephin weg und hielt die inmitten des Steges an der Hand zurück, begann davon zu reden, wie schön doch der heutig' Tag gewesen wär', dazu nickte die Sephin stolz und sagte, daß sie das „halt" auch meine — der Jokl besprach nun eifrig Stück für Stück, was ihn am meisten erfreut und vergnügt hatte — die Sephin gab ihm in einem recht, beim andern erklärte sie, sich „Lieberes" zu wissen —, und bald lehnten die beiden Alten nebeneinander an dem Geländer über dem Bache und führten ein angelegentliches Gespräch.

Hans und Grete standen verlegen an dem Ufer, wußten nicht, was man von ihnen wollte, noch was sie selbst sollten, auch hätte keines von beiden mit Bestimmtheit sagen können, wer zuerst mit dem Zeigefinger gegen die Hand des anderen gestoßen, worauf sie sich mit einem kurzen, weisenden Kopfnicken nach der plaudernden Gruppe launig zublinzten; sie häkelten die Finger ineinander und waren just im unterhaltlichsten Armschlenkern begriffen, als sich die Simmerl-Sephin zufällig ihnen zuwandte; einen Augenblick stand die wackere Frau starr, dann kam sie um so behender herzugestürzt und gab ihrem jungen Gatten eine Ohrfeige, die ihm den Hut

vom Kopfe und in den Bach warf, und ehe sich noch der Betroffene vom ersten Schreck erholen konnte, fühlte er sich hinterher in das Wasser gestoßen. „Lotter, du," belferte die Sephin, „fängt bei dir d'Wirtschaft damit an, daß d' dein neuchen Hut fortschwemmen ließ'st!"

Der Hans fischte den breitkrempigen Filz heraus und gedachte schon, über die erlittene Unbill in rechtschaffenes Schimpfen und gewaltiges Sakramentieren auszubrechen, aber ein Blick auf den noch immer ausgereckten Arm der Sephin, dessen Kraft er eben erprobt hatte, ließ ihn von dieser Lungenübung abstehen und leise fluchend und ausgiebig triefend schlich er sich ins Haus.

Gretl, vom Krautschneider, der brummig auf sie zugetreten war, in die Seite gestoßen, flüchtete nach der anderen Seite. Nun standen sich die beiden Alten allein auf dem Stege gegenüber, sahen sich eine Weile lautlos mit großen Augen an, dann sagten sie sich leise „Gute Nacht", kehrten einander den Rücken und gingen.

„Es ist kein Vorwärtskommen mit ihnen," sagten der Krautschneider-Jokl und die Simmerl-Sephin, wenn der eine von seinem Weib, die andere von ihrem Manne sprach.

„Schau," sagte der Jokl zu seiner Gretl, wenn ihr manche Verrichtung in Feld und Haus gar nicht nach seinem Willen geriet, „schau, wie die Simmerlin da drüben wirtschaftet!"

„Das hast ja gewußt," sagte die Gretl trotzig, „daß ich 's Wirtschaften nit so versteh' wie die da drüben!"

Damit hatte sie recht, und darüber erboste sich der Jokl nur um so mehr. „Aufbegehr'n sollt'st du nit," schrie er, „bedenk'n sollt'st lieber, was ich mir dein'tweg'n hab' entgehn lassen! Schau, wie die Simmerlin den Ihren halt't und füttert, von Tag auf Tag wird der Kerl feister; so gut hätt' mir's auch werd'n können."

Und er wußte doch, daß der Hans, was ihn feist machte, nicht von der Person der Sephin herunterbiß, sondern von deren Anwesen aufgefüttert wurde, kein Wunder, daß hierauf Gretl, die sich durch solche Reden ihre Armut vorgeworfen

fühlte, weinend ausrief: „So hätt'st s' doch nur g'nommen, die da drüben!"

Da hatte sie wieder recht, und das versetzte den Alten vollends in Wut. Er begann dann stetig im Hause herumzurumoren und unter unvernünftigem Geschrei: „Keifen — zanken — keppeln — willst du — du," sich an allerlei nützlichem Haus- und Küchengeräte thätlich zu vergreifen und dasselbe — wahrscheinlich zur Aneiferung wirtschaftlichen Sinnes — zu zertrümmern.

„Du," sagte die Sephin zu ihrem Hans, wenn er, wie gewöhnlich, tagüber zwar langsam, aber desto weniger gearbeitet hatte, „du sollt'st dir den Krautschneider zum Beispiel nehmen, der thut sich um."

„Der hat's auch not," erwiderte der Hans, „denn sein Weib versteht nit 's Hausen wie du."

Aber die Sephin war taub für diese ihr ganz ungelegen kommende Schmeichelei. „Du Lapp," schrie sie, „bedank' mich für die gute Nachred'! Von dir aus könnt' ich allein mich hinunterschinden. Da schau dir den da drüben an, wie der auf die Seine schaut, die braucht an gar nichts zu rühren, die hat a Leb'n wie a Prinzessin, wie ich's hätt' hab'n können!"

Und sie wußte doch, daß ihr als des Krautschneider-Jokls Weib auch nicht ein Handgriff von ihrer jetzigen Arbeit erspart geblieben wäre; daher ärgerte es sie über die Maßen, wenn der Hans darauf sagte: „Ei, mein, für was d'Gretl weniger kann, is s' jünger und muß sich 'n Alten g'fallen lassen."

„Und du dir d'Alte, gelt?" kreischte die Sephin. „Und d' alten Eseln soll'n für d' jungen Faulpelz' sich h'runterrackern? Gelt ja? Dazu sein s' da? Gelt?" Damit hatte sich jedesmal die Simmerl-Sephin in Fragen und Geduld erschöpft, und der stumme Hans fühlte sich durch irgend eine leichte körperliche Verletzung zur Rede aufgefordert, er begnügte sich meist damit, in Tönen gekränkter Manneswürde und örtlichen Schmerzgefühles, welche zusammen ein un-

melodisches Halbgeheul ergaben, auszurufen: „So hätt'st 'n g'numma — so hätt'st 'n g'numma — den von da drüb'n!" worauf er sich eilig davonmachte.

Nun begann die Sephin mit Gezeter hinter ihm her zu jagen. „Vorwerfen thät'st mir etwa noch mein' Gutheit? — du? — Mein' Gutheit, mir? — Na, wart, du Nixnutz!" Aber sie opferte dem häuslichen Zwiste keine Topfscherbe, keinen Sesselfuß, das wußte der geängstigte Mann und erschwerte und verzögerte seine Ergreifung stets dadurch, daß er alle zerbrechlichen Gegenstände, deren er habhaft werden konnte, seiner Verfolgerin in den Weg schob; er kam aber nie zur Einsicht, wie fehlerhaft diese Taktik sei, durch welche er sich selbst das Terrain zur Flucht mehr und mehr einengte, er hielt fest an ihr, trotzdem er sich schließlich immer in einen Winkel getrieben fand, wo ihn das Weib, nicht allzu zärtlich, in die verlangenden Arme schloß.

Es ging also manchmal in den beiden Hütten ziemlich laut her.

Zu Anfang, da sie sich kennen lernten, dachten Hans und Gretl, es wäre wohl klug, wenn sie als Dienstleute gegenüber den Herrenleuten zusammenhielten, als sich aber der Knecht von der Bäuerin, die Magd vom Bauern bevorzugt sah, da schien doch eines dem anderen zu „minder", und nun wieder in gleicher Stellung, selbst als Bauer und Bäuerin, bewirkte es die zunehmende Unzufriedenheit der Alten, daß sie anfingen, einander zu bemitleiden.

Manchmal nahm sich der Hans das Herz, ging zu dem Jokl hinüber und sagte: „Mußt mir mein Einmengen nit verübeln, Nachbar, aber dir kann's ja am End' gleich sein, wer thut, was z' thun is, wann nur g'schieht, was z' g'schehn hat. Laß mich das und das verrichten, deiner Gretl fehlt's dazu an Kräften, daß sie's auch recht macht." Oder die Gretl lief zu der Sephin: „Nimm mer's nit ungut, Nachbarin, daß ich mich aufdräng', aber gern' thät ich dir das und das, denn dein Hans is dafür zu tollpatschig."

Bald ließen die wirtschaftlichen Alten, was an Arbeit

auf beiden Anwesen den Jungen zugedacht war, von diesen abwechselnd und gemeinsam verrichten.

„Denn ich mein'," sagte der Jokl kopfschüttelnd zur Sephin, „es stellt sich hitzt allweil mehr und mehr h'raus, daß ich dumm war und du nit g'scheit. Dafür hilft nix, als daß mer der Sach' noch schnell ein' Dreher nach der linden Seiten hinüber gibt. Allein taug'n uns dö zwei amal nit, z'samm'g'nommen kann mer s' doch noch für eins gelten lassen."

Dabei merkte die Simmerl-Sephin so gut wie der Krautschneider-Jokl, daß den jungen Leuten die gemeinschaftliche Arbeit gar merkwürdig flink von der Hand ging, und daß sie während derselben oft fast ausgelassen lustig wurden, aber davon sagte keines der beiden Alten dem anderen.

Dagegen sagte die Simmerl-Sephin zu Hans: „Du, das hat's nit notwendig, daß d' dich unter der Arbeit mit der Gretl neckst. Sei g'scheit, sonst leiht uns der Krautschneider sein Weib nimmer."

Und der Krautschneider-Jokl sagte zur Gretl: „Du, blinzl' und lach mer unterm Schaffen nit alleweil 'n Hans zu, das ziemt sich nit, und wann's d'Simmerl-Sephin merkt, so borgt s' ihr'n Mann nimmer her."

Das waren für die Zeit, da es sich um Arbeit im Freien handelte, ersprießliche Vermahnungen, um närrischen Eifersüchteleien vorzubeugen, weil doch ernstlich keine Ungebühr zu befürchten stand, wo man sich allorts vom hohen Himmel herunter durch Gottes Auge bewacht wußte; bei der winterlichen Haus- und Stubenarbeit aber blieb man sich ohnehin gegenseitig unter Augen.

Die rauhe Jahreszeit kam allmählich heran und der Jokl und die Sephin setzten das Ehehälften-Leihgeschäft fort. So oft sich der junge Nachbar, einer Verrichtung halber, beim Krautschneider einstellte, war dieser nicht in der Lage, irgend welche auffällige Bemerkung zu machen; Hans und Gretl gaben sich kurze Reden und beim Verabschieden unter der Thür drückten sie sich kaum die Hand. Die beiden zeigten sich ebensowenig gesprächig in Gegenwart der Sephin, wenn

Gretl zur Aushilfe in das weiße Häuschen herübergekommen war, aber da erforderte es dann doch die Schicklichkeit, daß beim Heimgange der Nachbar die Nachbarin wenigstens bis über den Steg begleite; dieser mußte jedoch von einem auf das andere Mal an Länge zunehmen, denn sonst war es nicht gut erklärlich, warum Hans zu solchen Geleitgängen immer mehr Zeit gebrauchte und immer später zurückkam.

Für diese naheliegende Annahme schien aber die Simmerl-Sephin gar nicht empfänglich, denn sie empfing den Zurückkehrenden mit spöttischen Blicken und spitzen Worten. „Ich schau' dir nur so zu," keifte sie, „ich schau' dir lang zu und bered' nix. (Die gute Frau widersprach sich hier mit der ihrem Geschlechte eigenen Neigung, das Gegenteil von dem Gesagten zu thun und vom Gethanen zu sagen.) Mach du Dummheiten auf dein' eigene Faust, wie s' aber für mich amal auf der flachen Hand liegen, dann sein wir g'schiedene Leut', und du kannst gehn, wie d' kommen bist, als Bettelbub'."

Der Hans lächelte dazu jedesmal so tölpisch, daß seine Beteuerung, er denke nicht daran, Dummheiten zu machen, kein volles Zutrauen erweckte.

Während sich also die alte Henne ihres jungen Hahnes versichert hielt, so daß sie es nicht einmal für nötig fand, um das Ausfliegen zu hindern, ihm die Flügel zu stutzen, und nur für den Fall, als es ihm auf fremdem Miste besser behagen sollte, sein ökonomisches Verderben in erschreckende Aussicht stellte, machte sich der alte Hahn wegen seines jungen Huhnes viel schwerere Sorgen.

Etlichemal schon hatte der Krautschneider-Jokl vom Fenster aus die beiden jungen Leute beobachtet, wie sie langsam im eifrigen Gespräche, nach je ein paar Schritten innehaltend, an den Steg herankamen, sich auf dessen Geländer stützten und nicht eher von einer Stelle rückten, bis das Holz unter ihren Händen warm geworden war, und dann nicht weiter als um etliche Spannen. Zeit und Geduld verlor der Alte darüber, er trommelte an den Scheiben und erging sich in

ungeduldigen Ausrufen, so oft er eines von beiden einen Fuß vor den anderen setzen sah. „No — — no — — wird's! — — Was dö sich Zeit lassen! — So — wieder a Ruckerl! — Und noch a Schrittl! — Was s' doch z' verhandeln haben miteinand'? — No, endlich! — Gehts doch füri? — Werd'n mer doch noch vor Morgen z' Haus treffen?"

Möglich, daß der Krautschneider-Jokl moralischer dachte wie die Simmerl-Sephin, wenn auch, gleich den meisten Männern, nicht nur für seine Person, sondern nur was die Ehehälfte anlangte, möglich, daß er instinktiv auf den Gedanken verfiel, der so instruktiv in fast allen „Psychologien der Liebe" behandelt wird: daß das Weib, dessen Leibesleben sogar durch das Liebesleben verändert werde, durch letzteres noch „tiefere Eindrücke empfange", und daß er dieses Empfangen fürchtete, kurz er beschloß, der Sache nimmer länger ruhig zuzusehen, sondern ihr ein Ende zu machen und für künftighin seine Gretl von der Simmerlin abzuholen und selbst nach Hause zu führen.

Bei der nächsten dazu schicklichen Gelegenheit aber, er mochte sich verspätet haben, oder sein Weib früher als sonst von da drüben weggegangen sein, waren schon Hans und Gretl aus dem Häuschen gegenüber getreten, als er den Fuß über die Schwelle setzte. Doch kam dieser Zufall dem Jokl nicht ungelegen, denn er dachte, nun könne er leicht erhorchen, was eigentlich die beiden miteinander zu verhandeln hätten und worauf begreiflicherweise seine Neugierde schon lange gespannt war. Er mochte sich das nicht entgehen lassen und schlich im Schatten des Pferdestalles, der nahezu bis an den Steg reichte, vorsichtig dahin.

Das erste, was er zu hören bekam, war ein tiefer Seufzer des Hans, dem dieser alsbald die Worte folgen ließ: „Nimmer zum Aushalten, sag' ich dir! Wußt' ich, wohin gehn und woher was nehmen, ich rennet auf und davon."

„Na eben," sagte darauf die Gretl in verweisendem Tone, „wann d' nit weißt, wohin gehn und woher was nehmen, so bered lieber nix!"

„Ich kann's aber nix wie bered'n und drum will ich dös auch; 's wär' ja ganz gut zum Auskommen miteinander, wann nur mein Weib anders sein möcht', wie die is! Sie is so viel gach*), daß s' nit amal schaut, ob s' ein'm mit der Hand in d'Haar oder in d'Augen g'rat't, und thut so überg'scheit, als müßt' s' mich erst aufklären, daß der Gans, was af ein'm Fuß steht, der andere nit fahlt, und alt wird s' von Tag zu Tag mehr; ich mag mer nit vorstell'n, was dö für a Anseh'n kriegt, bis ich in d' besten Monjahr' kumm."

„Du thust ihr Unrecht, sie schaut noch sauber g'nug aus."

„Ah, du siehst s' nie, wie ich s' z' sehn krieg'."

„No, und is's, wie's wär', und wär's, wie's is! Hätt' mer von all dem früher wissen können, so möcht' mer sich's überlegt haben, und es wurd' anders kommen sein; so is mer aber ohne a Ahnung h'neintappt und hitzt, wo amal Ja und Amen g'sagt is, heißt's halt stillhalten und parier'n. Half' hinterdrein a Lamento, hätt' ich vielleicht a zu ein'm solchen Anlaß g'nug."

„Denk' mer wohl, daß's dir da dran nit fahlt. Wir hör'n ja oft 'n Lärm h'rüber, was dein Alter schlagt, is a so a Rechthaber und Besserwisser und d'Schönheit plagt 'n noch weniger wie d' meine."

Der Jokl spitzte die Ohren, er erwartete, daß ihn seine Gretl gegen den kecken anzüglichen Nachbar in Schutz nehmen werde, aber er hörte sie weiter nichts sagen als: „Es hat jed's sein Kreuz, mer muß sich's nur nit selber schwerer machen."

Hans und Gretl waren bis in die Mitte des Steges gelangt und lehnten jetzt eine Weile schweigend nebeneinander und sahen in den Bach hinab.

Abermals that der Hans einen tiefen Seufzer. „Wann nur bald d' schön' Zeit wiederkam'!"

„Das wär' mir auch lieb," sagte die Gretl, gleichfalls seufzend.

---

*) Gach = jäh.

„Und weißt, warum ich mir's wünsch'?" fragte er vertraulich.

Sie antwortete nicht und rückte eine Spanne weiter von ihm weg.

„Weil mer's dann so gut wird," fuhr er fort, „'n lieben langen Tag' über mit dir im freien Feld z' sein."

„Ja und mich z' necken," schmollte sie.

„Du kennst ja 's Sprichwort."

„Du kannst dir für dein Teil was für welchene Gedanken machen, als du willst, mir verschlagt's nix."

„Und mir a nit, denn ich weiß, ein ganz klein' bissel wengerl bist mer doch gut, und ich wär' a Spitzbub', mehr z' verlangen."

„Du bild'st dir selb'n das ganz klein' bissel Wengerl ein, wo hätt'st 'n Erweis?"

Hans rückte ganz nahe an Gretl heran. „Amal hast dir doch a schön's Bussel abbetteln lassen." Er wollte seinen Arm um ihre Hüfte legen, aber sie entwand sich ihm rasch und richtete sich auf, beide standen sich nun gegenüber.

„Es reut mich eh'," rief sie aus, „und nie wär' ich so dumm g'west, hätt' ich g'wußt, daß du, was mer im Spaß gibt, als Ernst nimmst!"

„Gretl," sagte Hans bestürzt, „lieber hätt' ich mir d'Zung' abgebissen, als die einfältig' Red' g'than, wenn du meinst, ich wollt' durch selbe dich verunehr'n und mich prahl'n. Ich bin ja nur froh, um dich z' sein, und du weißt nit, Gretl, was ich mir jed'smal für ein G'wissen g'macht hab', wenn mir mit einmal word'n is, als müßt' ich jetzt und jetzt af dich zu, dich anfassen, auf d'Arm' nehmen und forttragen..."

„Na und nachher?" fragte schneidig das kleine dralle Weibchen.

„Nachher halt nix," erwiderte stotternd der junge Mann.

„Denk's selber! Gute Nacht! 's is Zeit für heunt, daß ich geh'."

„Nein, Krautschneiderin!" rief Hans, indem er sie an beiden Händen faßte und zurückhielt, „so in Uebelnehmen

und Mißversteh'n lass' ich dich nit von mir! Du magst bös sein, weil ich dir ins Gesicht hab' verlauten lassen, was dir doch im stillen kein' Neuigkeit mehr sein kann, daß du in mein'm Herzkammerl drein sitzt, aber hör' nur auch an, was dich wieder gut machen wird: wie d' in selben einb'schlossen warst! Warum hast denn früher auch so verquer dazwischen g'fragt: ‚Na und nachher?' daß mer d'Red' in der Gurgel is stecken g'blieben, warum hast denn nit g'fragt, wohin ich dich hätt' tragen mögen? Da drauf hätt' ich dir frei Antwort sagen können, weil mer sich nit zu schämen braucht, einen Traum z' verzählen, und träumen weder a Sünd' noch a Schand' is und mir ja auch nur mit offenen Augen g'träumt hat, die zwei Alten hätten, wie sie z' Anfang willens waren, einand' g'heirat't und wir es ihnen nachgethan, die säßen af 'm d'renteren Anwesen und uns gäben s' 's herentere in Pacht, und ich braucht' dich nur in dasselbe graue Häusel da herz'tragen und all's möcht' gar anders sein, dö anderen lebeten gerechter und zufriedener, und wir — wir würden's leicht noch viel besser treffen! Meinst nit a?"

„Ja, Hans — das wär' freilich — so uneben nit," flüsterte unter einem langgedehnten Seufzer die Gretl, und sie duldete es, daß der junge Nachbar sie in seine Arme zog, und einen Augenblick lehnte sie mit dem Kopfe an seiner Brust, aber rasch machte sie sich frei und sagte kopfschüttelnd und mit beklommener Stimme: „Nein, das thut kein gut. Bring'n mer uns nit af Gedanken, wo eins z'letzt nimmer aus noch ein weiß. Aufrühr'n, was nit is, nit sein kann und soll, is doch allweil nur a Unsinn."

„Und a schwermächtiger dazu," sagte herantretend der Krautschneider, der es in seinem Verstecke nicht länger auszuhalten vermochte.

Die Gretl stieß einen lauten Schrei aus und lief unter seinem ausgestreckten rechten Arme weg nach der Hütte.

Hans trat einen Schritt vor und holte mit der Faust aus.

Der Alte that einen Sprung hinter sich. „Ich thu' dir nix, ich thu' dir nix," murrte er. Es war das eine sehr

überflüssige Versicherung seinerseits, da ja er befürchtete, der junge Mensch möchte ihm zu Leibe gehen.

Wenn der Mond an den Vorgängen auf Erden Anteil nehmen würde, was aber wohl nur Liebenden in begreiflicher Selbsteingenommenheit glaublich erscheint, so hätte er seinen Spaß an dem nachäffenden Gebaren der zwei schwarzen Gesellen haben können, welche sein Licht den beiden biedern Nachbarn an die Fersen heftete. Der eine spindelbeinige und dürrarmige Schatten focht erst mit Händen und Füßen wie ein Hampelmann, während der prallwadige und rundarmige nur ab und zu die Hand erhob, einmal mit ausgespreiteten Fingern, begütigend, dann mit geschlossenen, bedrohlich. Allmählich verlor sich bei beiden die Beweglichkeit, sie standen steif, lüpften nur die Schultern auf und nickten oder schüttelten mit den Köpfen, plötzlich hoben sie die Hände, schlugen in selbe ein und rüttelten sie sich, worauf der Spindelbeinige über den Steg stelzte und drüben in der dunkeln Thürumrahmung des weißen Häuschens verschwand. Kurz danach huschte vom grauen Häuschen ein Schatten herzu, der bildete auf dem Sande ein kleines, dralles Figürchen in kurzem, fliegendem Röckchen, und nun zappelte der Prallwadige mit Händen und Füßen sich gegen diesen ab und der Kleine erhob die Arme und schlug sie zusammen wie vor Verwunderung, dann hielt er sie vors Gesicht, endlich schwenkte er sie heftig, als gälte es, einen Schwarm Fliegen abzuwehren, und damit kehrte er sich eilig ab und verschwand dahin, von wo er gekommen. Nun stolperte drüben der Spindelbeinige winkend aus der Thür und der Prallwadige stapfte über den Steg, und beide verschwanden.

Eine lange Weile lagen nur die Schatten unbeweglicher Gegenstände über den beiden Anwesen, dann strich wieder eine Gestalt, groß und dick, vom Gürtel abwärts wie eine Kirchturmglocke anzusehen, in der zwei Klöppel sich bewegten, eilig querüber vom weißen nach dem grauen Häuschen; abermals nach einer geraumen Zeit kam die große, dicke Gestalt den Weg zurück und zog das kleine,

dralle Figürchen in kurzem, fliegendem Röckchen an der Hand hinter sich her.

Der Mond stand schon hoch am Himmel. Auf dem Gehöfte der Simmerlin krähte verschlafen der Hahn. In der Ebene stiegen drohende Wolken auf, vor denen ein brausender Wind einherging; er begann eben an den Thüren und Fenstern der beiden Hütten zu rütteln, da lief der kleine, dralle Schatten, wie gejagt, über den Steg und hinterher stolperte der Prallwadige, er konnte den ersten nicht einholen; erst klebte er nun auf dem Fenster des grauen Häuschens, gegen dessen Scheiben er die Hand mit gekrümmtem Finger hob, dann machte er sich klein, sank auf die Thürstaffel und saß dort mit geneigtem Kopfe und hängenden Armen. Da blies der Wind aus vollen Backen und trieb stäubende Schneeflocken vor sich her, der Schatten rappelt sich empor und schüttelt sich und strampft mit den Beinen, noch einmal streift er das Fenster, dann spreitet er die klopfenden Finger wie zu einem Schwur, und dann fällt er mit dem fahlen Mondlichte zugleich zur geöffneten Thür hinein.

Und nun rieselt reichlicher und reichlicher der erste Schnee hernieder; auf der weißen Unterlage aber hebt sich kein Schatten mehr ab, es läßt sich keiner wieder blicken, weder der spindelbeinige, dürrarmige, noch der prallwadige, rundarmige, ebensowenig die große, dicke Gestalt, die vom Gürtel abwärts wie eine Kirchenglocke anzusehen, in der zwei Klöppel sich bewegen, als auch das kleine, dralle Figürchen in kurzem fliegenden Röckchen; sie blieben alle am Orte, wohin sie verschwunden waren.

Viertes Kapitel.

Das Schattenspiel kommt an das Licht der Sonnen, worüber einem Herrn Notarius der Verstand stille stehen will und worin wieder der Jokl keine Vernunft finden kann.

Als die Wasser in der Ebene wieder mächtig zu rauschen begannen und die Wässerlein von den Höhen um die Wette herabgeschossen kamen, fuhr der Krautschneider-Jokl nach der Kreisstadt, um den Herrn „Notarjus" aufzusuchen, der ihm von der Erbschaftsangelegenheit der Simmerl-Sephin her bekannt war.

Im Pfarrdorfe wurde er unversehens von dem Pfarrer, der des Weges kam, angerufen und wollte, den Hut rückend, rasch vorüber, aber der hochwürdige Herr reckte den Arm mit steifgehaltenem Zeigefinger gegen ihn aus, was nicht anders zu verstehen war, als: „Halt da!" und so hielt denn der Jokl.

Der Pfarrer trat an den Wagen heran. „Krautschneider," sagte er, „ich hab' über euch Leuteln da drauß' auf 'm Steinfeld was munkeln hören, dem ich vorläufig noch kein' Glauben schenken mag, ja, das ich kaum z' glauben vermöcht', wann sich's auch ausweiset! Ich hoff', es is nix Wahres dran!"

„Ei, mein, Hochwürden," erwiderte der Jokl, „d'Leut' red'n Wahr's und Falsch's durcheinander. Unser' Sach' wird bald in der rechten Ordnung sein. Könnt Euch verlassen!" Er hob beteuernd die Peitsche in die Höhe, schlug aber sofort mit derselben auf das Pferd los, daß dieses ausgreifend den Wagen hinter sich her riß.

Er war ja auf dem Wege, alles in rechte Ordnung zu bringen, aber dazu brauchte er keinen Pfaffen.

In den ersten Nachmittagsstunden langte er in der Kreisstadt an, er stellte im Gasthofe zur „goldenen Sonne" Roß und Wagen ein. Im Weggehen blieb er einen Augenblick im Hausflur stehen und sah durch die offene Thür in das

Gemach, wo vor kaum einem Jahre die Doppelhochzeit gefeiert worden war; er kraute sich mit beiden Händen in den Haaren und schüttelte „kaum glaubwürdig" den Kopf. Nun lief er nach der Kanzlei des Herrn „Notarjus", erklärte dort, er habe unter vier Augen mit demselben zu reden und ward in dessen Arbeitsstube gewiesen.

Doktor Schnepf war ein kleines, dürres Männlein mit einem seiner Gestalt entsprechenden Köpfchen, das aber eine große Glatze aufwies; ein Büschel Haare über der Stirne, zwei ebensolche an beiden Schläfen, das war alles, was ihm von einer einst fast widerborstigen Fülle braunen Gelockes zurückgeblieben. Seine Gesichtshaut war gelb und schien wie eingetrocknet, da sie Hunderte von Fältchen durchfurchte; er trug eine große, runde Hornbrille, über deren Einfassung er jetzt mit den pechschwarzen Sternen nach dem Krautschneiderjokl hinüberäugelte, der an der Thür stehen geblieben war.

„Werd'n mich wohl gar nimmer kennen, Herr Notarjus?" sagte der Jokl und versuchte eine städtische Verbeugung; er knickte mit der unteren Hälfte des Leibes so plötzlich ein, daß man glauben konnte, er sei willens, die obere abzuschütteln und zu Boden fallen zu lassen.

Der Doktor schüttelte den Kopf, nicht wegen des wunderlichen Bücklings, sondern um anzudeuten, daß er sich wirklich der Bekanntschaft mit Krautschneider nicht entsinnen könne.

„War schon öfter da," erklärte der Jokl, „mit der Simmerl-Sephin, derer ihrer Erbschaftsg'schicht' halber."

„Ah ja, weiß schon."

„Wir hätten sich ja heiraten sollen."

„Na," schnarrte der Doktor, „warum ist denn da nichts daraus geworden? Sie hatte doch was zuzubringen und war, soweit ich mich darauf verstehe, noch eine ganz annehmbare Person."

Der Jokl lächelte blöde. „Jo, hehe, uns zwei beiden hab'n halt jüngere g'fall'n."

„Auch gut," das faltige Gesicht des Notars verzerrte sich, und er grinste wie ein Affe.

„Nein, gut is dös nit g'west, Herr Notarjus, mir hab'n bald mit dö jüngern Leut' nit ausz'kommen g'wüßt und dö nit mit uns. Na und da möchten halt hitzt mir Alten es hab'n, wie's früher hätt' sein soll'n, und dö Jungen verlangen's a anders."

„Ah, hehe! Wird aber nicht angehen."

„Was nit gar, Herr Notarjus! Ich hab' mer doch sagen lassen, in gutem gang' alles. No und wann der Simmerl-Hans und mein' Gretl einverstanden sein, daß mir und der Sephin all's verbleiben soll, wann mer ihnen nur 's kleine Gütl in Pacht ließen, so wüßt' ich nit, wo die G'schicht' noch ein' Haken hab'n könnt'."

„Da kennt sich kein Teufel aus, Vetter. Ihr müßt Euch deutlicher ausdrücken."

„Ich mein', ich bin doch eh' deutlich g'nu'! Aber wann's 'n Herrn Notarjus verinteressiert, so erzähl' ich 'n ganzen Hergang, so werd'n mer sich nachher besser verstehn und leichter reden. Alsdann, daß ich sag', dö G'schicht' war so: An ein' Abend, z' vorigen Winteranfang triff ich 'n Nachbar bei mein'm Weib stehn und hör' nach denen zwei'n ihnere Reden, wie ihnen lieber wär', ich und die Sephin wär'n af unsern Willen verblieb'n und hätten sich g'heirat't, dann möchten sö 's uns nachthan hab'n und verlangeten sich nix, als daß s' af mein'm Anwesen in Pacht sitzen kunnten; drauf bin ich hinzu und hab' s' auseinanderg'scheucht, und mein Weib hat ein' Schroa than und is in d'Hütt' g'rennt, und der Nachbar is stehn blieb'n, und da hab'n wir erst zun Warteln ang'hob'n, und dann sein wir ganz vernünftig Red' word'n über den ganzen Handel. Ich bin zur Sephin, no, vertraut war ich ja eh'nder von früher mit der, die war bald einverstanden, und drauf hab' ich 'n Nachbar herbei-g'rufen, der erzählt hat, es wär' mittlerweil' mein Weib zu ihm h'rauskommen und hätt' sich vor unserm Fürnehmen bekreuzt, drum hat, sobald wir Männer all's abg'red't g'habt

hab'n, dö Sephin hinüber müssen, der Gretl zured'n und sie herbeiführen, und da hab'n wir ihr ernsthaft bedeut't, was wir Rat's word'n wär'n, und da hat sie sich schließlich dreingeb'n. Dö jungen Leut' sein miteinand' in d' andere Hütten und 'n Winter über drein verblieben, wie wir in der unsern."

Der Notar grinste wie vorhin, er rieb den Rücken der linken Hand mit der Fläche der rechten, spitzte die Lippen und sagte: „Hübsch!" Dann fragte er, den Kopf nach dem Klienten, der ihm so viel Vergnügen zu bereiten schien, hinüberdrehend: „Wer wir und in welcher Hütte?"

„No, ich und die Simmerl-Sephin in der ihren."

„Na, also, die gehört auch noch ihr, Euch nicht?"

„Aber nein, Herr Notarjus, wie wir's untereinander vereinbart haben, g'hör'n ja hitzt die zwei Anwesen g'meinschäftlich uns, mir und der Simmerl-Sephin, und 's kleinere verpachten wir an 'n Hans und d'Gretl, und drum bin ich ja da, und that schön bitten, der Herr Notarjus möcht' so gut sein, und da drüber a Pachtvertragerl aufsetzen zwischen uns alten und den jungen Leuten, und nachher braucht's nur noch eins, damit all's in Ordnung is; zwischen mir und 'm Simmerl-Hans a klein's Tauschkontrakterl."

„Ja, was wollt 'r denn eigentlich tauschen?"

Der Krautschneider-Jokl sah den Doktor einen Augenblick verdutzt an, als ob ihn dessen Begriffstützigkeit in einer ganz alltäglichen Sache überrasche, und sagte dann mit überlegenem Lächeln: „Aber, Herr Notarjus sein a bissel schwer verständlich. Dö Weiber, natürlich, dö Weiber!"

Doktor Schnepf warf sich in den Stuhl zurück, daß dieser unter ihm erkrachte. Er schnitt ein Gesicht wie ein Faun und lachte laut auf, was wie ein heiseres, stoßweises Gebell klang. „Eh—he—he! Wei—ber — — tau—schen!" Er mußte lange ringen, bis er wieder zu Atem kam, um ihn gleich abermals zu verlieren. „Mensch, macht, daß Ihr fortkommt oder Ihr tragt Schuld an meinem Tode! — Eh—he — ich ersticke!"

Dem Jokl schmeichelte dieser außerordentliche Frohsinn, denn er hielt ihn für eine Anerkennung der Findigkeit, mit welcher er sich in schwieriger Lage zurechtzufinden und seinen Vorteil zu wahren wußte, er lachte herzlich mit und ließ dabei seinen breitkrempigen Hut um den Finger schwingen.

„Na. Er hat da gar nichts zu lachen!" fuhr plötzlich Doktor Schnepf auf. „Es sind mir schon manche so bös-köpfige Kerle, wie er einer ist, ins Haus gelaufen, die auch geglaubt haben, bei Gott und dem Notar wär' alles möglich, man brauchte nur ihren heillosen Unsinn niederzuschreiben und das Amtssiegel darunter zu drucken, aber so ein Hornochs, der meint, Weiber tauschen ginge an, ist mir doch noch nicht vorgekommen!"

„Was? Nit gehn than that's?" schrie der Jokl.

„Ihr seid doch schon so ein alter ... Mensch, daß man Euch das noch sagen muß!"

„Nein, aber Herr, das kann doch nit sein."

Doktor Schnepf fuchtelte mit beiden Armen über dem Kopfe. „Aber wenn ich's einmal sage!" belferte er. „Denk Er doch nur daran, wo und von wem ihm sein Weib überantwortet worden ist! Nicht in der Gaststube vorm Biertisch vom Wirt, sondern im Gotteshaus vorm Altar vom Priester!"

„No ja, geb'n thut ein'm der Pfaff wohl 's Weib, aber was einer mit 'm selben anfangt, das is sein' Sach' und sein' Sorg'! Ich frag', g'hört mein Weib mein oder nit? Wann's mein g'hört, muß ich a damit anfangen können, was mit all'm andern Meing'hörigen, und was mein g'hört, kann ich a vertauschen und dös schon ganz g'wiß, wann's selber a damit einverstanden is, und dazu muß mer d'Gerechtigkeit werd'n, und wann mer dö der Herr Notarjus nit verschaffen will, so schau' ich halt um a Häusel weiter."

Der Notar faßte ihn beim Arme und schob ihn gegen die Thür.

„Na, na," sträubte sich der Jokl, „nur nit gleich verübeln, lieber g'scheit mit sich reden lassen, durchs Reden kommen

d'Leut' z'samm'. Sagt's halt, was meint's denn, daß sich nachher da machen ließ?"

„Gar nichts läßt sich da machen. Ihr habt Euer Weib zu behalten und der andere das seine."

„So? Ah, ja freilich, hitzt, wo's bei dö zwei Jungen enten bald a Tauf' gibt?"

Der Doktor fletschte vor breitem Grinsen die Zähne und sah so anmutend wie einer der fidelsten „Toten" aus, die je in einem Totentanze mitgehüpft. „Die Taufe werdet Ihr halten, Vetter," kicherte er, „denn nach dem, wie ihr die Sache eingefädelt habt, dringt ihr nicht einmal mit einem Ehescheidungsprozeß durch."

„No, hitzt weiter kein' G'spaß," sagte stirnrunzelnd der Krautschneider, „wenn Euch an meiner Kundschaft was liegt; sonst geh' ich frei gleich im Ernst zu ein'm andern." Er fühlte sich aber sofort nachdrücklich vor die Thür geschoben. Nachdem er noch an ein paar Orten der gleichen Behandlung unterzogen worden war, trachtete er heim.

Auf dem Wägelchen, das langsam in die grauende Nacht hineinrollte, saß er kopfhängend, ein Opfer allzufreier Selbstbestimmung und ländlicher Unkenntnis der Gesetze.

Wie sich die Leute da draußen auf dem Steinfelde die Sache zurechtgelegt, ist nicht bekannt geworden. Obgleich es seit dem Gemunkel, das bis zum Herrn Pfarrer gedrungen war, gar manchen während der schönen Jahreszeit zu den Simmerlschen und Krautschneiderschen hinaustrieb, entdeckte doch keiner einen Anlaß zu einer weiteren Munkelei. Im Winter aber fand jeder solche Neugierde zu beschwersam und man ließ jedes Jahr Schnee darüber fallen.

Der Sinnierer.

(1880.)

Dem Herkommen gemäß hieß der, von dem hier erzählt werden soll, Rudolf Hangl, die Leute gaben ihm aber den Rufnamen „der Sinnierer", weil er gar so ein nachdenklicher, nachsinnender Mensch war; nicht, daß er sich etwa hätte beikommen lassen, über göttliche und menschliche Institutionen zu grübeln: was einmal Bestand hatte, das war ja da, daß es bestünde, und nur ein Narr konnte es anzweifeln; nicht das Warum der Dinge war es, das den Rudl interessierte, sondern das Wie, und über das warf er alle möglichen und unmöglichen Fragen auf, die er sich laut vorlegte, damit auch die Umstehenden davon profitieren konnten, welche ihn dafür, je nach Gemütsart, „sakrisch findig" oder „'mentisch dumm" fanden, aber den Triumph hatte er, daß ihm ein andrer ebensowenig Bescheid zu sagen wußte, wie er sich selbst. Wie geschieht es, daß das Wasser den Berg hinunterläuft und nicht, umgekehrt, hinauf? Und wie kommt es, daß das Eisen sommers in der Sonne so heiß, im Winter trotz derselben so kalt sein mag? Und wie ist's doch, daß der Halm grün und das Korn gelb herschaut? ... Ja, da lachen die Leut', meinen, das käm' so von selbst und es geschäh' nichts dazu. Ei, weil ihr dahinlebt und denkt keins dabei.

Er hatte noch eine Gabe, er konnte sich an außergewöhnlichen Dingen ebenso wie an unscheinbaren erbauen

und fand Gleichnisse aus, auf die nicht leicht ein andrer verfallen wär'. Als ein Bärenführertrupp den Ort in Aufruhr brachte, da stand er lange und sah dem mühseligen Tanze des Meister Petz zu, dann sagte er: „Ja, ja, so muß sich halt unsereins durchs Leben bringen." Ein andermal fand er auf weitem, grünem Anger einen Schafschädel, er schlug mit seinem Stocke paarmal an den blanken Knochen und seufzte: „Ei mein, so werden wir einmal alle!"

Eigentlich war der Sinnierer als ein recht armer Teufel zu erachten, als Knecht wollte ihn niemand dingen, die Leute hätten wohl tausend Spaß mit ihm gehabt, aber das galt ihnen als keiner, mitten in der Mahd die Sense feiern lassen und darüber nachsinnen: „Wie nur der Heuschreck nit allein hupfen, sondern auch fliegen mag und welch's thut er wohl am liebern?"

Ja, der Hangl-Rudl mußte sich wohl oder übel entschließen, tagwerken zu gehen und da ließ man ihn nur für halb gelten und so nebenher laufen, wenn man gleich eine ganze Schar aufnahm und darauf rechnete, daß das Versäumnis seiner Hände durch andere wieder eingebracht werde. Darum kam auch das Spottwort des „weißen Hahnenwirtes" unter die Leute, „daß der Rudl nur im Rud'l zählt".

Paarmal im Jahr hatte der Sinnierer auch gute Tage, wenn ihn die Burschen im Wirtshause an ihren Tisch luden und freihielten. Wenn sie ihn genug gehänselt und trunken gemacht, dann mußte er erzählen und dann präludierte er: „Lump — Lump — Lump — du und du und du — alle miteinander! Wie mir ist, das weiß nur Gott und der Wirt, dem bewußt ist, was er in den Wein gethan! O, wie könnt' ich gegen euch dastehen, wär' nit das herrgottsakermentische Denken! Zweimal hat's mich um Haus und Hof gebracht, bin neugierig, um was 's mich noch bringen wird! Ja, ihr habt leicht lachen, das ist einem einmal gegeben, daß man sich über allem bedenkt, und dagegen kann

keiner nichts machen. Da sitzt ihr winters in der Stube am eichenen Tisch und sommers drauß' im Garten an dem von Brettern zusamm'gezimmerten und fällt euch nit auf, wie der eine so hart und glatt sich angreift und der andre so rauh und splittrig und sind all' zwei beide doch von Holz." —

Er hatte nur die zwei Geschichten — wie er beidemal durch das Denken um Haus und Hof kam — zu erzählen, oder eigentlich nicht zu erzählen, denn er soll nie eine davon fertig gebracht haben, da sie aber ohnedies jeder im Ort auswendig wußte, so geschah keinem dadurch ein Leid, sondern das war eben das Gaudium, daß er vor lauter Gedankenspinnen und Fragenaufwerfen vom Hundertsten aufs Tausendste verfiel und kein Ende zu finden vermochte; darin aber, daß er die Sache jedesmal anders angriff und sich dabei jedesmal in gar nicht voraus abzusehender Weise verrannte, lag das Geheimnis seines Erfolges, er wurde nie langweilig, hätte er die Gabe besessen, schlankweg zu erzählen, wie bald hätte niemand mehr auf ihn gehört.

Die eine Geschichte trug sich vor Jahren, vor vielen Jahren zu, der Hangl-Rudl war ein junger Bursch, mancher Bauer versuchte es noch mit ihm und nahm ihn auf den Hof als Knecht, das hatte aber nie lange Bestand, denn der Sinnierer war eben schon damals — der Sinnierer. Gerade zur Zeit saß auf einem Anwesen, das zwar nicht groß, aber so gut gehalten war, wie nur irgend eines in der Gegend, eine Bäuerin, Matzeneder hieß sie, die hatte erst vor kurzem ihren Mann verloren. Der Matzeneder war achtundsechzig Jahre alt, als ihm mit einmal beifiel, das Sprichwort: „Jung gefreit, hat noch niemand gereut" in seiner Weise auszulegen und eine zu freien, so jung sie zu haben war. Er heiratete die zweiundzwanzigjährige Lisbeth, und die Leute dachten, diese habe sich in der Stille zusammengereimt: „Nimm den reichen Alten, du wirst ihn nicht lang behalten." Wenn das aber der Fall gewesen wäre, dann hätte sie sich

arg verrechnet gehabt, denn der Matzeneder wurde neunzig Jahre alt und ließ sie mit vierundvierzig zurück. Diese Bäuerin nun, die zweiundzwanzig Jahre an der Seite eines alten, oft vom Siechtume geplagten Mannes verlebte, dingte den Sinnierer als Knecht. Wie man ihr auch davon abraten mochte, da der Bursche doch eigentlich gar keine Arbeit versehe, sie blieb dabei und nahm es auf sich — wie sie sagte — etwas Rechtes aus ihm zu machen. Die Leute im Orte rieben sich vergnügt die Hände, denn nun sollten sie's mitansehen, wie die Matzenederin den Sinnierer bekehrt.

Dem Burschen aber hatte es noch in keinem Dienste so behagt, wie in diesem. Da konnte er sich doch einmal so recht nach Herzenslust „ausdenken". — Weiß der Hahn, was er mit seinem roten Kamm und bunten Schweif für ein stattlich' Vieh ist? Gehen die Enten so breit, weil sie so schwer an sich tragen, oder aus Gewohnheit? — Dabei legte er, wie oft, das Arbeitszeug aus der Hand, aber mochte er zwanzigmal des Tages darüber betroffen werden, wer von den Dienstleuten ihn deswegen hänseln wollte, der hatte es mit der Bäuerin zu thun und wie nachsichtig war die gegen ihn, höchstens, daß sie ihn vermahnte, er möcht' doch nicht so müßige Fragen thun, bei denen nichts herauskäme, sondern vielmehr ihr zulieb herzhaft an die Arbeit gehen. Ja, durch Wasser und Feuer wär' er wohl für die Bäuerin gegangen, hätt' sie der Wind forttragen oder die Erd' verschütten wollen, er hätt' sich gegen den einen gestemmt und die andre aufgehalten, vor allen Elementarereignissen war die gesichert, falls er nicht etwa im ersten Schreck davongelaufen wäre.

Ein halbes Jahr mochte er auf diesem Hofe zugebracht haben, als ihn an einem Sonntagsnachmittage die Bäuerin zu sich in die Stube lud. Den zwei Mägden und dem einen Knechte war der Tag freigegeben worden, ein andrer, der im Hause herumlungern wollte, wurde zum Krämer ins zweitnächste Ort geschickt; der Melissengeist war ausgegangen

und der durfte nicht fehlen, denn so was Geistiges muß im Hause sein, das ist für innerlich und für äußerlich und von einer dritten Seite kann wohl die Krankheit keinem Menschen zu.

So saß denn der Sinnierer in ganz behaglicher Abgeschlossenheit von aller Welt auf dem sonntäglich stillen Gehöfte allein mit der Bäuerin in der saubern Stube, vor ihm auf dem Tische, der mit einem frisch aus der Lade genommenen Tuche bedeckt war, stand eine Art Suppenschale, in welche die Bäuerin aus einem großen Topfe Kaffee goß; nachdem sie sich auf gleiche Weise bedacht, setzte sie sich nieder, strich ihre Schürze glatt, betrachtete erst mit zufriedener Miene das Gemach, das stäubchenblank war, dann sah sie zu dem Burschen hinüber und sagte lächelnd: „Jetzt sitz'st du da wie der Bauer."

In dem Kopfe des Sinnierers wollte eben ein Gleichnis reif werden, als er aber zu der Bäuerin aufblickte, er hatte blöde Augen und war ihr nie so nah' gewesen wie jetzt, da wurde er sprachlos und starrte sie unverwandt an. Mit halbem Ohr vernahm er die Beteuerung, daß sie es von allem Anfang an mit ihm gut gemeint hätte und noch meine, — die Behauptung, daß zwischen zwei Leuten, die unter sich einig wären, ein paar Jahr' Unterschied im Alter nichts ausmachen, wie sie ja selbst aus ihrer ersten Ehe her wisse, — die Berufung auf seine Dankbarkeit, er mög' ihr nur ja kein Gutes vergessen, denn es könnt' sein, daß sie sich zu einer zweiten Eh' entschließen möcht', und da geschäh' ihr doch hart, wenn sie schon einmal gewitzigt, auch das zweit' Mal sollt' hinters Licht geführt werden. —

Plötzlich langte sie über den Tisch nach seiner breiten Hand. „Na, Rudl, was schaust mich denn gar so an?"

„Ei du, ich denk' grad, wie vorig's Jahr die Zigeuner da waren —"

„Hast dir wahrsagen lassen?" fragte die Bäuerin mit fiebernder Neugier.

„Bewahr, aber an die alte Hex' gemahnt's mich, die sich damit abgeb'n hat. Hab' vorher kein so Weibsleut' g'sehn, noch seither eine getroffen, wie die ein bartet's Ding war."

„Ja, das war ein wüst's Tier," kicherte die Bäuerin verlegen.

„Nun seh' ich aber, du hast auch nit viel weniger Haar ums Maul."

Da stand die Bäuerin auf, griff nach seiner Schale, goß deren Inhalt in den Topf zurück und sagte ihm, er solle sofort die Stube verlassen und in vierzehn Tagen den Hof.

Das war das erste Mal, daß ihn — wie er es nannte — das Denken um Haus und Hof brachte, etwa zwanzig Jahre danach spielte es ihm den gleichen Streich. Eine alte Frau, die in der nahen Kreisstadt ein Haus besaß, bekannte sich plötzlich dem Rudolf Hangl gegenüber als Tante, obgleich sie nur eine Stiefschwester von dessen Mutter war und sich um selbe bei deren Lebzeiten nicht im entferntesten bekümmert hatte. Diese Hausbesitzerin lag damals krank danieder und glaubte ihr Ende nahe. Man hatte sich's von verschiedenen Seiten angelegen sein lassen, einen Neffen, den Sohn ihres verstorbenen Bruders, den einzigen Verwandten, von dem man wußte, aus ihrer Gunst zu schwätzen, und das war denn auch vollständig gelungen, denn es ließ sich nicht leugnen, daß der junge Mensch, statt in der Hauptstadt seinen Studien zu obliegen, ein ziemlich lockeres Leben führte. Die alte Dame aber gedachte ihrem Stadtneffen und den Schwätzern gleich übel mitzuspielen und ihren Landneffen, den Rudolf Hangl, von dessen Verwandtschaft bisher niemand gewußt, zum Erben einzusetzen; da sie denselben auch vor ihrem Heimgange zu sehen verlangte, so machte sich der Sinnierer voll erbaulicher Gedanken auf den Weg nach der Kreisstadt. Wie sonderlich, daß er da mit einmal von einer Fremden erben soll? Er wußte spottwenig von der alten Tante und

das Wenige war nichts Gutes, noch aus der Zeit her, da sie jung gewesen; seine Mutter hatte manchmal davon gesprochen.

Ganz gleichzeitig mit ihm traf in dem Hause der Tante auch der Stadtneffe ein, der herbeigeeilt war, die alte Frau wieder zu seinen Gunsten umzustimmen. Er wurde von der Kranken hart angelassen und durfte froh sein, einen Stuhl am Fußende des Bettes angewiesen zu bekommen, auf den er zerknirscht hinsank. Dagegen wurde der Landneffe auf das freundlichste aufgenommen und mußte sich zu Häupten des Bettes setzen. Da saß er nun, der nahezu vierzigjährige, kleine, hagere Bauernbursch, und freute sich über die gute Aufnahm' und freute sich gleichermaßen über den Aerger, welcher dadurch dem jungen Stadtherrlein bereitet wurde, und blinzelte von Zeit zu Zeit nach den Möbeln und Bildern, was die wohl wert sein mögen, und ob besser sei, derlei zu behalten oder zu verkaufen? Die Tante forderte ihn auf, ihr von seiner lieben seligen Mutter zu erzählen. Sie konnte eben nicht wissen, daß Erzählen die schwache Seite des Landneffen war, und bald bekam sie über sein verwirrtes Gerede Kopfweh, daß ihr der Angstschweiß ausbrach, sie ließ aber beileibe nichts vor dem Studenten merken, der sich übrigens seit geraumer Weile augenscheinlich in einem beklagenswerteren Zustande befand, da ihn kleine Krampfanfälle erschütterten und er nichts zur Hand hatte, als seinen Plaid, den er von Zeit zu Zeit als trockenen Umschlag vor das Gesicht brachte, was ihm einige Erleichterung zu gewähren schien.

Die alte Frau begann nun ihre Kinderlosigkeit zu bejammern, wie das das Sterben doppelt traurig und trostlos mache, so allein, verlassen, unter Fremden! Wie ja nach zwanzigjähriger Ehe auch ihrem Manne auf dem Totenbette hart geschehen sei, daß er keine Kinder hinterlasse —.

Der Sinnierer saß in Gedanken und nickte dazu,

dann schüttelte er paarmal den Kopf. „Daß aber vom Herrn Onkel keine Kinder da sind, — das nimmt mich wunder, ja, daß keine Kinder da sind, ich besinn' mich doch —"

„Auf was?" fragte die alte Frau, große Augen machend.

„Daß die Frau Tant' im ledigen Stand' —"

Weiter kam er nicht, der Student sprang auf, faßte ihn beim Kragen und setzte ihn vor die Thüre; vor derselben, ehe er ihn die Treppe hinunterwarf, umarmte er ihn und nannte ihn seinen besten Freund, der mehr für ihn gethan, als ein leiblicher Bruder wohl für den andern thäte. Dann kehrte er in das Krankenzimmer zurück und durfte sich an das Kopfende des Bettes setzen, er hatte durch diese rücksichtslose Behandlung eines Blutsverwandten die volle Gunst der Tante wieder gewonnen.

Ja, damals, — als er zu dem Hause hinausgeworfen wurde, in das er fast schon das ganze Dorf geladen hatte, „kommt nur hin und schaut euch's an", und nun zurückkehren mußte, so arm, wie er gegangen war, worüber wohl alle der Schadenfroh und der Spottteufel nicht wenig kitzelte, — da verfluchte der Sinnierer die verhängnisvolle Gabe, gegen die keiner nichts machen kann, das herrgottssakermentische Denken und verschwor es für all seine künftigen Tage. Er will die Dinge ihrer Wege gehen lassen und gar nimmer nach ihnen aufschauen. Bisher war ihm seltsam, wie auf den Feldern der Flachs blau, der Raps gelb und der Buchweizen weiß geblüht hat, daß die nie kein Jahr die Farb' haben wechseln können, jetzt, wenn sie's gleich im nächsten zuweg' brächten, er thät' gar nit darauf achten. Er will nach nichts mehr fragen und er will auch nichts mehr bereden, mögen die Weiber, als alt, Bärte kriegen, so viel sie wollen und als jung Kinder, so viel sie nit wollen!

Das Schicksal hatte aber diesmal gröber angefaßt und der Sinnierer war mittlerweile älter und schwächer geworden,

es konnte nicht mehr so glattweg wie früher und ohne Merks für ihn ablaufen. Der starre Schreck, den er empfand, als ihm plötzlich einleuchtete, er habe durch seinen Denkprozeß die Erbschaft verloren, und der bewegliche Schreck, der ihn befiel, als er über fremde Veranlassung, aber auf eigene Gefahr die Treppe hinuntereilte, diese beiden Schrecken lagen ihm noch bei seiner Heimkehr in allen Gliedern und machten ihn bettlägerig. Da er etwas fieberte, bekam er einen Trank verordnet, der schmeckte aber so ganz abscheulich, daß er ihn nicht nehmen wollte, und der Arzt versuchte es, ihm das Gebräu durch einen Sirup mundgerechter zu machen; durch diesen Zusatz erhielt die Medizin eine andre Farbe. Bisher — allerdings nur zwei Tage lang, wovon er den einen im Halbschlummer zubrachte — hatte sich der Sinnierer wacker gehalten, nach nichts gefragt und nichts beredet, aber da setzte er sich im Bette auf, die Arzneiflasche in der Hand, und fragte: Wie es sein kann, daß ihm gestern ein Wasserhelles und heut ein Kirschrotes helfen sollt'?

„Hangl," sagte der Doktor, „deinem Fieber ist abzuhelfen, aber vom Spintisieren heilt dich niemand."

„Wird schon so sein," meinte der Sinnierer, „gegen das Denken kann eben keiner nichts machen und ich bin ordentlich froh, daß es bei mir wieder anhebt, denn hat es mich auch ins Unglück gebracht, so hilft es mir doch wieder darüber hinweg; indem's mich auf tausenderlei verfallen laßt, vergess' ich und bleib' nit allweil auf ein'm bestehen, worüber sich Leut' hintersinnen und närrisch werd'n können, wie ich g'hört hab'. Nein, bin, wie g'sagt, recht froh, daß das Denken bei mir wieder anhebt."

Er hat ihm auch fürderhin nichts mehr in den Weg gelegt und ist der Sinnierer geblieben. Erst neulich, als beim „weißen Hahnenwirt" eine Kuh gekalbt hatte, that er vor den Umstehenden den sinnigen Ausspruch: „Das ist wie im menschlichen Leben, als Kalbl kommt jed's auf die Welt, ob

aber ein Stier, ein Ochs oder eine Kuh aus ihm wird, das muß man abwarten."

„'s kann aber einer auch ein Kalb bleiben," sagte der Wirt.

„Freilich, freilich," sagte der Sinnierer, „dazu lacht ihr wieder, weil euch das Denken fehlt!"

Ein Fund.

(1880.)

Es ist einmal so; hat man sich aufs Erzählen verlegt, dann ist man nach neuen Geschichten aus wie der Jäger nach Wild, der Spekulant nach Geld, die Damen nach neuen Moden, kurz wie es nur irgend jemand nach etwas Wünschenswertem sein kann.

Da war ich eines Tages in einer Gegend herumgestrichen, bis sie anfing mir fremd zu werden; dieser Umstand und die sinkende Sonne mahnten zur Heimkehr, doch die Ermüdung forderte zuvor nach Rast. Das mir Unbekannte der Gegend war gar nicht einladend, die welligen Hügel, mit Wald und Busch bewachsen, hatte ich hinter mir gelassen und vor mir lag eine weithin ebene Fläche mit abgeweideten Grasstumpfen und einzelnen verkümmerten Gesträuchen, von etlichen Straßen durchschnitten, an deren beiden Seiten endlose Reihen häuserhoher Pappeln standen, ein Anblick, der an Langerweile nichts zu wünschen übrig ließ.

Eine Gruppe verwahrloster Hütten befand sich in der Nähe und so wenig einladend ihr Aeußeres war, so war doch die Einkehr geboten, denn was sonst von menschlichen Ansiedlungen zu erblicken, das lag verschwindend klein in weiter Ferne.

Die nächste der nahen Hütten wurde durch ein Futterbarren neben der Thür und Tannenreisig über derselben als Wirtshaus gekennzeichnet, seitab baumelte an einer langen Stange ein Blechschild, das sich durch fortgesetzten verderblichen Umgang mit Wind und Wetter so verliederlicht hatte, daß es seine ehrenhafte Aufgabe geradezu verhöhnte und es dem Gaste überließ, sich vor seinen Farbefragmenten in

bangen Mutmaßungen zu ergehen, ob er im „grünen Specht", „roten Löwen" oder „schwarzen Adler" eingekehrt wäre.

Ich betrat das Haus mit jener stillen Resignation, welche an solchen Stationen, die auf Verschmachtende angewiesen sind, ein notwendiges Erfordernis ist. Diese Stationen sind mit der böswilligsten Berechnung immer inmitten Weges zwischen zwei wohnlichen Stätten gerade an der Stelle angebracht, wo der müde Wanderer nicht mehr weiter kann, wo ihm ein Trunk Gnade, ein Bissen Wohlthat wird; da es aber für jeden honetten Menschen einigermaßen demütigend ist, von Gnaden und Wohlthaten fremder Leute abhängen zu müssen, so erspart man jedem dieses beschämende Gefühl und veranlaßt ihn durch absolute Verwerflichkeit alles Gebotenen, je eher, je lieber, mit aufrichtigem Undank und ehrlichen Flüchen wieder seines Weges zu gehen.

Die Gaststube war anscheinend leer, der Schanktisch verlassen, den ein mächtiges Holzgatter umschloß, als sollte es den Wirt gegen die Gäste schützen oder umgekehrt. In solchen Schenken wird man selten vom Wirte bewillkommt, es bleibt gewöhnlich den Zusprechenden überlassen, denselben ausfindig zu machen. Ich trat unter die Thür, die nach dem Garten führte und rief nach der „Wirtschaft!"

Vom andern fernen Ende antwortete es auf den Zuruf, über eine geraume Weile kam ein dickes Weibsbild behäbig herangewatschelt, reinigte die durch Gartenarbeit beschmutzten Hände an der blauen Schürze und fragte nach meinem Begehr. Ich beschränkte mich auf die billige Forderung von Brot und Wein. Wieder eine Weile verging, bis das Verlangte vor mir auf dem Tische stand, ein Stück ledern aussehendes Gebäck — ich gab mir das beruhigende Versprechen, es nie anbrechen zu wollen — und ein Glas mit einer sonst ziemlich wasserhellen Flüssigkeit, welche durch einen grünen Schimmer getrübt wurde; ich war eben im Begriffe, die Frage aufzuwerfen, auf welche Gefahr hin wohl ein Mensch vermocht werden könnte, davon zu trinken oder nicht zu trinken, als die Wirtin mit der schmutzigen Schürze den Tisch

säuberte und sich mir gegenübersetzte, woraus ich schloß, daß ich es mit einer sogenannten leutseligen Wirtin zu thun hatte, was meinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Meine nächste Thathandlung auf dieses freundliche Entgegenkommen war, wie ich leider gestehen muß, eine boshafte, um so mehr, da die arme Frau nicht in der Lage war, meinen Intentionen auszuweichen; ich bot ihr nämlich ihren eigenen Wein, aber sie entsprach dem Anbot mit solcher Bereitwilligkeit und keinerlei Anzeichen verletzten Gemütes, daß es mich veranlaßte, gleichfalls einen Schluck zu versuchen, worauf denn die Strafe nicht ausblieb, es war ein Trunk, der mir sofort einen kleinen Kehlkopfkrampf zuzog, übrigens eine ehrliche Sorte Wein, die beim ersten Schluck schon jedem zuruft: „Trink mich nicht!" Ich hustete.

„Ja," sagte die Wirtin, „scharf g'schwefelt muß er werden, sonst halt't er sich nicht."

Ich verdammte im stillen den Schwefel als den Mitschuldigen der Wirtin, lenkte aber das Gespräch auf die Ansiedlung, fragte nach, ob es nicht Leute daselbst gäbe, über die man etwas zu erzählen wüßte, oder die selbst etwas zu erzählen wüßten?

Verlegen lächelnd strich die Wirtin ihre Schürze glatt. „Mein, was sollt's da auch geben an einem so weltvergessenen Erdwinkel?!"

In diesem Augenblicke gröhlte es von dem Schanktische her und ein wohlausgewachsener Bauernlümmel lehnte sich aus dem Gatter.

„Na, da schau eins," rief die Wirtin, „hab' ich mir's doch gleich gedacht, der Thunichtgut ist um die Weg und laßt doch seiner Mutter alle Bedienung überm Hals, wenn ihr gleich die Haus- und Feldarbeit hart aufliegt und kein' Minuten Zeit lassen will. Konnt'st du nit den Herrn da bedienen, mußt mich abrufen lassen?" — Der Bursche grinste breit.

„'s is ein Elend mit dem Burschen, lieber Herr," sagte die betrübte Mutter, „zu nichts ist er anstellig, als zu Narrig-

keiten, die trifft er, wie eine leichte Dirn' das Sinnlichschau'n. Vor Fremden versteckt er sich und laßt ein' sorgen, wie er mit ihnen auf- und auskommt."

„Ah," sagte der Bursche, indem er den Schanktisch verließ und hervorkam und langsam nach dem Tische, wo wir saßen, herzuschritt, „ah, ich lass' mich halt nit gern mit wem ein, den ich nit vorehenderher hab' reden g'hört. Ah, mit dem Herrn da, mit dem kommet ich schon aus und den bedien' ich selb' rechterer wie du, denn was du gesagt hast, herum wär keiner, von dem was zu erzählen wär', oder der was erzählen könnt', dasselb' is nit richtig; hab'n mir nit 'n Reslhuber Frieder, der hundertundzwei Jahr' alt is? Ja, der könnt' was erzähl'n. Was? Wird der Herr da nit auch 'n Reslhuber Frieder sehn woll'n, wie ihn noch jeder hat sehn woll'n, der am Ort war?"

„Wie alt ist der Mann?"

„Hundertzwei Jahr, bester Herr; acht Wochen schon hat er aufs hundertdritte. Lauf die Frau Mutter nur gleich hinüber nach 'm Reslhuber Frieders Sohn und sag's ihm, a vornehmer Herr will sein' Vater anschau'n kommen."

Die Wirtin schien einen kleinen Augenblick zu zögern, dann schoß sie um so eiliger zur Thür hinaus.

Ich blieb, immer mehr und mehr in tiefe Gedanken versinkend, mit dem freundlichen Jungen allein, der sich meine Bedienung sehr angelegen sein ließ, denn er fragte mich in regelmäßigen Zwischenräumen, ob er mir noch ein Glas Wein bringen dürfe, was ich immer bejahte, aber da ich mich zu erinnern glaube, unter der ganzen Zeit nicht getrunken zu haben, so ist wohl der Schluß kein voreiliger, daß der Bursche das an meiner Statt besorgte.

Hundertundzwei Jahre! Allwaltende Götter! Frohgemut an der Schwelle des Lebens stehen, ein elfjähriger Knabe, als die große französische Revolution begann, zweimal so alt sein, nicht mehr, als Bonaparte Konsul wurde und dann wohl selbst dabei in den heißen Völkerschlachten! Die Zeiten finstern Druckes und herber Knechtschaft in voller Mannes-

kraft hinleben, bis der Tag kam, der den Standesgenossen des Siebzigjährigen die Freiheit brachte und sie zur vollen Staatsbürgerschaft erhob. Zweimal das französische Kaiserreich wegfegen, jenseits der Alpen ein neues Königreich entstehen, das deutsche Kaiserreich wieder erstehen sehen . . .!

Was mußte der Mann erzählen können an Selbsterlebtem? Was mußte er aussagen können von dem, das aus der bewegten Welt wie ferne Brandung an sein Ohr getragen wurde? Wie mußte er erzählen können, dem die Gnade ward, ein so gewaltiges Stück Zeit mehr als irgend unsereiner mit einem Blicke zu umfassen?!

Ich sah ihn vor mir, den Greis, er saß in der scheidenden Sonne auf der Bank vor seiner Hütte, sein silberner Scheitel schimmerte goldig in der Abendglut und sein Haupt beugte sich unter der Last der hundertundzwei Jahre. Jedes Geschehnis, jedes Hörensagen stellte er als eine Thatsache hin, an der nicht zu rütteln, noch zu deuteln sei, die nur auszudeuten verstünde — das sagte das Lächeln des welken zahnlosen Mundes — wer, wie er, machtvoll Entstandenes vergehen, Vergangenes neu erstehen und Dinge im Sturm der Zeit verwehen sah, denen man ewige Dauer zuschrieb, weil man glaubte, unter ihrem Sturze müsse das Bestehende zusammenbrechen. —

Hier wurde ich durch die Rückkehr der Wirtin unterbrochen, welcher der Reslhuber Frieders Sohn auf dem Fuße folgte und mir meldete, sie hätten unterweilen den Vater sauber gewaschen und ich könne nun kommen, ihn ansehen.

Diese Meldung befremdete mich etwas und Unheil ahnend fragte ich: „Kann man mit ihm reden?"

„Reden?" meinte der Reslhuber Frieders Sohn. „Reden! Jo, hehehe, mein Jegerl, dös wird wohl bissel schwer gehen; fürs erste hört er völlig gar nix mehr und was er eppa doch hört, dös versteht er nit."

Ich warf einen vorwurfsvollen Blick nach dem Wirtssohne.

Dieser mußte ihn verstanden haben, denn er grinste: „Ich hab' nur g'sagt, daß der wohl erzählen könnt', dabei

bleib' ich, besser wie tausend andere, wenn ihm nit d'Red' fehlet."

„Ja, mein lieber, bester Herr," sagte der Reslhuber Frieders Sohn, „er is halt schon ganz kindisch, mich nennt er Vater, mein' Aeltesten Bruder, wer von uns just Zeit hat, muß 'n h'rumtragen, z' essen muß mer ihm geben und alles laßt er, mit Verlaubnis g'sagt, unter sich. Ja, wir hab'n a recht a schwer's Kreuz mit ihm af 'm Hals; wann nit so manchmal a Groschen ins Haus käm', den ihm gute Leut' aus Barmherzigkeit schenken, so wär' schon gleich g'scheiter, der liebe Herrgott nähm ihn zu ihm!"

Ich beglich meine Zeche, legte dann einen Silbergulden auf den Tisch, dem alten Manne dafür ein Glas Wein zu kaufen, Menschlichkeit bewog mich, dabei nach dem meinen zu weisen und zu sagen: „Aber bessern wie den da." Ich ging, denn ich hatte alle Lust verloren, den sauber gewaschenen Greis aufzusuchen.

Rasch schritt ich aus. Es war doch einigermaßen ärgerlich. Da glaubte ich einen hübschen Hundertundzweijährigen gefunden zu haben, den ich zu einer Fülle von Geschichten bloß wie ein Buch aufzublättern und nachzuschreiben brauchte, und nun war er längst für alle Welt unleserlich geworden. Als ich wieder Waldboden betrat, hatte ich mit der erbärmlichen Gegend auch allen Aerger hinter mir liegen. An einer Lichtung machte ich Halt und sah zum sternbesäten Himmel auf und dachte an den Greis. Gälte es nicht gleich, wenn er nur einen Tag gelebt hätte? Denn was er erlebte, er weiß es nimmer. Warum an Funktionen eines Engerlings, eines Wurms, einer Schnecke so ehrfürchtig hohes Alter knüpfen?

Oben am Himmel blinzte schadenfroh ein Stern.

Hundertzwei Jahre! Welch ein ehrfürchtig hohes Alter! Was thut die Zeit dazu? Es kann wohl einer länger leben, aber mehr erleben kann keiner.

Diebs-Annerl.

(1875.)

Erstes Kapitel.

Beginnt mit sehr nebensächlichen Einleitungen und endet mit einer Bekehrung.

Es war eine Straße, nicht besser und nicht schlechter, wie sie eben hier zu Lande neben den Feldern und Weingärten herlaufen, rechts und links Gräben, — zur Aufnahme des Regenwassers — Bäume, je einer von zehn zu zehn Schritten, und der Abwechslung wegen, wieder hübsch regelmäßig, hie und da ein Steinhaufe — zweckdienlich mit dem Schlegel zerkleinerte, scharfkantige Stücke Kiesel, um damit die Unebenheiten des Fahrweges auszuschottern; was offenbar nur geschieht, um die Pferde vor gedankenlosem Hintrotten auf immer gleichen Wegen zu bewahren, die Reisenden einer angenehmen Erschütterung zu unterziehen und die lästernden Auslassungen der fluchkundigen Fuhrleute um einige Kraftworte zu bereichern. Und das geht so fort und fort in einer Eintönigkeit, die nur nach stundenlangem Wandern durch ein Dorf unterbrochen wird. Leider hat auch diese Unterbrechung für den Erfahrenen längst den Reiz der Neuheit eingebüßt, denn wenn in einem Dorfe geschmackvolle Häuser mit blauem Anstrich und grünen Fensterläden, oder umgekehrt, seinen Farbensinn erfreuen, so weiß er sofort, daß ihn im nächsten Orte dieselbe Zusammenstellung in Orange und Ziegelrot erwartet; dieser beständige Farbenwechsel von Ort zu Ort wirkt auf die Dauer sehr niederschlagend, es erwacht ein brennendes Verlangen nach anderen Farben und mit kindlich

heiterem Lächeln begrüßt der Blasierte ein Haus mit rosafarbenem Anstrich und schwarzen Läden.

Wie weit kann man doch auf gerader Straße abirren! Es ist übrigens wohl auch Schuld der letzteren, welche dadurch ein übles Beispiel gibt, daß sie von dem Orte der Handlung dieser wahrhaften Geschichte seitwärts abliegt und ihn liegen läßt, als wäre er ihrer Beachtung nicht wert, während sie durch manch geringeres Dorf in ihrer ganzen Breite durchzieht. Der Straße nach können wir also nicht ans Ziel gelangen, wir müssen einen Feldrain gehen, mitten durch wogende Kornfelder, deren Aehren sich nach unseren Händen neigen, wie Dorfkinder, die nach denen des hochwürdigen Herrn Pfarrers haschen, der sie ihnen aber lächelnd entzieht, nicht aus Demut, sondern weil ihm die Kleinen etwas gar ... ungewaschen erscheinen. Dort, wo der Feldweg beginnt, steht ein Baum, und auf einem Aste desselben saß ein Rabe und betrachtete wohlgefällig einen in der Sonne glitzernden, von der Straße aufgelesenen tombaknen Pfeifenbeschlag ... da schütterte ein Steinwurf an dem Aste, zu einem erschreckten Krächzen öffnete Meister Dieb seinen Schnabel und flog auf, während seine Beute in dem Straßengraben in einer Pfütze versank; ein barhäuptiger, bloßfüßiger Junge tanzte ausgelassen in der Mitte der Straße und sah dem Vogel nach, es war ihm offenbar ein ungeheures Vergnügen, den unredlichen Finder ertappt zu haben, aber dem „zu stande gebrachten" Gegenstande forschte er gar nicht weiter nach; er sprang den Straßengraben hinunter und kletterte, sich an den Wurzelfasern des Baumes anhaltend, hinauf nach dem beträchtlich höher liegenden Fußsteige, ein Unternehmen, das nur auf Kosten der ohnehin sehr schadhaften Höschen geschehen konnte. Sonst war nichts auf seinem Leibe als ein grobes Hemd und das besagte in Auflösung begriffene Beinkleid, das mit einem Hosenträger querüber festgehalten wurde.

Der Bub' hätte in der Stadt zu den sogenannten hübschen Kindern gehört, aber das günstige Vorurteil, das sein blonder

Krauskopf und seine blinkenden blauen Augen erwecken konnten, wurde durch seine, sagen wir, Nachlässigkeit in Betreff auf die Kleiderordnung und Reinlichkeit sehr herabgestimmt. Von seinem, nach einigen Abrutschungen glücklich erreichten höheren Standpunkte, die Kniee vom Anstemmen und Abrutschen lehmig gefärbt, blickte er lachend hinüber nach jenem Baume, auf den sich Meister Rabe geflüchtet hatte und jetzt verdrießlich, mit den Flügeln schüttelnd, einzelne Federn mit dem Schnabel glättete.

„Rah — raah —" schrie der Knabe.

Der Rabe klappte ein paarmal mit dem Schnabel. Es wird wohl aus Aerger gewesen sein.

Der Kleine huschte den Feldrain dahin, bis er die Kornfelder hinter sich hatte, da lag von Zäunen umgeben rechts und links eine große Wiese, er sah umher, dort war ein Busch, und hinter dem Busch sah er ein rotes Tüchelchen hervorblinken. Wer dort wohl im Grase saß? Wozu raten? Er schlich nahe zu: ein kleines Mädchen saß dort und spielte mit einem glänzenden Dinge, das funkelte so hübsch in der Sonne. Das Annerl war's.

„Annerl!" rief der Knabe.

Das kleine Mädel verbarg sogleich geschickt den funkelnden Gegenstand und wandte sich halb erschrocken um.

„Leopold!" rief es.

„Was hast denn da?"

„Wo?" sagte die Kleine, möglichst unbefangen, und wies die leeren Händchen, die sie gespreizt von sich abhielt.

„O, ich hab's schon gesehen, du hast's in die Tasche gesteckt. Es war ein mächtig glänzend' Ding. Geh, laß mich's sehen."

Zögernd griff die Kleine nach der Tasche und brachte das Verlangte langsam zum Vorschein, stieß aber die Hand des danach langenden Jungen weg, und hielt es ihm mit krampfhaft geschlossenen Fingern vor das Auge. Es war ein Goldstück.

„Ah!" machte der Knabe. „Woher hast du das?"

Das Kind senkte den Kopf, so daß aus dem roten Tüchelchen, das es über das Haar gebunden und gegen die Sonne ins Gesicht gezogen hatte, nichts hervorsah, nicht einmal die Nasenspitze, und sagte scheu: „Gefunden halt."

„So, — gefunden hast's, Annerl? Wo?"

„Beim Stiegenwirtshaus — in der Lauben."

„Was das ist?"

„Geld ist's, so viel — so viel Geld," sagte die Kleine und blickte herum über die ganze Gegend, bis wo weit rückwärts blaue Berge lagen und auf einem ein weißes Schloß ins Land leuchtete. Darauf blieb ihr Auge haften, und das Goldstück in der kleinen Hand nach der Richtung schwenkend, als wollte sie es auf einen unsichtbaren Zahltisch, so hoch wie die Berge, neben das Schloß legen, wie sie beim Krämer den Groschen mit der einen Hand gab und mit der andern das Brot nahm, wiederholte sie, — „viel Geld, das (sie meinte das Schloß) könnt' man wohl dafür kaufen."

„Ah, — du irrst dich sehr; das ist, wie der Lehrer sagt, ein Dukaten, das sind vier und ein halb Gulden Münz', keine fünf Gulden Neugeld — dafür kauft man kein Schloß."

Die Kleine schien über diese fachmännische Auseinandersetzung nicht sehr erbaut. Aber es schien sie gleich ein anderer Gedanke zu beschäftigen, denn, hatte sie auch ihre überschwenglichen Hoffnungen verloren, so war sie doch über den wahren Wert jetzt aufgeklärt und setzte denselben sogleich praktisch um in erreichbare Herrlichkeit, denn nahezu fünf Gulden Neugeld — davon konnte man wohl lange in Freud' und Herrlichkeit leben, und was alles konnte man dafür haben!!

„Wenn du es aber gefunden hast, Annerl," sagte der Knabe, „wenn du es gefunden hast, so mußt du es zurückgeben."

„Zurückgeben?" fragte erschreckt das Kind, schloß schnell die kleine Hand und fuhr damit in die Tasche.

Die Wirklichkeit hatte die Illusion getötet und die Moral — ach — die setzte den sehnlichsten Gelüsten Schranken. Das war etwas viel Erfahrung auf einmal, armes Annerl!

„Ei freilich wohl, denn weißt, Annerl," begann der kleine Moralprediger, „weißt" — und citierte in singendem Tone ein Schulknabensprüchlein:

„G'schenkt, g'schenkt — nimmer geb'n,
G'fund'n, g'fund'n — wiedergeb'n.
Mußt's wiedergeb'n, wem's gehört." —

„Ich geb's nicht."

„So — so," sagte der Knabe mit feierlicher Miene, „weißt, dann betrügst, und wer betrügt, der stiehlt, und wer stiehlt, der kommt an den Galgen."

Hier war er freilich mit seiner Schulweisheit zu Ende, aber der Ernst hatte gewirkt. Freilich, was wußte das arme Annerl, daß diese erbärmliche Schulweisheit längst in der Sonne der Humanität unseres Jahrhunderts erblaßt sei und daß überhaupt kein Dieb mehr an den Galgen kommt, nicht einmal die kleinen, viel weniger die großen, die man schon, wie das alte Sprichwort besagt, in früheren düsteren Zeiten laufen ließ — heutzutage wollen sie gar nimmer zu Fuß gehen.

Das Kind war sehr eingeschüchtert von der furchtbaren Aussicht, an den Galgen zu kommen, sie hatte von dieser staatlichen Einrichtung zwar keinen Begriff, aber doch eine heilsame Furcht als vor etwas Unbekanntem, jene allgemeine, wohlauszunützende und allzeit wohlausgenützte Eigenschaft des menschlichen Herzens.

Sehr kleinlaut fragte sie: „Zurückgeben, meinst, müßt' ich's?"

„Gewiß," sagte der Knabe. „Weißt auch, wer's verloren hat?"

„Wohl," sagte das kleine Annerl und wurde rot bis in die Stirne und wandte sich ab und fuhr spielend mit den kleinen Fingern durch das Gras. „Wohl, einer aus der Stadt."

„Ah, der schöne Herr, was beim Stiegenwirt wohnt, seit gestern?"

Das Kind nickte. Wir wollen gerade nichts Uebles denken, aber — aber wo das Goldstück gefunden wurde? Wir wollen doch nicht gar zu genau nachfragen.

„Wenn der schöne Herr das verloren hat," sagte der Knabe, der sah, wie das Mädchen langsam das Gesicht verzog, was auf einen Ausbruch von Thränen hindeutete — „wenn der schöne Herr das verloren hat, so wird er dir wohl etwas geben, wenn du es wiederbringst."

„Und an den Galgen komm' ich nit?"

„Nein, du kommst, wo die ehrlichen Leut' hinkommen, in 'n Himmel!"

Das Mädchen sprang auf vom Boden.

„Dann geb' ich's zurück."

Die zweitverheißene Erhöhung schien eine ganz andere Wirkung auf sie zu äußern, als die erst angedrohte. Sie faßte Leopold, der auch aufgestanden war, bei der Hand und zeigte sich bereit zu gehen.

„Aber," sagte sie, „wird er mir wirklich auch etwas geben?"

„Freilich, wohl, wohl," sagte der Knabe.

Und die Kinder gingen längs dem Gesträuche dem Dorfe zu; an einer Stelle, wo sie vorbeikamen, stand überwuchert von Gras und Strauchwerk ein arg verbröckeltes und verwittertes Gemäuer, das sich ansah wie ein runder Turm, dessen Bau, kaum über Manneshöhe gediehen, seiner Zeit eingestellt worden war. Niemand hätte es mehr gewußt, wäre es nicht ein traditionelles Ueberkommen gewesen, daß dies der Unterbau des Meisters Dreibein war, die Richtstätte des einst vor nahezu vergessenen Zeiten im Besitze eigener Gerichtsbarkeit gewesenen Ortes! Nicht umsonst also war der Ort, der ein solches Zeichen vorgeschrittener Zivilisation noch aus alter Zeit aufwies, ein Ort, dem gegenüber andere gering heißen konnten, durch welche die stolze Landstraße in all ihrer Breite durchzog. Im Volksmunde hieß die Stelle immer noch „beim Galgen".

Annerl warf einen scheuen Seitenblick nach der vielbedeutsamen Ruine und der Knabe, der sie verstand, beschleunigte

seine Schritte und so gerieten sie ins Laufen, das erst nachließ, als sie die Häuser des Dorfes in Sicht hatten, von wo Leopold gelassener, in der Richtung des Stiegenwirtshauses, seine Bekehrte an der Hand leitete.

Ja, wer nur auch immer seine Gründe so bei der Hand hätte!

Zweites Kapitel.

Der Leser macht vorübergehende Bekanntschaft mit dem „schönen Herrn", diese Bezeichnung erweist sich als Gattungsname, die Person aber als Filz.

Da war das freundliche Haus mit dem rosafarbenen Anstrich und den schwarzen Fensterläden, das selbst aus der Ferne noch von diesem zurückgesetzten Orte der undankbaren Landstraße zulächelte. Ueber dem Thore war groß und breit zu lesen, daß es dem müden Wanderer mehr als bloß heiteren Anblick gewähre, daß es das Gasthaus zum „roten Hahn" sei. Ein sehr freundliches Haus.

Nebenan aber führte eine ziemlich steil ansteigende Stiege durch ein schmales Gäßchen zu der auf einem Hügel gleichsam über dem Orte thronenden Kirche. Darum konnte auf dem Blechschilde des Gasthauses an der langen Eisenstange der arme „rote Hahn" entweder in stiller Ergebung sich im Winde schaukeln, oder erbost, wie eine Wetterfahne, knarrend sich um seine Achse drehen, niemand achtete auf ihn, niemand ging in den „roten Hahn", wer einkehrte, kam ins „Stiegenwirtshaus".

Auf dem Wege dahin waren unsere kleinen Bekannten in ein eifriges Gespräch geraten. O, daß es verschwiegen bleiben könnte, daß auch hier das so schön erlangte moralische Uebergewicht zur Erlangung sehr irdischer Vorteile mißbräuchlich verwertet wurde! Aber eine wahrhafte Geschichte hat wie die wahrhafte Geschichte die Pflicht rücksichtslosester Offenheit und so muß denn zugestanden werden, daß der Knabe Leopold

Wie gesagt, der Mann hatte Unglück mit seinen Vergleichen, es fiel ihm auch jetzt nicht bei, was so falsch denken könnte, wie der Stiegenwirt, wenn er meinte, er wäre der einzige im Orte, bei dem sich's übernachten ließe.

Der Stiegenwirt ließ diese Lücke unausgefüllt; vielleicht genoß er einen stillen Triumph.

„Denn" — fuhr der Gast noch grimmiger darüber fort, daß ihm eigentlich niemand widersprach, sondern nur er selbst sich immer in die Rede fiel. „Denn angenehmer, denke ich mir doch, dürfte es wohl überall sein, als in Eurer Diebsherberge da. Das sage ich Euch, wenn sich der Dukaten nicht bis morgen früh vorfindet, dann sollt Ihr etwas erleben!"

„Hm, wo sollt' er sich vorfinden?"

„Muß sich und sollte das ganze Haus gewendet werden. Habe ihn heute früh hier auf dem Tische liegen lassen!"

„Hier auf dem Tische? Herr Verwalter, bedenkt's, das wär' übel! Aber es wird Euch nicht recht erinnerlich sein, wie immer ..."

„Wie immer," brüllte der Gast, „wie immer?! Das fehlte noch — das — meine Rechnung! Wie immer! Ich reise — sogleich! Hinaus!"

Die Thür öffnete sich und der Stiegenwirt trat ruhig heraus, seine Miene verriet nicht die geringste Erregung, er wußte, daß zuletzt diese Aufforderung erfolgen und was dann kommen würde, das wußte er auch. Der sorgliche Herr, vielleicht als der Sohn einer sehr häuslichen Mutter und eines leichtsinnigen Vaters, die Eigenschaft der größten Sparsamkeit mit der größten Nachlässigkeit in Bezug auf die Bewahrung des Geldes verbindend, wird das Vermißte wiederfinden und morgen ohne Abbitte, bloß mit der Anzeige, daß er wieder im Vorbeifahren einkehren würde, Abschied nehmen, — wie immer!

Der entrüstete Gast stand am Fenster, wandte dem Abziehenden den Rücken zu und trommelte an den Scheiben. Ein feiner Zug durch die Spalten der schlechtschließenden Rahmen ließ ihn gerade auf die Vermutung kommen, daß

der Wirt die Thür offen gelassen habe, vielleicht um sich böswilligerweise durch einen örtlichen Rheumatismus zu rächen, als er sich unten, ganz unten am Rockschoße gezupft fühlte; er wandte sich überrascht um und erblickte ein kleines Mädchen, das mit weinerlich verlegener Miene ihm auf dem linken kleinen Handteller den bewußten Dukaten präsentierte; hinter der Kleinen stand ein etwas größerer Junge, der sich im Haar kraute und stotterte: „Sie hat das g'funden, Herr Verwalter!"

Der Verwalter nahm hastig das Goldstück, schob es in die Westentasche und brummte dazu etwas, das ebensogut ein Dank wie ein unterdrückter Fluch sein konnte.

Die Kleine sah mit ängstlicher Miene zu dem „schönen Herrn" auf, dieser aber schien die Gegenwart der beiden Kinder nicht sonderlich zu beachten; es war freilich ein seliges Wiederfinden des schon verloren Geglaubten, aber es ärgerte ihn auch, daß der Wirt abermals recht behalten sollte, sein keineswegs anmutendes, trockenes Gesicht verzog sich in dieser süßen Bitternis gar sonderbar, mit den langen Fingern schob er das Goldstück in der geräumigen Westentasche von einer zur andern Seite, während er mit der andern freien Hand rückwärts um das Hinterhaupt wild wuchernde Haarstränge sammelte, welche er symmetrisch über die kahle Schädeldecke zu verteilen bemüht war. Man mußte gestehen, der „schöne Herr" war gar nicht schön; übrigens genügt zur Aufklärung, daß diese Bezeichnung auch gar nicht seiner Person an sich galt, sondern unsere beiden kleinen Landleute darunter, wie alle Dorfkinder, einen Herrn in städtischer, d. i. schöner Kleidung verstanden.

Er war damit zu Ende gekommen, sein Haar, zwar nicht wie Lorelei mit goldenem Kamme, sondern mit seinen fünf Fingern, zu strählen, als sein Blick wieder auf die Kinder fiel, die sich scheu bis zur Thür zurückgezogen hatten, indes ihre munteren Augen das Spiel seiner Finger in der Westentasche verfolgten, das ihnen ein vielverheißendes zu sein schien.

Der „schöne Herr" aber warf ihnen einen sehr ungnädigen Blick zu, sonst aber nichts, seine Hand verließ leer die Westen-

tasche und er sagte: „Was wollt ihr noch da? Macht fort!“ Mit langen Schritten kam er auf die Kinder zu, das Mädchen drückte sich furchtsam zur Thürspalte hinaus, und den Knaben veranlaßte ein sogenannter „Schupfer“, seiner Gefährtin zu folgen.

Leopold, in dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht der Ehrlichkeit, faßte seine kleine weinende Freundin an der Hand und die Tugend verließ leer und ungelohnt die Stube des Ueberflusses. Der „schöne Herr“ hatte nicht einmal „ich danke“ gesagt, „macht fort“ hatte er gesagt.

Auf der Straße lag unmittelbar neben dem Wirtshause der Laden des Krämers; im Angesichte der im Schaufenster desselben lockend winkenden Herrlichkeit hob Annerl lauter zu weinen an und in völliger Ratlosigkeit schlug sie sich beide Hände vor das Gesicht.

Das mußte aber dem Knaben so komisch vorkommen, daß er laut auflachte. Da ließ das kleine Mädchen vom Weinen ab, sie ließ die Hände sinken, betrachtete ihren Freund mit grimmigen Blicken und stieß hervor: „Nichts hat er gegeben! Nichts! Siehst.“ Sie biß die Zähne übereinander, ballte die kleinen Fäuste und drosch nun unbarmherzig auf Leopold los. Da aber diese Kraftäußerung auf das Objekt derselben gar keine schmerzliche Einwirkung zu stande brachte, sondern der Knabe nur scherzend jammerte und schrie und sich dabei wie ein Kreisel drehte, seiner Angreiferin immer neue Seiten bietend, so ließ auch das Mädchen lachend die Arme sinken, der Befreite rannte voran und sie, bestrebt, ihn einzuholen, hinter ihm her.

Du aber, „schöner Herr“, hast du auch bedacht, daß du hier sehr unklug gehandelt hast? Mit wenig hättest du diese Kinder glücklich gemacht, so aber hast du die Freude über die Ehrlichkeit in einem ganz jungen Herzen gerade nicht aufgemuntert, und an der Genugthuung an sich findet kaum ein hübsch erwachsener Mensch Genüge, um wieviel weniger einer, der kaum sieben Jahre zählt, wie das Annerl.

Drittes Kapitel.

Annerl im Heimwesen und wie es zu seinem üblen Rufnamen „Diebs-Annerl" gekommen.

Am Ende des Dorfes werden die Gatter und Zäune häufiger, einzelne Felder schieben sich zwischen den spärlichen Häusern ein, die Orte sehen aus als veratmeten sie leise und leiser, hier noch ein Haus, dann später wieder eines, endlich noch eine kleine Hütte und dann nichts als die weite urbare Fläche, vielleicht noch ein Kreuz oder eine sogenannte Marterfäule, von alters her auf Pest oder Kriegsnot hinweisend, die ein Geschlecht erlitten, das lange nicht mehr existiert, ein Bindeglied zwischen den Gewesenen und den Seienden, von da ab aber ist der Reisende allein gelassen mit der Natur und hat sich mit ihr abzufinden, ob sie freundlich blickt oder grämlich unter Schauer und Regen.

Dort am Ende des Dorfes verließ der Kleine seine Begleiterin und hüpfte durch eine Gatterthür in den Hof seiner Elternhütte, das Mädchen ging noch ein gutes Stück weiter und bei der letzten, allerletzten Hütte, trat sie auf die Staffel vor der Thür, streckte sich nach der Klinke, drückte diese auf und trat in die Küche.

Diese letzte Hütte war wohl die ärmste im Orte, sie war arg verfallen, der Regen schlug durch die Schindeln des Daches, Wind und Wetter konnten da nicht vorbei, ohne der Armut ihren Besuch abzustatten; böse Gäste, denen der Wohlhabende strenge den Eintritt wehrt.

In der Hütte lebten vor kurzem noch drei Menschen, aber man trug den einen heraus, senkte ihn in die kühle Erde, und das war der Ernährer, das war der Taglöhner Veit; so blieben nur zwei in der Hütte, die keine Freude darüber empfinden konnten, daß nun mehr Raum geworden, das waren Weib und Kind des Taglöhners. Das Kind kennen wir, es war die kleine Annerl, — die Mutter, die Taglöhnerin — soll sie beschrieben werden? Auf den Höhen

des Lebens und in den Niederungen desselben verflachen die Charaktere, sie tragen nur noch die Signatur gut oder böse, aber eigengeartet sind sie nimmer, sobald ihre Stellung nur vom Ueberfluß oder Mangel bestimmt wird; ein eigenartiges Geschick gehört dazu, auf den Höhen oder in den Tiefen des Lebens, um eigenartige Charaktere zu schmieden.

Die Farbenpracht der oberen Schichten löst sich, näher betrachtet, in Reflexe auf, die der Schimmer und Flimmer ihrer Umgebung auf sie wirft, so wie das Kahle und Lichtleere der letzteren da unten die Farblosigkeit bedingt, und so selten einer in dem verstreuten Lichte zu einem markigen Kernschatten gelangen mag, so selten auch mag einer in dem Dunkel sich zu einem Feuerzeuge hintasten. Kein besonderes Schicksal war in der letzten Hütte dieses Dorfes eingekehrt und die Taglöhnerin war ein vorzeitig gealtertes, verkümmertes Weib, wie deren zu Tausenden im Lande waren. Die Sorge um das Kind ließ wenig Liebe für dasselbe übrig. Eine Begehrlichkeit nach allem, was zu sehen und zu wünschen, aber nicht zu erreichen und zu erringen war, erfüllte die Herzen der Eltern und die Aeußerungen, man könnte fast sagen, dieser Leidenschaft waren die ersten Eindrücke, unter denen das Kind aufwuchs. Man hat leicht Genügsamkeit und Zufriedenheit denjenigen predigen, die das Nötige haben, aber denen, welche an allem Mangel leiden, kann man nicht beibringen, sich mit nichts zufrieden zu geben, die brennende Begehrlichkeit zu unterdrücken; das Neiden fremden Gutes, das Hineinträumen in den Besitz desselben, das Hoffen auf ganz außerordentliche Glücksfälle kann man ihnen nicht wehren, und so neiden, träumen, hoffen sie, bis endlich, ob nun die Gehetzten selbst nach Ruhe verlangen oder nicht, Leidenschaft, Traum und Hoffnung es müde werden und an jener dunklen Pforte zurückbleiben, durch die der Mensch ganz für sich allein hinaustritt in ein Unbekanntes.

Die erwähnte Begehrlichkeit der Eltern war auf das Kind übergegangen, ganz klein versuchte es oft größere

Gegenstände, Schleifsteine, Backtröge selbst, zum Ergötzen der Leute von den Höfen zu schleppen, dazu lachte man; als aber das Kind größer wurde, begnügte es sich mit kleineren Gegenständen, das war schon bedenklicher. Man fing an, diese kindlichen Eingriffe mit anderen Augen zu betrachten und dem Mädchen auf die Finger zu sehen, und von da an hieß dasselbe „Diebs-Annerl". Die Leute, die etwas vermißten, nachdem das Annerl im Hofe oder im Hause gewesen, waren sicher, das Abgängige in der Hütte der Taglöhnerin zu finden.

Viele Zurechtweisungen und Schläge trug diese Leidenschaft für fremder Leute Eigentum dem Kinde ein, aber es half nichts, die verhängnisvolle Neigung blieb. Und nicht nur für das augenblicklich Wertvolle, für Geld oder Eßwaren — wobei freilich die letzteren nicht mehr rückforderbar, weil „einverleibt" waren, — sondern auch für alles, was sich überhaupt forttragen ließ, äußerte das Kind diesen Trieb. Wertvoll oder wertlos, das galt gleich, der Reiz lag darin, es heimlich fortzunehmen und sagen zu können: „Das gehört jetzt mein."

Die Taglöhnerin, welche erst, besonders seit der Pfarrer sich ins Mittel gelegt und ihr die Zukunft ihres Kindes auf die Seele gebunden hatte, durch Strenge und Vermahnung das Ihrige versuchte, war es nun müde geworden und sah stumpf und gleichgültig dem Treiben des Kindes zu.

„Veitin, gestern ist uns ein Taufthaler weggekommen, wird 'n wohl dein Annerl haben."

„Werd' nachschau'n. — Annerl, wo ist der Taufthaler hin, den d' gestern beim Lehnerferdl mitgenommen?"

Das Mädel weinte, aber bekannte nichts.

Die Mutter durchsuchte alle Verstecke, brachte endlich das Vermißte aus irgend einem Winkel hervor, gab dem Kinde einen Puff, weil es sie erst hatte so lange suchen lassen, und stellte den Gegenstand seiner Eigentümerin zurück.

„Könntet wohl besser achthaben, wenn der Bankert bei Euch ist," sagte sie. „Besser noch, Ihr jagt ihn gleich aus."

Gerade diese Gleichgültigkeit der Mutter machte noch hin und wieder der kleinen Annerl — „was ja ein gar verlassener Wurm war" — einige Freunde, „denn," sagten die, „was soll auch werden, wenn die eigene Mutter fünfe gerade sein läßt."

Die meisten aber ließen sich das vom Ausjagen gesagt sein, und hatten nicht Lust, immer ihrem Eigentume nachzulaufen, fanden auch begreiflich, daß die Mutter müde war, das Kind zu schlagen, da sie es ja nicht — wie sie christlich beisetzten — erschlagen dürfe, was wohl das einzige, freilich etwas sehr gründliche Mittel wäre.

Und unter solchen Umständen, mit solchen Neigungen wuchs das Annerl heran und hieß das „Diebs-Annerl", hätte auch sein Lebtag so geheißen, wäre es später nicht so gekommen, wie eben hier erzählt werden soll.

Viertes Kapitel.

Hilft über eine Zeit hinweg, führt aber zu keiner guten. Unsere Bekannten müssen den Ort verlassen, eines kehrt wieder zurück.

Jahre waren vergangen und die Kinder waren zu großen, jungen Leuten herangewachsen. In der letzten Hütte war wieder eines weniger geworden, die alte Taglöhnerin war gestorben und das Diebs-Annerl war in Besitz dieser ärmlichen Räume getreten.

Ihre Mutter hatte ihr noch in letzter Zeit durch vieles Bitten und Betteln hie und da Arbeit verschafft in den Häusern, wo sie einst das Nötige besorgte. Der Leopold war ein großer Bursche geworden, er hatte sich von da ab hübsch von Annerl ferngehalten; es war für einen Burschen nicht besonders ehrbar, mit der Diebs-Annerl zu verkehren, da gab es doch noch andere Dirnen, und gar als Geliebter zu ihr etwa ausgeschrieen zu werden, das wär' doch das Letzte gewesen!

Man hatte nur Augen auf das Mädel aus ganz andern Gründen, denn aus Liebe; wo man sie im Taglohne arbeiten ließ, sah man ihr auf die Finger, und das war recht schade, denn sie war sonst schon auch des Ansehens wert, so hübsch war sie geworden.

Der Leopold, der gar nicht unempfänglich für weibliche Reize war, fing nachgerade an, die Frage aufzuwerfen: ob es denn klug sei, das Mädel so ganz beiseite zu schieben, — so ernst man auch thue, müsse ja doch zum Schlusse nicht Ernst gemacht sein.

Man munkelte eine Weile, daß der Leopold die Hütte der jungen Taglöhnerin nächtlicherweile besuche, aber man konnte nichts Gewisses darüber in Erfahrung bringen, und ehe man Zeit hatte schärfer zuzusehen, kam die Rekrutierung und der Leopold zum Militär.

Die Rekruten zogen die Straße nach der Stadt zu, auf der Landstraße; da mußten sie nicht an der kleinen letzten Hütte des Dorfes vorbei, konnten also dort nicht sehen, wie alles verhangen war, konnten also auch nicht hören, wie eines drinnen weinte und schluchzte. Das war wohl einem der Rekruten ganz recht. Auf dem Wege nach der Stadt lachten und scherzten die Burschen und da kam's denn auch, daß man den Leopold aufzog mit der Diebs-Annerl. Der aber sagte nicht ja und nicht nein, sondern lachte stille vor sich hin.

Die Leute aber, die im Orte blieben, die sollten nicht lange herumfragen müssen, denn als eine Zeit um war, da war in der Hütte wieder eines mehr geworden. Von da an aber wandte sich alles im Dorfe ab und wollte von Annerl nichts mehr wissen; es war doch gar zu frech, sich mit dem braven, hübschen Burschen einzulassen, natürlich doch nur darum, um ihn recht fest zu halten. Die andern Dirnen betrachteten auch das als eine Art nur noch schändlicheren Diebstahls; keines dachte daran, daß wohl auch die Schuld mit an dem Burschen liegen konnte, der gegen Annerl denjenigen spielte, der allen und allem zu Trotz ihr einziger Freund sei!

Einige sehr widerwillig geleistete und hochfahrend aufgezählte Dienste genoß sie noch von der Familie Leopolds, damit sollte alles ausgeglichen sein.

Nun war das Mädchen mit dem Kinde allein, ganz allein, niemand wollte sich seiner mehr annehmen, und so saß sie denn bettelnd, das Kind am Arme, an der Straße, oder grub Kartoffeln auf ihrem kleinen Acker hinter der Hütte. Da lag denn vor ihr auf dem groben Tuche das Kind, und das wuchs und gedieh trotz Elend und Not, das lachte und strampelte und war heiter wie der Himmel über ihnen. Die Leute liefen ihrer Wege vorab und vorbei, — Annerl wußte sich nicht mehr aus in der Welt, sie hatte nie gefragt, warum es so war und nicht anders, sie fragte auch jetzt nicht, über was das Kind, ihr eigenes Kind, heiter sein mochte. Was es lachen konnte! Höhnte es sie? ...

Und eines Tages, da mußte das Kind zu einer armen Häuslerin auf Gemeindekosten in Pflege gegeben werden, und ein Gendarm führte die Mutter aus dem Orte. Sie hatte nie abgelassen von ihrer Leidenschaft für fremdes Gut, aber man hütete sich. Diesmal aber traf es einen, der immer damit groß that, daß ihm keiner etwas zu enttragen vermöge, so habe er acht, und als es denn doch geschah, machte er aus Verdruß darüber der Behörde die Anzeige und diese waltete ihres Amtes.

Gleichwohl hätte er gerne danach seine Anzeige zurückgenommen, denn nicht nur das Herz, auch der Gemeindesäckel, durch das Kostgeld für das Kind belastet, sprach gegen ihn, aber geschehen war geschehen.

Und Kriegszeit war gewesen, die Leute wußten im Orte nicht viel, aber sie redeten hin und her von den Schlachten, und wie der Feind bald zu erwarten sei; der Feind aber kam nicht, sondern der Friede, und dann kam eine Seuche und Mißwachs, und die Eltern Leopolds verstarben, nachdem sie verarmt waren und wenig mehr für den Erben übrig gelassen hatten; bei dem aber war es fraglich, ob er wohl auf das Wenige Anspruch mache, denn er gehörte zu

denen, welche in den Verlustlisten als „Vermißte" bezeichnet werden.

Wieder ging eine kleine Zeit ins Land. — Es war ein schöner, heller Tag, auf der Straße knarrte ein Fahrzeug daher, da saßen hinter dem Kutscher ein paar Männer, gar nicht vertrauenerweckenden Aussehens, hinter ihnen saß ein Mädchen und neben dem ein Gendarm, der hatte das Gewehr zwischen den Knieen lehnen und das Bajonett funkelte im Sonnenscheine und die Leute auf der Straße lachten: „Ah, der Schub, — der Schub!"

Die zwei Kerle auf dem Karren machten sich den Spaß und grüßten die Leute und nickten ihnen herablassend zu und sagten, sie gehörten zur Begleitung der stummen Prinzessin von Poitzendorf; so hieß der Ort, in welchem unsere Geschichte spielt, und die stumme Prinzessin war Annerl, die nach ausgestandener Haft ihrer Heimat „zugeschoben" wurde, wie es in der Amtssprache heißt. Zur „stummen Prinzessin" war sie geworden, weil sie auf alle Roheiten und Späße ihrer Gefährten keine Antwort gab, sondern still und ohne auch nur auf das Geschwätz zu hören, vor sich hinstarrte.

An der Wegbeuge hielt der Wagen; der Gendarm half der Dirne herabsteigen und ließ sie ziehen, da er voraussetzen konnte, sie gehe geradeswegs, wie ihr aufgetragen war, auf das Bürgermeisteramt.

Und so schlug sie denn jenen Weg ein, wo zwischen den Feldern die Aehren sich nach unsern Händen neigen, als wollten sie dieselben küssen, scheu zog sie die ihren an sich und gesenkten Hauptes betrat sie das Dorf; weder bittend noch herausfordernd hob sie den Kopf, wenn sie hören mußte: „Je, die ist wieder da," oder „Die Diebs-Annerl kommt, riegelt die Thüre zu," oder „Wie lebt sich's denn in der Stadt?"

Mit gelassenen Schritten ging sie nach dem Bürgermeisteramte, gelassen hörte sie dort die Vermahnung an, daß sie nun in sich gehen und sich bessern, dem Orte fürder keine Schande mehr machen solle!

Der gestrenge Mann, der Bürgermeister, vergaß, daß er eines hätte vorab sagen sollen.

So fragte sie denn, statt aller Antwort, nach dem Kinde.

Das — wurde ihr bedeutet — lebe bei der Grundlhofliese, die es pflege, es gedeihe auch recht gut, und da der Vater desselben, wie man nicht umhin könne, ihr hier gelegentlich zu bemerken, wohl tot sei, so möge sie nunmehr demselben eine um so bessere Mutter sein, auf sein irdisch' und ewig' Heil gehörig Bedacht nehmen, da sie dereinstens für diese Seele vor dem Throne des Höchsten strenge Rechenschaft werde ablegen müssen, — und dergleichen mehr, wie man von Amts wegen den armen Leuten in das Herz redet, oder vielmehr, — wenn die eben nicht weich gestimmt sind, da nichts zu ihren Herzen spricht, — zu einem Ohre hinein und zu dem anderen hinaus.

Der Bürgermeister hätte ja, ernstlich um das Heil des Kindes besorgt, der Diebin die Herausgabe desselben verweigern können, aber wenn er es zurückgab, so erlosch vom heutigen Tage das Verköstigungsgeld der Gemeinde und so gab er es zurück, natürlich nicht ohne die oben angedeutete schöne Vermahnung; der würdige Gemeindevorstand war sehr erbaut über den Erfolg seiner Zusprache, denn Annerl weinte heftig dabei.

Wenn er doch bedacht hätte, daß wenig Veranlassung war, über eine derartige Vermahnung zu weinen und daß das junge Geschöpf Thränen vergoß, gemischt aus Freude und aus Bitternis, — nun war sie wieder da, nun sollte sie ihr Kind wieder haben, was soll aber nun aus ihnen beiden werden? ... doch das Amt hatte seine Genugthuung und der Bürgermeister war so erbaut von der so kunstreich zuwege gebrachten Zerknirschung, daß er dieselbe mit der freundlichen Meinung vergalt, die er überall herumsagte, Annerl möge wohl noch nicht ganz verloren sein und man dürfe hoffen, diese arme Seele noch zu retten.

Unterdessen eilte die Mutter nach dem Kostorte ihres Kindes und mit demselben, das ihr von seiten der Pflege-

mutter nur mit widerwilligem Bedenken ausgefolgt wurde, fort, fort in raschen Schritten nach ihrer Hütte.

Wie pochte ihr das Herz, als sie derselben ansichtig wurde! Sie war nicht besser geworden die Zeit über, wo sie verschlossen und verlassen unter Gemeindeobhut stand, aber es war denn doch ein eigenes Heim für sie, für das Kind. Der Gemeindediener, der sie vom Bürgermeisteramte bis hierher begleitet hatte, war ihr behilflich, die Bretterverschalung vor Thüre und Fenstern, womit man die Hütte verwahrt hatte, zu entfernen; auf der Bank vor der Hausthüre saß unterdessen das Kind und wußte sich nicht aus, es zappelte mit den Füßchen und begehrte in lallenden Tönen nach der Mutter, — aber es meinte nicht sie, nicht Annerl damit.

Das Kind war ihr fremd geworden, Annerl faßte es, trug es in die Hütte, setzte es auf den Boden nieder, — sah um sich, sie war allein, allein mit dem Kinde, das immer noch ein anderes bei dem Namen rief, der eigentlich ihr gehörte. Da warf sie sich neben dem Kinde auf den Boden nieder und weinte, und das Kleine, wie eben Kinder sind, weinte mit, bis die Mutter den Kopf hob und sich und dem Kinde mit den Haarflechten, die ihr über das Gesicht gesunken waren, die Thränen trocknete. Das Kind greinte darüber, sie aber lachte es aus und da verzog es auch das Gesichtchen zu einem Lächeln.

Und da saß sie denn mit dem Kinde und, wie es kam, weinten und lachten sie zusammen, sie erzählte dem Kinde viel, viel, eine Menge geheimer Empfindungen, eine Menge bedeutsamer Erfahrungen aus ihrem Leben, denn sie war es ja dem Kinde schuldig, zu sagen, wie so alles gekommen, damit dasselbe nicht so übel von ihr dächte wie die Leute, und da der Vater tot war, so sprach sie nur wenig von ihm und klagte nicht über ihn. Das Kind bezeigte Aufmerksamkeit und Verständnis, es machte große Augen und lallte gelegentlich dazwischen, und als sie mit der Vergangenheit abgeschlossen hatten, faßten sie zusammen gute Vorsätze, wie sie es von nun ab zu halten gedächten; da aber wenig Hoffnung

war, daß die Leute ihnen vertrauen und sie dabei unterstützen würden, so schalten sie auf alle Welt, und Annerl meinte, es hülfe ja doch alles nichts und sie wüßte eigentlich nicht, wozu sie beide auf der Welt wären!

Das war denn doch gar zu betrübend, das Kind, das bisher aufgesessen hatte, fiel jetzt nach hinten hinüber, neigte sehr tiefsinnig das Köpfchen und begann einzuschlafen. Der Mond schien in die Stube, Annerl verhängte das Fenster, kleidete sich aus und nahm das Kleine zu sich in das Bett, sprach den Abendsegen und machte dann über sich und das Kind das Zeichen des Kreuzes — und bald war es in der Hütte so ruhig und stille wie außen, wo die laue Mondnacht über der Gegend lag und mit ihrem silbernen Dämmer alles gleichermaßen verklärte, die Turmspitze der Kirche, das Schieferdach des reichen Gehöftes, wie die Schindeln der letzten armen Hütte, in welcher die Diebin mit ihrem Kinde schlief.

Fünftes Kapitel.

Auch der „Vermißte" kommt wieder, er bringt einen hölzernen Fuß und ein steinernes Herz mit, zeigt aber auch ein weinendes Auge.

Es war Morgen geworden. Anne stand mit ihrem Kinde an der Schwelle der Hütte und sah die Sonne langsam emporkommen. Und langsam mit der Sonne rückte dort ferne an der Straße, die von rückwärts in das Dorf führte, ein schwarzer, wandelnder Punkt einher, ein Wanderer; lang vor ihm wandelte sein Schatten und als zöge ihn der lange schwarze Streif, wie ein breites Band, hinter sich her, folgte der Inhaber seinem dunklen verzerrten Konterfei — und immer näher kam der Schatten und der Mann dahinter; jetzt sah man schon die Knöpfe des Uniformrockes blitzen, also ein Soldat! Ja, ein gewesener, denn er marschierte nimmer auf zwei eigenen Füßen munter zu, er hatte einen

Stelzfuß, den er vor den andern setzte, und so langsam seinen Weg durchmaß.

Als er der Hütte näher kam, da blickte er auf, er schien etwas überrascht, dort eine Gestalt zu sehen, stutzte, und stelzte sodann auf die andere Seite der Straße hinüber und gesenkten Hauptes gegen das Dorf zu.

Das arme Geschöpf an der Schwelle hatte zweifelnd schon lange den Ankömmling ins Auge gefaßt, sie hatte gewartet, bis er aufblicken würde, und als er nahe war, und er that es ... er war's, bei Gott, kein anderer! ... da ging er schweigend nach der anderen Seite der Straße.

„Leopold!" schrie sie auf.

Aber der Krüppel machte ein paar rasche unbeholfene Schritte vorwärts, weg von ihr.

So war's!!

Ihre Arme versagten den Dienst; erstarrt setzte sie das Kind neben sich auf den Boden und sah dem Davonstelzenden nach, bis er nur als ein kleiner Punkt den Weg entlang hüpfte. Und als dort, wo die Häuser des Dorfes anfangen sich näher aneinander zu drängen, der Punkt verschwamm und verschwand, da war ihr das Auge naß geworden, wohl von dem scharfen Hinsehen nach einer Richtung und auf einen Gegenstand, ihr Herz war gepreßt bis zum Brechen, — o bräche es!

Es ist so, traurig, daß es so ist, aber wahr und wirklich, und Wahrheit hat ihr Recht, erzählt zu werden. Hübsch steht es wohl in anderen Büchern zu lesen, wie sich Vater, Mutter und Kind wiederfinden, oder recht grausig ist es ausgemalt, das Herz des sich abwendenden Verstockten, und das ist so hergebracht, als könne es gar nicht mehr anders sein, und so entsteht Brauch und Herkommen, wie in den Büchern die Figuren sich zu gehaben, zu suchen, zu finden, zu streiten und zu versöhnen haben, und neben der wirklichen Welt die Welt der Bücher; wenig Leser aber gibt es, die solchenfalls das Buch zuklappen und sagen: „Schön Dank, Herr Autor, für Ihre Welt!" Für gewöhnlich hat die Feder den schwereren

Stand, die es gerne versuchen möchte, das Wirkliche zu vertreten gegen das Eingewöhnte; wie man aber auch davon denken möge, werfe nur ja keiner einen Stein gegen den wirklichen Menschen, denn der „wirkliche Mensch" steckt in unser jedem. Man muß den Schlüssel suchen zu dem menschlichen Herzen, und was für dunstige Räume ohne Luft und Licht, für Grüfte halbfauler Erinnerungen, für Ställe angeketteter toller Leidenschaften wir dabei auch erschließen mögen, wir lernen doch verstehen, und Verständnis ist die beste Münze, die wir eintauschen können; sie ist nicht gang und gäbe wie andere auf Zeit und Weile, sie kursiert ewig.

Da stelzt er dahin, der hartherzige Krüppel, er hat keinen Blick, keinen Gruß für jene beiden Wesen, deren eines er unglücklich gemacht, während er das andere in das Dasein gesetzt, dessen Wert doch immerhin ein fraglicher. Bedenken wir es ein wenig, ehe wir ihn schelten, — wenn wir ihn auch nicht verteidigen können, vielleicht verstehen wir ihn. Er hat sein Teil Erfahrung weg, vor ihm liegt keine sonderlich heitere Zukunft, ein Krüppel, was macht der in einem Bauernanwesen? Der Stock in seiner Hand, wie leicht verkehrt sich der in einen Bettelstab, — er mag's nicht denken! Langsam geht er vorwärts, all sein Denken richtet sich jetzt darauf, wie geht es deinen Eltern, was werden sie sagen, wird sie der wiedergefundene Sohn erfreuen, oder der Krüppel die ganze Freude zu nichte machen? Und als er die Augen aufschlägt und sieht da ein Geschöpf mit dem Kinde auf dem Arme ... da schlägt er schnell die Blicke nieder und stelzt davon, als wäre ungesehen auch ungeschehen, als könnte er an seiner Jugendthorheit mit vorübergehen, — ein Zug, der an gemeinen Leuten häufiger ist, wie an gebildeten — die Röte brennt ihm bis über die Stirne herauf, die Röte jenes widersinnigen Unmutes gegen Personen, die von uns ein Unrecht litten, die Röte der Scham über die eigene Schwäche. — Das hätte doch unterlassen bleiben können! die Dirn' macht ihm keine Ehr', die abgestrafte Diebin! Und das Kind? Er denkt, das hätte auch nicht werden müssen. Andere hatten

es besser getroffen, hatten eitel Freude, und er ... — ihm schlägt alles verkehrt aus. Wär' er ihr kein bißchen verpflichtet, mehr nicht als Schäkerns halber, hätte sie nur nicht den kleinen Balg auf dem Arme, der mit den großen Augensternen so sonderbar nach ihm sah, einen Augenblick nur, aber so scharf, schärfer als ein Erwachsenes einen ansehen mag, er hätte sie wohl scherzend gegrüßt. Es geht uns jetzt beiden elend, — Diebin und Krüppel! Hm, stehlen oder betteln, es ist beinahe Geschmackssache! — Aber das Kind, das war so ernst ... nein, nein, was denn eigentlich bekümmert's ihn? So viel Schuld an ihm, so viel an ihr, er ist als Bettler noch immer etwas Besseres, denn er kommt ja in Ehren zurück, und sie lebt in Schande. Das Dorf soll sagen: „Der Eder-Leopold ist wieder da," die Eltern: „Unser Poldl ist wieder zurück," aber niemand: „Der Diebs-Annerl ihr Schatz ist wieder heimgekommen!"

Also vorwärts, — da war das Gatter vorm Elternhause, er drückt die Klinke, die Thüre geht auf, ein heiseres Gebell empfängt ihn im Hofraume, das ist ja der „Sultl", der alte Hund, der schleppt sich daher, fast gleich mühselig wie der Stelzfuß hereinhinkte, aber freundlich will er nimmer sein, der Hund, er knurrt, der Krüppel redet zu ihm, indem er sich müde auf die Bank neben dem Brunnen niederläßt. „Na, Sultl, du altes, dummes Vieh, kennst mich denn nimmer? Na, du siehst auch hübsch aus!"

Der Hund scheint sich zu besinnen, er beschnuppert den fremden Mann, — was das sonderbar ist, der hat ein Bein von Holz, sein Leben hatte der Hund keinen Menschen in seiner weiten Bekanntschaft, der ein hölzernes Bein besaß, aber er kennt den Mann so halb und halb, und weil er aus dessen Mienen keine argen Absichten wittern mochte, so begnügte er sich, einen kurzen Rundsprung zu thun und etwas zu bellen, beiläufig als wollte er sagen: „Sehr erfreut, ich weiß aber wahrhaftig nicht mehr, wo ich Sie in meinem Gedächtnisse hinthun soll, entschuldigen Sie, aber ich bin eben alt geworden."

Leopold wollte gerade dem Gedächtnisse seines Freundes nachhelfen, und sich ihm förmlich vorstellen, ihn in den Rücken tätscheln und sagen: „Aber Sultl, dummer Kerl, ich bin's ja, ich, der Leopold," — da tönte vom Hause her, er saß mit dem Rücken gegen dasselbe, eine scharfe schneidige Stimme: „Was gibt's denn da? Was wollt Ihr? Es wird nix geteilt!*)"

Leopold riß es herum, er starrte nach einem Weibe, das an der Schwelle des Hauses stand und jetzt den Hund, der auf sie zukam, leicht mit dem Fuße wegstieß: „Du wirst auch jeden Tag nichtsnutziger, was bellst denn nicht, wenn sich eins in 'n Hof schleicht?" —

Der Krüppel erhob sich von der Bank am Brunnen, er kannte das Weib gar nicht, es war ihm wildfremd, ihm ward mit einemmal, er wußte gar nicht wie; er setzte seinen Stock scharf ein, als er sich darauf stützte und sagte: „Müßt wissen, ich vermeinte nicht Bettelns halber da herein zu kommen, ich bin der Leopold Eder."

„Jesus," sagte das Weib und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, „Jesus, der Eder-Leopold! So seid Ihr der Bub' von den alten Leuten, denen früher das Haus gehört hat? So, so. Hat man doch gemeint, man hätt' Euch im Feldzug erschossen." Und dabei sah sie an ihm hinunter, als wollte sie sagen, wär' dir auch besser, es hätten da die Leute die rechte Meinung gehabt.

„Jesus," sagte jetzt auch der Krüppel, denn er verstand den Blick, „was ist da los? Das Haus, seh' ich, ist nimmer unser."

„Wohl nicht, das haben wir in der Auktion bekommen, denn die alten Leut' waren verschuld't."

„Heilige Mutter Gottes, und hat's denn die Gemeinde zugelassen, daß man ihnen alles wegnimmt und sie von da austreibt? Wo sind sie denn jetzt?"

Die Bäuerin ward sehr verlegen, sie griff nach ihrer Schürze. „Müßt's halt g'scheit sein," sagte sie, „und nit

*) d. h. kein Almosen gegeben.

zu arg erschrecken; man hat die alten Leut' gut leiden mögen; solang sie noch etwas gebraucht haben, hat man ihnen das Ihre gelassen, aber dann, wie das nicht mehr war, da war's freilich anders, da hat wollen jeder bezahlt sein, da wurde verauktioniert, und da sind wir, ich und mein Alter, von den drübern Seiten, von Lerchenbrunn — na, werdet's ja auch kennen — herüber gesiedelt."

„Und wo," fragte Leopold gedankenlos, „wo sind meine alten Leute jetzt?"

„O du mein lieber Heiland," sagte die Bäuerin, „ich denk' doch, ich hätt' so geredet, daß Ihr's wohl verstehen müßt. Es war eine arge Zeit damals mit der Cholera."

Der Krüppel that ein paar Schritte zurück und setzte sich wieder auf die Brunnenbank, und der Stock, der in seinen Händen zitterte, schrieb unlesbare Charaktere in den Sand, dann kam er mehr und mehr ins Schüttern und Hüpfen, denn der Bursche begann nach und nach laut und lauter aufzuschluchzen.

Der Hund ward ganz ratlos und kroch in seine Hütte und die Bäuerin glättete emsig an ihrer Schürze. Zur selben Zeit öffnete sich die Gitterthüre, ein kräftiger Mann trat herein und warf einen Korb vom Rücken.

„Was gibt's?" fragte er die Bäuerin, indem er auf den schluchzenden Soldaten sah.

„Denk dir," sagte diese, „denk dir, das ist der Eder-Leopold."

„So, so," sagte überlaut der Mann, der, wie es schien, mehr Schreien als Reden gewohnt war. „So, so," damit trat er auf den Soldaten zu und legte ihm die Hand auf die Achsel. „Nun, nun, versteh' schon, daß es Euch hart sein mag, Elternhaus und Eltern nimmer zu finden, begreif's, aber alles hat sein Ziel, und was alte Leute betrifft, so mag man wohl denken, daß sie Gott mittlerweil abrufen kann, da heißt's wohl, wider 'n Tod ist kein Kraut gewachsen, und Gott tröst' sie, einmal müssen ja wir alle daran. Und wenn der Vogel heim kein Nest mehr find't, so schaut er zu,

daß er sich anderswo anbaut. Groß könnt Ihr's zwar nicht treiben, das weiß ich; was überblieben ist von der Kaufsumme, die wir gezahlt haben, wenige Groschen, die sind für Euch beim Kreisgerichte hinterlegt. Waren auch schon anderen vermeint, nun könnt Ihr denen zum Aerger sie wenigstens doch selbst einstreichen. Ist auch was, man verdirbt so Schleichern die Freud' und sagt: ‚Hand davon!' Pah, ich hatte weniger als Ihr, gar nichts, und bin von Ort zu Ort immer besser gefahren und mehr herausgewachsen; wird mir's heut oder morgen da zu enge, such' ich mich wieder wo anders hinzufinden; freilich hab' ich auch nie Vater, Mutter oder Heimweh gekannt, bin unter fremden Leuten aufgewachsen und fremd geblieben, ist auch gut, man erspart viel Weh von wegen Scheiden und Meiden, aber ich möcht's doch auch probiert haben, hätt' mich gerne darein gefunden, wie es die andern ja auch müssen, wenn ich die Lieb' genossen hätt' von so ein paar alten Leuten. Na, jetzt laßt's gut sein, nehmt was Wasser auf die Hände und wascht Euch die Augen. Da hilft kein Weinen dafür! dann nehmt etwas Suppe, die geb' ich gern, könnt' sich ja auch treffen, ich brauchte noch selber mal eine!"

Damit hatte er die Brunnenstange ergriffen und gepumpt, während sich der Soldat das Gesicht wusch. Die dreie gingen nun in das Haus und der alte „Sultl" dachte noch immer in seiner Hütte darüber nach, wer wohl der Mann mit dem hölzernen Beine sein mochte, da er ein solches an keinem seiner zahlreichen Bekannten je wahrgenommen zu haben sich erinnerte!

Eine kleine Weile später verließ Leopold rückwärts durch den Gartenzaun den Elternsitz. Er ging ein Stück Weges über die Felder, dann wandte er sich um, fuhr sich mit dem Aermel über die Augen und schritt dann etwas schneller aus. Auf einer Wegkrümmung, schräg über den Weideplatz, erreichte er die Straße, weit ober der letzten Hütte des Ortes, — es war heute das zweite Mal, daß er derselben ausgewichen.

Sechstes Kapitel.

Der „Vermißte" fühlt, daß er von niemand vermißt wird.

Wenig Schritte noch, dann war ein kleiner Hügel erreicht, den stieg man hinan und da lag das Dorf, unten vor dem Beschauer, und wenn man sich nach der andern Seite kehrte, da lag auch eine Art Dorf, nicht größer als ein Garten und so eingezäunt, als wäre es nichts anderes, aber es war ein Dorf, ein Dorf für die Toten, der Ortsfriedhof.

Dort ging der Krüppel hinein, er suchte, suchte lange zwischen Gräbern und Kreuzen. Steine gab es hier nicht, oder doch, dort in der Ecke eine eingesunkene verfallene Pyramide, die Schrift war ganz unleserlich geworden und besagte nicht mehr, ob ein Bauer, in eitler Ueberhebung, sich unter seinesgleichen dies Denkmal errichtete, oder ob es einem vornehmen Eindringling gesetzt wurde. Holzkreuze standen umher, vermorscht mit vom Regen verwaschenen Blechtafeln, oft ein Arm abgebrochen, daneben im kümmerlichen Graswuchs liegend; eiserne Kreuze prangten mit neuer Vergoldung, jeder Buchstabe der Inschrift deutlich lesbar, wie frischer Schmerz in den Herzen und Mienen; aber auch wieder in der Unbill des Wetters verblaßte, wo nur noch Bruchstücke zu dem Vertrauten sprachen von altem, halbvergessenem Leid; einzelne Gräber hatten gar keine Liebeszeichen, da staken nur Hölzchen — wie sie wohl in andern Gärten die Pflanzenart bezeichnen, die in dem einen oder dem andern Beete gedeihen sollte, — hier aber standen die Namen der Begrabenen darauf, da fand er von schwerer Hand gekritzelt, nur leserlich für den, der wußte, was es bezeichnen konnte, zweimal den Namen Eder, — zwei Gräber, die ein nur fußbreiter Raum trennte. Da kniete er nieder zwischen beiden und da hielt sein Herz stille Zwiesprache mit den Toten und der Kopf neigte sich dazu, als hätte er da nichts dabei zu sagen. Dann erhob er sich und ging nach dem Dorfe wieder einen andern Weg, nicht der Straße nach.

Und im Dorfe sprach er da und dort ein, man bedauerte ihn, man ließ ihn erzählen von Gefahren und Schlachten und Leiden, und wie er verwundet in Gefangenschaft geriet, wie er in Feindesland wieder zu Leben und Gesundheit kam, wie es dort aussah, und wie er endlich, ganz hergestellt, erst lange nach Friedensschluß die Heimat aufsuchen konnte.

Man hörte recht aufmerksam zu; einen Totgeglaubten auf einmal wieder lebend zu sehen, das ist schon was, und wenn dann so einer erzählt, wie es zugegangen, daß er eben lebend sei, wo ihn alles für tot nahm, ei, so was gab's nicht alle Tage zu hören. Solange er zu erzählen hatte, da ging es noch an, da rückte man ihm doch ein Glas hin und etwas zum „Anbeißen", daß er hübsch redselig blieb, aber als alle seine Geschichten bekannt waren, was bekümmerten sich die Leute dann weiter um ihn? Die wenige Arbeit, die er verrichten konnte, wurde ihm karg gelohnt, denn man wußte ja, heute oder morgen, wie es eben sein mochte, fiel ja doch der Krüppel der Gemeinde zur Last, und das brachte man ihm jetzt schon in Anschlag und Abrechnung. Was Burschen waren, die hielten es gern mit ihren heilgebliebenen zweibeinigen Kameraden, was sollte auch der Einbein auf dem Tanzboden? Und dort und da, wer sah gern den Krüppel neben sich? Bei den Dirnen erweckte er eitel Mitleid, und manche, von der er einen gar schönen Willkomm erwartet hatte, nach dem, wie sie ihm früher freundgesinnt war, gab ihm wohl die Hand, aber erwiderte den Druck nicht; jede wollte einen Schatz, der wie andere neben ihr einhergehen konnte, nicht einen, wo sich die Leute umwenden und nachsehen. Des „Stelzfußpoldl" — wie er jetzt hieß — Liebste wollte keine heißen. Und noch eins! Man hätte es dem zweibeinigen „Eder-Leopold" nie vorgeworfen, aber jetzt dem „Stelzfußpoldl" sagte man es nach: er war ja doch der Schatz des „Diebs-Annerl" gewesen, und gab man ihm auch nicht zu verstehen, daß man ihn zu dieser ganz passend fände, so nahm man doch unverhohlen ihre Partei des Kindes wegen.

Was hatte er gehofft und geträumt, als er nach seinem Heimatsdorfe ging, und wie ganz anders war es gekommen! Er stand unter gleichmütigen Leuten und fremdthuenden Bekannten allein, und da er kein Heim und keine Eltern mehr fand, so ward der „Vermißte" von niemand vermißt.

Oder doch, vielleicht da draußen in der letzten Hütte, von der Annerl mit ihrem Kind?. Und war es nicht auch für die besser, er blieb weg? Und das Kind . . ? . . Armes Kind! eine Diebin zur Mutter, einen lahmen Bettler dazu als Vater . . .

Er schöpfte tief Atem.

In Gedanken war er so das Dorf hindurch gegangen, es war fast Nacht geworden, er blickte auf, da stand sie vor ihm, die letzte Hütte! Zum erstenmal, eine Woche etwa, seit er zurückgekommen, war er ihr nicht ausgewichen; aber er atmete doch frei auf, als er niemand dort an der Schwelle stehen sah, er trat näher, drinnen hörte er Annerl singen, . . . das Kind lallte . . . jetzt stand sie auf, — kam sie, die Thüre zu versperren, an der er lauschte . . .?

Er rannte wieder zurück in das Dorf.

„Was du ein Narr bist," sagte er am Morgen darauf, es war ein Sonntag. „Mußt froh sein, daß du bei einem Bauern über Nacht unterkriechen kannst, könntest aber doch leicht eine Hütte haben. Was frag' ich nach all den Laffen und was sie dazu sagen mögen, wenn es heißt . . ." Er mochte es selbst noch nicht aussprechen, was sie sagen mochten, wenn er that, was er sich jetzt vornahm. Alles wußte er ja selbst nicht, was aus diesem Vornehmen werden konnte.

Aber diesen Morgen schritt er die Straße hinaus, gerade der letzten Hütte des Ortes zu, heute führte ihn kein Weg davon ab und kein Zufall hinzu, diesmal war sie sein Ziel und dort angelangt, pochte er mehr trotzig, als Einlaß erbittend an.

Siebentes Kapitel.

Eine Zwiesprache, aber keine trauliche. Funken aus der schlimmsten Schmiede, wo Elend und Not die Menschenherzen hart hämmern.

Ohne auf ein „Wer ist's" von innen zu warten, trat der Krüppel ein und stand in der kleinen Stube, da lag das Kind auf einem Polster im Winkel auf der Erde, die Mutter kniete dabei und wandte sich um und warf einen verwunderten Blick nach dem Eindringling.

„Guten Morgen," sagte der.

Er erhielt keine Antwort; ohne übrigens eine solche abzuwarten, trat er etwas näher und sah auf das Kind: „Also das ist's?" Aber sich vorbeugend und ein Tuch über dasselbe breitend entzog ihm Annerl dessen Anblick.

„Nun, nun," sagte der Bursche, „ich fresse es nicht, werd' es doch ansehen dürfen, ist ja doch so gut mein, wie es dein ist."

Das Kind schien wenigstens nicht für die Entziehung seines Anblickes eingenommen, denn es begann unter dem Tuche bedenklich zu schreien und zu zappeln.

Annerl entfernte daher das letztere und sagte: „Fällt dir spät ein, es anzuschauen, hast ja im Ort drinnen geredet, als ginge dich's überhaupt nichts an."

„Ei, freilich geht's mich an und keinen andern, das weiß ich ja wohl, aber unter Leuten redet man oft eines oder das andere, wovon man selbst recht gut weiß, daß es nicht so ist."

„Geh," sagte die Dirne, „so — hat dir aber wenig geholfen, daß du mich und dein Kind verleugnet hast, deswegen ist dir doch keine freundlicher geworden."

„Als ob mir's darum gewesen wäre! Aber sie sind allzusammen über einen armen Teufel hoch hinaus, die Lumpenhunde! Hab' mir's auch anders überlegt, will ihnen keine Silbe mehr nach ihrem Schnabel reden und lüg nicht mehr. Such mir meine Ansprache, wo ich eine finde."

„Und da kommst du zu mir?"

„Ja, wohin sollt' ich sonst gehen?"

„Bleib, wo du warst, ist auch mir lieber."

„Eben, ich mag nicht bleiben, wo ich war; denn wo bin ich auch gewesen?! Hat mir nicht jeder nachgerechnet, wieviel Groschen er mich verdienen ließ, wie oft ich bei ihm auf dem Heuboden oder im Stall nachtlagern durfte? Kein Hund möcht' es länger so mitmachen; ich denk', ich hab' es besser, ich bleib', wo ich jetzt bin!"

„Bei mir?" fragte die Dirne, sich hoch aufrichtend.

„Bei euch," sagte der Krüppel. „Wirst doch Platz haben für den Vater von deinem Kind?"

„Meinst du," sagte sie spöttisch. „Schau, für den Vater des Kindes! Darum, weil du es mit der Mutter so gut gemeint hast! Denkst du denn, wie du vor acht Tagen in den Ort gekommen bist, und bist da hinüber über die Straße und an der Hütte vorbei, als hauste die Pest darinnen, es wär' mir nicht wie mit tausend Messern durchs Herz gefahren?! Hab' ich nicht gewartet, daß du endlich doch kommst — acht Tage lang — und jetzt, weil dir's üb'rall schlecht ergangen, schlecht, wie du's verdienst, jetzt vermeinst du, es müßte mir eine Ehr' sein? Aufgegeben hast du mich die Jahre über, wie ich dich die Tage her aufgegeben hab', und ich will nichts mehr von dir wissen! Wär' dir jetzt die Hütte gut genug? Wär' dies auf einmal dein Kind? War es ja doch meines allein und hast es doch meines allein sein lassen. Was denn willst du jetzt? Meinst du, ich soll meinen geringen Verdienst mit dir teilen, und das wär' nur dein Kind, damit du ihm wegfressen kannst, was ich, seine Mutter, mir vom Maul abdarb' für den armen Wurm? Daraus wird nichts!"

„Du meinst, du schimpfst mich aus dem Haus? Das laß dir vergehen, Annerl; thu, was du willst, hier bleib' ich." — Seinen Entschluß zu bekräftigen, setzte sich der Bursche auf einen Stuhl und stemmte die Ellbogen auf den Tisch und sah trotzig seitwärts vor sich hin.

„Schuld wär' ich an allem deinem Elend? Verunehrt hättest dich an mir? Lump, lügnerischer Lump, hast du ein Herz, das zu sagen?! Hab' ich denn vorerst nach dir verlangt, war ich nicht damals schon verachtet, hast du nicht damit groß gethan, daß du dennoch bei mir einsprachst, und gesagt: ich könne dafür nicht weniger thun . . ? . ."

„Du wolltest mich sicher haben und hart ist dir's nicht angekommen."

„Pfui!" sie spuckte nach ihm.

„Anspeiest du mich," schrie er und schlug nach ihr, sie wehrte sich und kreischte auf, das Kind weinte und schrie dazu. — Draußen ging keine menschliche Seele vorüber, denn zur selben Stunde war Gottesdienst in der Dorfkirche.

Die Nachmittagssonne sah aus den Fenstern der letzten Hütte, rückwärts nach dem Kartoffelfelde zu, ein Weibergesicht mit rotgeweinten Augen herausschauen; mitten in der Stube starrten aus einem trotzigen bleichen Männerantlitz zwei matte Augen vor sich hin auf den Boden, das Kind auf seinem Polster in der Ecke war ruhig und still; um zwölf Uhr hatte ihm Annerl seinen Brei gekocht, sich aus der Tischlade ein Stück Schwarzbrot genommen, und mit dem kleinen Geschöpfe Mittag gehalten; das kleine Wesen war ganz verschüchtert und bei schlechtem Appetite, sie sprach ihm leise zu, bis es einschlief. Der Krüppel war nüchtern geblieben.

Sie hatten die Stunden über bisher kein Wort zu einander gesprochen. Jetzt ertönte ein kurzes Geläute, Annerl trat vom Fenster zurück.

„Jetzt gib den Schlüssel heraus."

„Wozu?"

„Ich will in den Segen gehen, versündige dich nicht mehr, als schon geschehen ist, und halte mich nicht auf."

„Gewiß gehst du in die Kirche?"

Sie verzog bitter den Mund: „Du weißt ja, daß das Amthaus heut nachmittag zu ist."

Er gab den Schlüssel.

Sie wollte das Kind nehmen.

„Laß das da."

Sie sah ihn ungewiß an.

„Laß es da, es soll ihm nichts geschehen, ich werde es schon hüten."

Sie zog das Tuch an sich und wandte sich zum Gehen.

„Wie heißt es denn?"

„Poldl."

Damit ging sie.

Achtes Kapitel.

Segen.

Der Krüppel war allein mit dem Kinde. Draußen war Sonntagsruhe, das Licht lag über allem, als wäre es ein ruhiger, tiefer See und die Erde der Grund, der Wind bewegte nur leise Blätter und Gras, daß sie in den Lichtwellen spiegelten und glänzten, das Lüftchen strich durch das offene Fenster, und Stäubchen tanzten in den langen Lichtstreifen, die in die Stube fielen. Leopold hatte seinen Stuhl in den Winkel gerückt, wo der Kleine lag und sah auf ihn herab, lange, aber das Kind schlief fort; der Invalide schlug Feuer, brannte seine Pfeife an und rauchte in kurzen, ruhigen Zügen, der Rauch kräuselte nach den tanzenden Stäubchen und wirbelte mit ihnen, ehe er zerstob; diesen Ringeln sah er eine Weile zu. Da surrte eine große, blaue Fliege zum Fenster herein und setzte sich auf das Brett, da saß sie einen Augenblick und schien darüber bedacht, wem sie wohl lästig fallen möchte; der Krüppel wollte sie hinausjagen und schlug nach ihr, aber die Fliege war behende und ihre Rache erfinderisch, sie flog ihm unter der Hand weg, hinab auf die rotgeschlafenen Bäckchen des Kindes, wo sie sich aber, vor Uebermut oder nachträglichen Schreckkrämpfen, auf dem Kopfe, wie ein Kreisel, drehte, was das Kind unter Geschrei erwachen machte.

„Nun, nun," sagte der Soldat, „sei nur ruhig, das vergeht gleich."

Er hob das Kind vom Boden in die Höhe und suchte es zu beschwichtigen, aber es gelang ihm durchaus nicht, das Kind schrie nach der Mutter und wollte von dem fremden Manne nichts wissen. Leopold bot alle Ueberredung auf, er erboste sich und schrie, das machte das Uebel nur ärger, nun sah er ein, daß das ganz vergeblich sei, daß er hübsch bei Vernunft bleiben müsse, da das Kind ja noch keine habe, und in stiller Verlegenheit schleppte er dasselbe zu dem Tische, setzte es auf denselben und sich davor hin und sang ihm Lieder vor; das hatte Erfolg.

„No gehn wir halt trinken
Und hupfen und springen
Und lachen und singen
Bis in die Fruah,
Du mein lustiger Bua!"

Dann kam der Jodler, er schlug Schnippchen dazu mit den Fingern und schwenkte die Pfeife, er hatte keine Ahnung davon, daß das wieder etwas zur Folge haben könnte, was die halberreichte Eintracht zu stören drohte. Das Kind hatte den Gesang sehr dankbar aufgenommen, aber wie er ihm die Pfeife vor dem Gesichte vorüberschwenkte, war das ein Gegenstand, der es ganz von der Aufmerksamkeit auf das Singen ablenkte, es griff hastig danach und faßte sie mit beiden Händchen an dem Rohre. Leopold wehrte sich um seine Pfeife, es war ihm bange, sie könnte dem Kinde entfallen, aber das zog mit einer Kraft daran, die er ihm gar nicht zugetraut, und er mußte, da er sie ungeschickt nur zwischen zwei Fingern hielt, lachend loslassen; das Kind zog die Pfeife an sich, aber der Kopf war brennend heiß, streifte es sich damit an den nackten Beinchen oder griff es mit der Hand danach, so verbrannte es sich, also mußte ihm Leopold das kaum errungene Gut abnehmen; darüber aber brach es in furchtbares Geschrei und Geweine aus.

„Nun, das wäre etwas gewesen," sagte er, „du hätt'st dich ja arg verbrannt, hätt'st noch mehr geweint, und viel' Tag' lang die Fleck' auf der Haut." Er warf dem Kinde den Tabaksbeutel hin, und da auch der ihm neu war, so legte es sich auf die Tischplatte hintenüber und spielte damit.

Er sah dem Kinde zu. „Wär' ich nicht gewesen," sagte er, „du hättest dich gewiß verbrannt, um und um wollt ihr gehütet sein."

Er dachte lange nach.

Die Pfeife war ausgeraucht, aber dem Kinde den Tabak wegzunehmen, um sich eine frische zu stopfen, getraute er sich nicht, so saß er, die Pfeifenspitze zwischen den Zähnen, und rauchte kalt. Besorgt sah er, wie die Schnüre des Beutels aufgingen und einzelne Tabaksstäubchen bereits auf das Kind herabfielen, das auf dem Rücken lag und die Blase in seinen kleinen Händchen gerade über dem Gesichte schwang und schüttelte, ... wenn ihm der Tabak in die Augen fiel..?!..

Herzlich froh war er, als er draußen Leute gehen sah, ein Zeichen, daß der „Segen" aus war, und als Annerl eintrat und das Kind aufjauchzend, als es derselben ansichtig wurde, den Tabaksbeutel auf die Erde fallen ließ.

Der Krüppel erzählte sein ganzes Leidwesen und seine Verlegenheit mit dem Kinde.

Annerl hörte ihm zu und sagte dann: „Ich hab' mir's gedacht, und hab' mich nach Haus geeilt." Man sah, das Lachen war ihr nahe, sie lachte aber nicht.

„Annerl," sagte der Bursche, „ich möchte gerne, du könntest das von vorhin vergessen, ich weiß es ohnehin nimmer, was du zu mir gesagt hast, weil mir's so siedig heiß zu Kopf stieg; ich bin halt jetzt so viel ein verlassener Mensch, und da thät' ich dich schön bitten, du möcht'st mir nix nachtrag'n."

„Nachtrag'n werd' ich dir nichts," sagte sie, „ich bin ja doch nur ein schwaches Weibsbild, was könnt' ich dir auch anhaben?"

„Ich mein's auch nicht so, ich mein', weil du aus der Kirche kommst, möcht'st versöhnlicher sein und mich nicht so hart anschau'n."

Die Dirne zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß, was du sagen willst," fuhr er fort. „Du meinst, es wär' schlecht von mir gewesen, das von vorhin, nun ja, dasselb' war es auch. Und so — so möcht' ich, es wär' kein' Red' mehr drüber."

„Ich red' ja nichts."

„Freilich nicht, freilich, weil dir um jedes Wort an mich leid wär', aber mußt halt eins ins andre nehmen. Wir haben all' zwei das Rauhe herausgekehrt, und das Kind ist dabei gewesen, ich möcht' mich jetzt völlig schämen vor ihm, ich werd' mich hüten und scheuen für künftighin mit jeder Red' vor dem Kleinen."

„Für künftighin? Du willst's also drauf ankommen lassen . . . ?!"

„Hör mich an, Annerl, laß mich ausreden, was ich zu sagen hab'. Das Kind disputiert kein Doktor mehr aus der Welt, ich hoff', auch unser Herrgott wird's nicht davon nehmen, denn es ist ein rechter Lehrmeister, so klein und hilflos wie's ist, wenn's auch weiter nichts lehrt, als daß die Großen gescheiter sein sollen; hätt' ich ihm die heiße Pfeife g'lassen, es hätt' sich unfein verbrannt."

„Hast du's auch notwendig gehabt, daß d' ihm eine brennende Pfeife zeigst?"

Hier zuckte ein wirkliches Lächeln über die Mundwinkel der jungen Mutter.

„Nein, das wohl gewiß nicht, aber sag selbst, ist eine brennende Pfeife alles, was man auf der Welt vor einem Kind verstecken und wovor man es verwarnen muß? Siehst, das hab' ich mir bedacht, und so möcht' ich mich halt derhalben ausreden. Du hast vorhin gefragt, ob ich's drauf ankommen lass', ich weiß, hast g'meint, daß man mich aus deiner Hütten austreibt so oder so? Nun thät' ich dir gern sagen, daß ich gar nicht herein will, wenn es dir nicht recht

ist, aber, daß ich's wohl drauf ankommen lassen möcht', daß die Leut' sich ins Mittel legen thäten und dir zureden, daß, was einmal schon ist, auch schicklich sein mag vor Gott und der Welt, denn wer kann's verhüten, daß das Kind einmal mir nachfragt, und ich möchte nicht, es heißet, es lieget die Schuld an mir und ich hätt' seine Mutter kein gut' Wort wert gehalten, — du wirst's auch nicht wollen, daß es anhören müßt', du habest seinen Vater ausgejagt, nur weil es ihm elend ergangen ist. Für dich bring' ich nicht viel ins Haus, aber fürs Kind doch, es ist ein Bub', und ich hab' in der Welt mein Teil erlebt, daß ich's schon führen und vermahnen kann zur Ehrlichkeit und zum Rechtschaffensein. Paar Groschen liegen auch beim Kreisgericht, viel wird's nicht sein, doch so viel, daß man was auf die Hütten wenden kann, damit die wieder eine neue Einquartierung aushält, und da — wenn es dir recht wär' — so weißt du jetzt alles."

Annerl lüpfte das Kind ein paarmal in die Höhe und schwieg.

„Daß ich euch nichts wegfressen werd', das geb' ich dir, wenn du willst, schriftlich, arbeiten will ich schon, wo sich's nur trifft, und eher hungern, als von dem Euern nehmen, ich möcht' mir solch' Lumperei nicht nachsagen lassen. Herkommen bin ich wie ein Wilder, das ist wahr, aber daran waren die Leut' schuld, die eins im Elend wie ein scheues Tier noch mehr verhetzen; das thut kein gut; in Wütigkeit zerstoßt sich eins nur selber den Kopf und die lachten noch dazu. Ich hab' mir's feiner ausgedacht, wir zwei haben's einmal in der Leut' Augen verscherzt, sie vermeinen, wir könnten gar nimmer anders und in uns sei kein Fleckel mehr gesund und heil; wir bessern an uns nur wenig mehr auf, aber da ist ein drittes und ich möcht' gern, daß der Poldl da, wenn er 'mal zur Größ' und Vernunft kommt, ihnen aufweist, daß wir doch ganz andere Leut' g'wesen sind, als sie uns nachgesagt haben, und daß er von uns nichts Uebles g'sehn und erfahr'n hat. So mein' halt ich, nun sag, was du meinst!"

„Halt das Kind ein wenig," sie gab ihm dasselbe auf den Arm, stand auf und ging an das Fenster.

Der Bursche saß lange mit dem Kinde, dann stand auch er auf und trat zu ihr hin, sie sah mit weit offenen starren Augen hinaus in das Abendrot, das über der Gegend lag.

„Du sagst gar nichts."

Da zuckte es über den zusammengepreßten Mund, die Augen schlossen sich, laut aufschluchzend verhüllte sie sich das Gesicht mit beiden Händen und über den ganzen Körper lief ein zitternder Krampf.

„Annerl — — ich werd' — — ich werd' morgen wiederkommen, dich fragen. Hörst du, sag nur, ob ich kommen darf."

Das Weib wandte sich nicht und nickte nur gegen die Scheibe, an der sie lehnte.

„So komm' ich morgen, Annerl, jetzt muß ich gehen, nun behüt dich Gott, gute Nacht."

„Gute Nacht."

„Aber du, den Poldl muß ich dir wohl dalassen, den kann ich nicht mit mir nehmen, den möcht's im Heu zu viel stechen, er ist ja sein Federpolster g'wohnt." Er setzte das Kind neben sie auf das Fensterbrett, und als ihr voller Arm den Kleinen umfing, da kräuselte es leicht wie ein glückliches Lächeln ihre Lippen, dann aber weinte sie stille fort, die Stirne an die Scheibe gedrückt, bis sich ein kleines weiches Pätschchen an ihre Wange legte; da fuhr sie rasch in die Höhe, trocknete sich die Thränen, lüpfte das Kind am Arme wie eine Feder, und begann ernst und gemessen in der heute vernachlässigten Stube herumzuschaffen, wobei ihr alles, was sie mit der einen freien Hand anfaßte, so leicht und gering vorkam.

Leopold hatte die Hütte verlassen, leise, wie einer, der einen Schlafenden aufzustören scheut, und schritt jetzt gegen das Dorf zu; er stelzte darauf los, daß ihn mancher, an dem er so vorüberhastete, von der Seite ansah; offenbar dachte er gar nicht an seinen Stelzfuß und glaubte, auf zwei

gesunden Beinen einherzulaufen. Heute bat er, ohne Bitterniß zu empfinden, einen Bauer um Unterstand für diese Nacht, und als der große „Poldl" im Heu lag, da dachte er lange an die letzte Hütte, und was wohl der kleine „Poldl" dort mache.

Der aber befand sich in einer sehr traurigen Zwangslage, er sollte nicht eher einschlafen dürfen, als bis er ein ihm neues Wort aussprechen gelernt, „Vater" sollte er sagen. Ein Vorteil für ihn war, daß es im ländlichen Idiome weicher „Voda" lautet, und ein anderer, daß Mütter keinen strengen Maßstab an die Leistungen ihrer Kinder legen.

„Voda," sagte die Mutter.

„Doda," sagte das Kind.

Und beide waren es zufrieden. Jetzt löschte die Mutter die Kerze; da sprang das Mondlicht mutwillig zum Fenster herein, dann kam der Schlaf und winkte leise den Traum herbei, und diese drei freundlichen Gäste blieben, bis der Morgen graute.

Neuntes Kapitel.

Kurz, aber nicht gut für ungeduldige Leser, denn es schlägt aus der Art, indem darin Hochzeit, aber noch kein Ende gemacht wird.

Seither mögen wohl sechs Wochen ins Land gegangen sein, was inzwischen geschehen, beschäftigte, solange es neu war, ganz Poitzendorf. Erst sah man Tag für Tag nach Feierabend den Krüppel nach der letzten Hütte wandern, die er immer wieder vor Schlafenszeit verließ, dann waren Leopold und Annerl beim Pfarrer und beim Bürgermeister gewesen, dann hörte man sie eines Sonntags das erste Mal in der Kirche als Brautleute verlesen, oder, wie es im Volksmunde hieß, „von der Kanzel werfen", man wußte des Verwunderns kein Ende und des Prophezeiens über den guten oder schlechten Ausgang solchen „Fürnehmens". Acht Tage

darauf beim zweiten sogenannten „Verkünden" fand man, daß es ja doch nur die beiden allein angehe, und das dritte Mal hörte schon keines mehr hin.

Dann konnte man eines schönen Tages von den wenigen Besuchern, welche der Frühgottesdienst zur Erntezeit hatte, hören, daß heut der „Stelzfußpoldl" mit der „Diebs-Annerl" in aller Stille Hochzeit gehalten.

Ganz früh waren die Brautleute schon ins Dorf gegangen, denn Leopold fürchtete sich gewaltig, daß sich die Leute zudrängen würden, um zu sehen, wie der „Eder-Leopold" Hochzeit mache, ganz anders, als er selbst gedacht hatte . . . ach, halt ja, ganz anders!

Das war die letzte Regung von früher. Als er sah, wie niemand beifiel, seinetwegen zeitiger aufzustehen, als er auch in der Kirche nur alte Mütterchen und sieche Greise fand, die bei der Trauung nur in den Stühlen sitzen blieben, weil sich's doch nicht schicken thät', unter so was „Heiligem" davon zu gehen, da blickte er nach seinem Stelzfuße hinunter und sagte sich, daß er ja nunmehr nicht der „Eder-Leopold", sondern der arme verachtete „Stelzfußpoldl" sei. — Die Zeit über, da sie in der Kirche bleiben mußten, hatten sie den kleinen Poldl seiner ehemaligen Pflegemutter, der Grundlhofliese, zur Bewahrung übergeben, auf dem Rückwege holten sie ihn bei derselben ab; ein Glückwunsch von dieser alten Frau, und hie und da das Zunicken einer freundlichen Dirne, die gerade auf einem Felde in der Nähe arbeitete, das waren die wenigen Zeichen der Beachtung, welche sie in ihrem neuen Stande fanden.

Ein paar Tage darauf holte Leopold sein Erbe, die „paar Groschen", aus der Kreisstadt. Ein neues Schindeldach, ein neuer Anwurf, welcher der bedenklichen Nacktheit der Mauer ein Ziel setzte, war alles, was die Inwohner des Dorfes erinnerte, daß da draußen in der letzten Hütte wieder ihrer drei geworden waren.

Schluß-Kapitel.

Welches weder ein Nachwort noch ein Anhang ist, sondern mit der Erzählung, wie Annerl ihren garstigen Rufnamen verlor, den wahrhaften Beschluß liefert.

So verging wieder eine kleine Weile, Leopold reute es nicht, Annerl geheiratet zu haben. Beide befanden sich wohl dabei, in Arbeit und Sorge einträchtig die Not abzuwehren, und sie blieben auch deren Meister; was den Mann verdroß, war, daß die Leute im Orte nach wie vor den Uebelnamen „Diebs-Annerl" beibehielten, obwohl sie nun sein Weib war, und er dachte, es könne ihr niemand etwas Schlimmes nachsagen.

Der Pfarrer des Ortes war ein sehr alter Herr, der aber noch immer rüstig seiner Wege ging, und wenn er gerade müde wurde, so sprach er da oder dort bei einem Bauer, der ein Beichtkind seines Sprengels war, ein, und war überall seiner Leutseligkeit halber gerne gesehen. Nun begab es sich eines Abends, daß den alten Seelsorger in der Nähe der letzten Hütte eine Müdigkeit befiel und er trat dort ein. Leopold war sehr erfreut, daß sich der Geistliche nicht scheute, bei so armen, verachteten Leuten, wie sie waren, gleichsam auf Besuch einzutreten.

Mittlerweile zogen schwarze, schwere Wolken über den Wetterwinkel herauf, der Pfarrer hatte schon eine Weile über besorgt und betrübt aufgeschaut, aber Leopold schrieb es der Furcht des alten Herrn zu, vom Wetter überrascht und bei ihnen gleichsam „eingeregnet" zu werden. Der Geistliche erhob sich, sagte, er dürfe wohl fortmachen, sonst sei das Wetter schneller wie er, obwohl er noch gut zu Fuße sei, aber die Wolken treibe der Wind, und mit dem halte er wohl nimmer Schritt. Er legte die Hand auf den Kopf des kleinen Poldl und ließ sie etwas länger da liegen, als es sonst seine Art bei anderen Kindern war, welchen er nur scherzend über den Scheitel fuhr; er blickte weg, als

ihm Annerl hastig den Aermel küßte, und schritt kopfschüttelnd vor Leopold, der ihn begleitete, hinaus. Er sah nach dem grauen Himmel, dann auf den Krüppel, der mit der Mütze in den Händen an seiner Seite stand.

„Eder," hob er an und legte die Rechte, wie mitleidig, mit einem sanften Druck auf den Arm des Angeredeten, „Eder . . ." Er hustete verlegen.

„Jesus," sagte der, „Hochwürden, ich merk', Ihr wollt nicht recht mit der Sprache heraus. Was habt's zu sagen?"

„Hm, scheint mir gar, es ist mir entfallen," sagte der alte Herr, „aber ich werd' mich gleich besinnen, wenn ich mit einer frischen Prise nachhelfe," dabei spitzte er die Finger der rechten Hand, welche er zuwartend von sich hielt, und fuhr mit der Linken in die Rocktasche — er brachte sie leer wieder zum Vorschein, — „aber meine silberne Dose ist weg."

Damit war er auch weg.

Der Krüppel sah ihm stier wie ein Wahnsinniger nach, dann stürzte er in die Hütte und warf sich wie verzweifelt auf einen Stuhl.

Annerl, welche sich am Herde zu schaffen machte, wandte sich nach ihm:

„Was hast denn?"

„Annerl," schrie er und schlug wie ein hilflos Ertrinkender die Arme von sich, „Annerl, um Jesu Christi willen, hast du des Pfarrers Dose?"

Das Weib wandte ihm den Rücken und rührte in dem brodelnden Topfe. — Draußen grollte der Donner und schwere Tropfen fielen.

Da regte es sich unter dem Bette, der kleine Poldl kroch hervor.

„Voda, schau!"

Er schob mit beiden Händchen einen Knäuel bunter, alter Lappen vor sich her, ein Zug unkindlicher Pfiffigkeit lag in seinem Gesichte, als er plötzlich den zerknitterten Wust auseinander faltete und eine silberne Dose daraus hervorschimmern ließ.

Der Mann fuhr vom Stuhle in die Höhe.

Ueber der Gegend lag aber jetzt das Gewitter. Blitz um Blitz leuchtete auf, der Donner krachte und grollte unaufhörlich und ein rasender Wind peitschte den Regen. Da raffte der Krüppel sein Kind vom Boden, preßte es an sich und stürzte mit ihm hinaus in das Unwetter.

„Poldl!" schrie das Weib und war hinter ihm her.

Wie gehetzt rannte der Mann mit dem Kinde dahin, immer hinter ihm, jetzt nur ein paar Schritte, dann wieder häuserweit ab, lief jammernd und schreiend das Weib, aber der Sturm verwehte, der Donner überdröhnte ihre Stimme, und immer vorwärts ging es im rauschenden, wildanprallenden Regen fort und fort ... zum Dorfe hinaus ... dem Weideplatze zu ... an den Büschen vorüber ...

Jetzt, jetzt mußte sie ihn erreichen, er wankte, in dem aufgeweichten Boden sank sein Stelzfuß ein und behinderte ihn im Laufen, jetzt war sie nahe, ganz nahe, sie konnte ihm das Kind entreißen ... Da machte der Krüppel einen unbeholfenen Satz, er taumelte an das alte verfallene Gemäuer ... „Laß uns, laß uns," schrie er, „was willst denn du?"

„Mein Kind!" kreischte das Weib, auf ihn zustürzend. „Hol's, von wohin du's noch bringst!"

Damit warf er das Kind über sich in das hohe Gras, das auf der ehemaligen Richtstätte wucherte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Weib kletterte an den zerbröckelten Steinen hinan, die ihr, naß und schlüpfrig, wie sie waren, das Ansteigen erschwerten; blutig geschunden an Armen und Beinen, aber mit dem Kinde, kehrte sie zurück. Mit gesenktem Haupte trat sie zu ihrem Manne, sie sagte kein Wort, sie schob ihren freien Arm unter den seinen, um ihn zu leiten, und er ließ sich, wie willenlos, davonführen.

Tags darauf ward der Pfarrer durch einen Nachbar Leopolds in die letzte Hütte gebeten. Er kam und fand Annerl fiebernd im Bette, den Vater und den Knaben aber wohl.

Er kam öfter, denn Annerl lag lange und schwer danieder, er tröstete daher abwechselnd, je nachdem der Tag für die Kranke war, einmal diese, einmal ihre bangen Pfleger; endlich aber fand er Annerl genesen und außer Bette, und da er hier als Seelenarzt, wie der Doktor, wegen eines Rückfalles außer Sorge war, so griff er in der Freude darüber nach seiner silbernen Dose und nahm andächtig eine Prise.

Das junge Weib war rot geworden, bat aber schnell, auch einmal schnupfen zu dürfen, und nahm sehr ernst ein paar Körnchen Tabak.

„Ob du niesest, Bäuerin, oder nicht niesest," sagte der Pfarrer, „so sag' ich: Helf Gott!"

„Und ich sag': Vergelt's Gott!"

Es ist sehr schwer, einen sogenannten Ruf- oder Spitznamen los zu werden, er bleibt einem meistens lebenslang anhängen, ja oft sagen sogar noch Grabsteine auf dem Dorfkirchhofe: Hier ruht der Bauer N. N., „genannt" so und so. Nur manchmal verliert sich ein Name, um einem bezeichnenderen Platz zu machen, oder er erlischt, wenn er eben gar nimmer zutrifft, und so erlosch die Jahre über der Name „Diebs-Annerl". Man kannte nunmehr nur die „Stelzfußpoldin", denn es ging ein gar rechtschaffen erzogener Junge im Orte herum, den alle Welt gern leiden mochte, und da hütete man die Zunge. Wer hätte es auch übers Herz gebracht und von seiner Mutter als „Diebs-Annerl" geredet?!

Eine Begegnung.

Genrebild aus dem österreichischen Bauernleben.

(1877.)

Zum dritten- und letztenmal riefen die Glocken zur Kirche, es war ein kurzes, raschabsetzendes Läuten, als wollte es besagen: jetzt eilt euch aber, es ist die höchste Zeit. Ich saß noch immer an einem Tische im Freien vor dem Wirtshause an der Straße und die Frau Wirtin, die unter der Thüre lehnte, sah mich darob bedenklich an, an meiner Stelle wäre sie nimmer dagesessen, aber sie mußte eben heim bleiben und das Haus hüten, und sie glaubte wohl, das am besten richten zu können, indem sie sich vor den Eingang stellte; es war auch wirklich kein Mensch denkbar, der ihr an Körperumfang so viel nachgegeben hätte, um neben ihr einzuschlüpfen.

Es war Sonntag, die Leute kamen in ihren Festtagskleidern wohl die Straße herauf, aber nicht an mir vorüber, denn die Kirche lag mitten im Orte, und da hatten sie es näher, wenn sie einen Feldweg einbogen; ich saß also ungestört unter dem tiefblauen, sonnigverklärten Himmel, vor mir das Glas mit funkelndklarem Wein, hinter mir, an der Mauer des Hauses, wo Kletten und Distelstauden hochaufgeschossen standen, trieb sich summendes und schwirrendes Insektengeschmeiß herum. Ich sonnte mich von außen und nach innen. Ich war der Natur gerade recht dankbar für mich und der Summchor hinter mir läutete und flirrte froh behaglich dazu.

Allerdings, wehe mir, wenn das Auge Gottes, das ich schon so oft in einem Dreieck über Hausthüren und an Dreifaltigkeitssäulen dräuen sah, nur halb so gestrenge auf mir ruhte, wie die Blicke der Frau Wirtin.

Ich Sünder hatte jedoch darauf nicht acht, sondern merkte zuvörderst, daß ich in stiller Selbstvergessenheit mein Glas geleert hatte, ich langte dasselbe nach der Wirtin hin, aber diese rührte sich nicht von der Stelle und sagte kurz: „Es ist ausgeläutet!"

Sie legte damit die fromme Absicht an den Tag, während des Gottesdienstes nichts einzuschenken. Ein anderer hätte vielleicht in Schimpf oder Lehr', je nach Temperament und Durstgefühl, das Weib aufzuklären versucht, ich aber kannte meine Leute besser, auf Worte eines ganz Fremden geben sie in der Regel nichts, er redet ihnen lange gut, und je länger er es macht, je verstockter werden sie; ich hätte wahrscheinlich für die Mühe keinen Wein weiter und den getrunkenen teuerer aufgerechnet bekommen.

Durch die Aussicht, nunmehr trocken dasitzen zu müssen, wurde meine innere Feiertagsstimmung getrübt und mein Dankgefühl gegen die Natur auf ein sehr bescheidenes Maß herabgestimmt. Ach, von welchen Kleinlichkeiten hängt oft der Wechsel unserer Anschauungen ab! Unsere Vorfahren fochten derlei kleine Widerwärtigkeiten weniger an, sie hatten leicht Optimisten und glaubensstark sein, es scheint, daß bei ihnen das Muskelsystem vorzüglich ausgebildet war, bei uns jedoch sind es die Nerven, und darum sind wir alle mehr oder weniger Pessimisten und zweifelsüchtiger Natur. O, welche in olympischer Ruhe verharrende Geschöpfe müßte ein Geschlecht geben, bei dem die Drüsen an die Reihe der Entwicklung kämen!

Ich schrieb diesen Gedanken in mein Notizbuch, denn aus Respekt vor meinem Genius fühle ich mich immer verpflichtet, derlei belehrsame und erheiternde Einfälle meinen Zeitgenossen nicht vorzuenthalten. Dann langte ich in meine Tasche, um zu zahlen; als ich aufblickte, kam auf dem Wege, der aus dem Dorfe führte, ein altes, kümmerliches Männchen einher getrippelt.

Trotz des Sommers trug der Alte eine gefütterte Mütze über den langen, weißen Haarflechten und darunter guckte

ein klein bißchen, braunes, gerunzeltes Gesicht aus den schneeigen, stachligen Barthaaren, die ihm bis über die halbe Wange wuchsen, gar seltsam hervor; am Leibe hatte er eine geflickte Joppe, darunter eine Weste, die erkennen ließ, daß er einmal beleibter gewesen, seine dünnen Beine staken in einer abgetragenen Kniehose, blauen, ausgewaschenen, schlotterigen Strümpfen und derben Schuhen. Er that sehr eilfertig, denn in der Rechten handhabte er einen Stock, mit dem er eifrig aufstapfte, er schien sich davon ein schnelleres Fortkommen zu versprechen, in Wahrheit aber wollte dieser dritte Fuß nicht mehr leisten, als die beiden andern.

Er war ganz nahe gekommen, als ihn die Wirtin anrief: „Nun, Martl*), nicht in der Kirche?"

„Nein, nein," antwortete der Alte. „Weiß es ja, wenn mich auch der liebe Herrgott nicht in der Kirche sieht, so hat er doch Vertrauen zu mir."

„Wohin denn?"

„Paar Groschen verdien' ich, die mir der Hubmeier gegeben hat, daß ich ihm hinüber geh' zum Zehentleitner fragen, ob der die braune Kuh will."

„Gibt sie ihm der Hubmeier jetzt?"

„Ja, wenn der Zehentleitner paar Gulden zulegt. Behüt Gott!"

„Behüt Gott!"

Ich warf mein Geld auf den Tisch, erhob mich und schloß mich ihm an, ich konnte wohl in keiner besseren Begleitung gehen, als der des Mannes, „zu dem Gott Vertrauen hatte".

„Nun, Vetter," sagte ich, an seine Seite tretend, „Ihr seid scharf auf Geld aus."

Städter und Landleute deutschen Stammes in Oesterreich „vettern" sich nämlich sehr häufig, so wie in Wien noch mancher kleine Geschäftsmann einen Kunden vertraulich als „Nachbar" anredet, obwohl dieser oft ein paar Gassen

*) Eine Abkürzung für Martin.

weiter wohnt, geschweige denn im selben Hause und Thür an Thür.

„Der Reiche mag's gewinnen, der Arme muß's verdienen," erwiderte der Vetter, dann sah er mich mißtrauisch an, rückte an der Mütze und sagte: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit," antwortete ich.

„Der Herr ist also kein Jud'?" sagte er. „Ich hab' schon gemeint, Er wär' einer, weil Er in keiner Kirche ist."

„Wenn ich's auch nicht so bestimmt weiß, und ob in allen Stücken, so glaub' ich doch, daß auch zu mir der Herrgott Vertrauen hat. Und, was dem einen recht, das ist dem andern billig, Ihr werdet doch nicht allein unsers Herrgotts Vertrauensmann sein wollen, Vetter?"

Er lachte. „Beileib', alle braven, rechtschaffenen Leut' sind's. Alle braven, rechtschaffenen Leut'," wiederholte er bekräftigend. „Die mag unser Herrgott an der Hand leiten oder frei laufen lassen, er hat sich von ihnen nichts Uebles zu versehen, halt auf die Schlechten braucht's ein Aufschauen, daß er mit denen auskommt."

„Daß er mit ihnen auskommt? Darum sorge Er doch nicht, er hat ja die Macht."

„Und die Herrlichkeit, — seid Ihr vielleicht ein Protestant?"

Ich versicherte ihm, ich sei ein ebenso guter Katholik, wie er, verlangte mir's auch nicht besser, als Sonntags hinter die Kirche über Feld zu gehen und dafür noch ein paar Groschen in den Sack zu bekommen.

Er lachte, denn Spaß bleibt immer Spaß — unter Leuten von gleicher Konfession!

Dann schüttelte er den Kopf. „Die Macht, habt Ihr vorhin gesagt, Ihr meint zum Dazwischenfahren und Dareinwettern? Schaut, mein lieber Herr, Herr" — er sagte so, weil er meinen Namen nicht wußte, offenbar schien es ihm unschicksam und unnütz, danach zu fragen, da er nicht für neugierig gelten wollte und wußte, daß er ihn nicht be-

halte. — „Schaut, mein lieber Herr, Herr, Ihr seid vielleicht gestudiert und ich vermag nicht anders zu reden, als ich's eben versteh', das müßt Ihr mir halt nicht für übel nehmen. Ich denk', weil man den lieben Gott den Himmelvater nennt, so wird er wohl wie ein Vater zu allen sein, und es hat doch schon unsereines auch mit ungeratenen Kindern ein Nachsehen. Kommt vor, daß man wohl gar noch heiklicher mit ihnen umgeht, und nicht anders hält es der Herrgott mit uns, ich bin mir lang genug auf der Welt, daß ich weiß, was in ihr geschieht. Ich hab' das selber erlebt. Ja, ja, lieber Herr."

„Erlebt?"

„Ja, und nicht nur aus fremder Leut' Schickungen ersehen, selber erlebt! Schaut da ein wenig nach der linken Seite, was Ihr seht."

„Ein großes Bauerngut liegt dort auf der Anhöh'."

„Ja, es ist ein großes Bauerngut, die Felder, wie sie da herunter nach der Straße zu liegen, und der schlagbare Wald dahinter, so weit Ihr den grünen Streif seht, gehört alles zusammen. Früher waren zwei Brüder zu gleichen Teilen darauf, jetzt ist der eine alleiniger Eigner und der andere nicht viel besser daran als ein Bettler und muß in seinen alten Tagen den Leuten für ein paar Groschen Botengäng' machen." Er atmete schwer und der Stock zitterte ihm in den Händen. „Ja, ja, lieber Herr, schaut mich nur groß an, es ist schon richtig, wenn Ihr Euch denkt, es ist mein leiblicher Bruder, der dort oben sitzt und mich aus dem Elternhaus ausgetrieben hat.

„Nehmt es nicht dafür auf, daß ich red', um ihm etwas Uebles nachzusagen, er war immer ein guter Wirtschafter, aber er hat kein Herz gehabt. Schon als kleiner Bub' nicht. Er hat sich mögen mit Käfern spielen, sie an einem Bindfaden fliegen lassen, oder vor einem Stück Holz einspannen, und wenn er stund'lang mit ihnen seinen Spaß gehabt, so hat er sie danach an der Erd' zertreten, nicht anders, als wären es Kirschkerne und kein Leben und Empfinden in

ihnen. Ich vermag keinem Geschöpf Gottes ein Leid anzuthun."

Er bethätigte das auch sogleich. Ein Hirschkäfer, auch Weinschröter genannt, kroch über den Weg. Der Alte blieb stehen, um ihn nicht zu zertreten, und schleuderte mit dem Stocke das Tier zur Seite, daß es an einem der nächsten Bäume dumpf aufklatschte und zappelnd ins Moos fiel; hätte es Sprache besessen, es hätte sicher geflucht.

Mein Begleiter fuhr fort: „Als mannbarer Bursch hat mein Bruder mancher Dirn' da in der Gegend Lug und Trug vorgespiegelt, ich hab' mir dagegen in aller Ehrbarkeit eine gefunden, die mir zum Weib' getaugt hätt', Katharin' hat sie geheißen, ihre Eltern waren es zufrieden und soweit wär' alles in Richtigkeit gewesen. Mein Bruder hat als zukünftiger Schwager auch in das Haus dürfen, von dem man ihn sonst vielleicht ferngehalten hätt', es hat ausgesehen, als wollt' er dort mit Zeit und Weil recht heimlich werden, es ist aber darüber nur gelacht worden, denn für ihn war die Stellung vor der Thür. Mich als den ältern hat nämlich der Vater vom Militär losgekauft, was damals noch gegangen ist, wo aber mehr' Söhn' im Haus waren, haben die jüngern die Aussicht gehabt — trum, trum, trum, — hinterm Kalbfell zu marschieren. Das Losen war zur Zeit auch noch im Brauch, und wie mein Bruder zur Abstellung geht, trifft er so ein' unmenschlich hohe Nummer, daß die Reih' gar nit an ihn 'kommen ist. Für ein Jahr war er frei, aus der ersten Altersklass' heraus, Krieg war keiner in Aussicht, so hat er sich wohl auf sein gut' Glück verlassen und etwas darauf hin unternehmen können, er hat's auch gethan und zuweg gebracht hat er's; die Kathrin' war mir auf einmal abwendig und ihm zugethan mit Leib und Seel'. Gesehen hab' ich's, aber hören wollt' ich's auch. Ich denk' es noch, wie er mit ihr vor mich hingetreten ist und angehoben hat: ‚Bruder, du weißt es ohnehin, wie es ist' ... dabei hat er sie mit der Rechten an sich gezogen und obwohl sie geschämig kein Aug' vom Boden gebracht, hat sie es doch

nicht lassen können, daß sie selben Arm aufstemmt und ihre Finger in die seinen häkelt. O, lieber Herr, das ist nicht anders, als man brennt eines mit heißem Eisen auf der Haut, wenngleich es verheilt, bleibt doch ein Merkzeichen für die ganze Lebenszeit. — Der Wirtschaft halber hab' ich nicht ohne Weib sein können, so hab' ich mir halt eines genommen, wie gerad zu haben war. Meine Alte — Gott hab' sie selig — ist nicht besser, noch schlechter gewesen, wie die andern; Gott vergelt ihnen alles Gute, das sie uns anthun, und verzeih alles Ueble, was sie mehr aus Unüberlegtheit, wie aus Bosheit stiften.

„Ich vergess' nicht, wie einmal der Görg, so hat mein Bruder geheißen, zu mir gesagt hat: ‚Du verträgst dich ja recht gut mit der Deinen, magst auch zufrieden sein, wie sich für einen schickt, der nicht daran denkt, die Leiter anzusetzen, und nimmt, was der Wind vom Baum beutelt; mich vermöcht' so eine, wo zwölf auf das Dutzend gehen, nicht zu halten, ich brauch' was Besonders!'

„Und das hat er auch an der Kathrin' gehabt, sie ist nicht nur reicher gewesen, sie war auch schöner und gescheiter wie die andern; die hat's schon vermocht, ihn zu halten, daß er lieber heim, als irgendwo um die Wege war, und das war gut für ihn und vielleicht auch für andere, weil immer gut ist, wenn Anfechtung den Weibsleuten erspart bleibt, denn, lieber Herr, sie vertragen davon nicht viel.

„Damit Ihr Euch auskennt in dem, was ich weiter erzähl', muß ich wohl voreh' sagen, wie das große Gut zusammengekommen ist. Noch unserm Großvater hat kaum der dritte Teil davon gehört, der mehrere war fremdes Anwesen und hat bis auf meines Bruders Zeit nach den früheren Eignern das Hebergerische geheißen. In unserer Familie waren allzeit gute Wirtschafter und Sparer, die Hebergerischen Leut' waren dagegen immer liederlich und unwirtsam, jeden von uns erübrigten Groschen haben sie zu leihen genommen, und wie denn der letzte von ihnen seine Sach' hat unter den Hammer bringen müssen, da war unser Großvater der

Hauptgläubiger und hat leicht das ganze große Gut erwerben können; so hat die magere Kuh nach und nach die fette aufgefressen. Man sagt wohl auch, er hätt' selber die Gelegenheit dazu gemacht und herbeigeführt, ich weiß es nicht, aber mag wohl sein, wenn ich denk', wie mein Bruder ist, von dem es heißt, der wär' ihm ganz nachgeraten.

„Der Großvater war nämlich ganz anders geartet wie seine zwei Söhn', unser Vater und unser Oheim, die sind recht duldsame Leut' gewesen, freilich hat sich auch keiner mucken dürfen. Der Oheim war von Kind auf siech und hinfällig, für den hat sich kein Weib gefunden, aber der Vater hat schon lang geheiratet gehabt, ich und mein Bruder waren schon auf der Welt, und noch hat der Alte nicht daran gedacht, daß er sich in die Ruh' setzt und seine Sach' seinen Kindern übergibt, dazu war er viel zu herrisch; hat er gesagt, so schaut ein Ding' aus, so hat es keinem anders vorkommen dürfen, und hat er braun schwarz geheißen, so ist's dabei geblieben. Wie er das Gut auf den jetzigen Stand gebracht hat, hat er Feld und Wald in zwei gleiche Teil' geschieden, den Gartenzaun vom alten Gütel so weit auf das Hebergerische hinübergerückt, daß auch Grund und Boden um die beiden Hütten gleichteilig war, und jeder der Söhn' hat seinen zugewiesenen Teil betreuen müssen, er aber ist Herr über das Ganze geblieben bis an seinen Tod. Die Teilung ist aber nicht grundbücherlich eingetragen worden, weil noch vor ihm des Vaters Bruder gestorben und alles an unseren Vater gefallen ist; der hat mich auf das Stammanwesen, den Bruder auf das Hebergerische gesetzt und es nicht anders gehalten wie der Großvater, ist auch so alt geworden, über fünfundachtzig. Kurz nach der Zeit, wo sie meinen eigenen und meines Bruders Buben zum Militär genommen haben, denn neuzeit gibt es kein Loskaufen, ist er gestorben und hat in sein Testament geschrieben, daß mir das alte Gut, meinem Bruder das Hebergerische gehören soll.

„O Herr, er hat's nicht gedacht, er hat es gar nicht denken können, wohin das führen soll! Noch ist kein Gras

auf Vaters Grab gewachsen, so kommt einmal abends mein Bruder an den Zaun, der beide Höf' scheidet, er hat die Pfeif' im Mund gehabt, lehnt sich über und sagt: ‚Guten Abend, Martl! Magst nur bald den Gattern da an seine alte Stell' zurückrücken.‘ Ich lach' darauf und sag': ‚Das werd' ich bleiben lassen.‘ Sagt er wieder: ‚Du wirst es schon thun. Laß nur auch deine Knecht' vom Wald wegbleiben und schick sie mir nicht auf Felder, die zum Hebergischen Anwesen gehören.‘ — ‚Du spaßiger Ding,‘ sag' ich, ‚was rauchst denn du heut für Tabak, der dir so gut die Grillen vertreibt und dich lustig macht?‘ — ‚Drei König,‘ sagt er und spuckt aus. ‚Aber der Tabak bringt mich nicht auf Späß', ich meine es völlig ernst, das Hebergerische Gut gehört mein.‘ — ‚Das ist doch geteilt,‘ sag' ich zu ihm. Da richtet er sich vor mir auf, so lang und breit er war, und fragt: ‚Wo steht denn das aufgeschrieben? Weder im Grundbuch ist es vorgemerkt, noch in des Vaters Testament angeordnet. Haben der Großvater und der Vater Zäun' versetzt und Grund und Boden an andere zur Nutznießung überlassen, so ist ihnen das, als den früheren Eignern, zugestanden, und wenn es mir, als dem jetzigen, nicht taugt, so kann ich alles wieder in alten Stand setzen.‘ Ich bin nicht wenig erschrocken, wie ich gemerkt hab', daß er's so ernstlich anfaßt, und hab' mich aufs Bitten verlegt und ihm zugeredet, er möcht' doch nicht so an mir, seinem leiblichen Bruder handeln, er aber hat darauf kurzweg gesagt: ‚Wenn du meinst, es geschieht dir Unrecht, so geh in die Gerichte.‘

„Obwohl ich verbittert war und das Gefühl gehabt hab', es geschäh' mir ein Unrecht, das alle Welt einsehen müßt', so ist es mir doch hart angekommen, gegen den eigenen Bruder Prozeß zu führen, aber ich hab' geglaubt, ich wär' es meinem Weib und Kind schuldig. Hätt' ich voraus gewußt, wie es bald darauf hat kommen sollen, ich hätt' es ebensogut sein lassen können! So haben wir denn eine Weile prozessiert und viel gutes Geld dafür hinausgegeben, die Entscheidung ist vor der Thür gestanden, da ist ein Tag

gekommen — o lieber Herr, wie nie kein Mensch einen zweiten zu ertragen vermöcht'! Kriegszeit ist damal gewesen, unsere beiden Buben sind im Feld gestanden, und auf einmal hat sich im Dorf das Gered' verbreitet, einer davon wär' gefallen. Welcher? Keines hat's zu sagen gewußt. Wie mich aber der Bürgermeister aufs Amt hat bescheiden lassen, da hab' ich schon an dem erbarmhaften Gesicht von dem Gemeindeboten gemerkt, wieviel es geschlagen hat, und bin mit zitternden Knieen hin, mir für ganz sicher und gewiß sagen zu lassen, was ich mir selbst nicht hab' eingestehen wollen, daß ich es schon weiß. Das war meine erste Leidensstation. Und wie ich heimkomm', liegt mein Weib, krank vor Erschrecken, eben war Nachricht eingetroffen, wir hätten den Prozeß gegen den Bruder in letzter Instanz verloren. Herr, wie mir war, wie ich dem Weib gegenüber gestanden bin, das gemeint hat, ich wein' allein um unser Hab und Gut, während es ja mehr unserem Einzigen, unserer letzten Stütze gegolten hat! O Herr, so was läßt sich nur verwinden, wenn man sich den vor Augen hält, der seine vierzehn Stationen bis ans Kreuz gegangen."

Der alte Mann trocknete sich die Augen, nach einer Weile fuhr er fort: „Das Restel, was ich noch zu sagen hab', ist kurz. Das kleine Gütel, das mir verblieben wär', ist ganz auf die Prozeßkosten daraufgegangen, mein Bruder hat es erstanden, das Elternhaus hat er doch nicht wollen in fremder Leut' Händ' kommen lassen, auch war ihm wohl darum, das Ganze beisammen zu halten. Von dem Erstandgeld sind über die Prozeßkosten ein paar Gulden geblieben, gerad genug, daß ich dafür im Dorfe eine kleinwinzige Hütte hab' kaufen können, um darin mit meiner Alten zu wohnen; die hat der Jammer hart angegriffen, es hat nicht lang gedauert, so war ich allein.

„Wie Ihr Euch denken könnt, lieber Herr, war kein kleines Geschrei unter den Leuten, wie mir mein Bruder so mitgespielt hat. Aber wie es damit schon bestellt ist, anfangs hätt' man meinen können, der Görg sei auf keinem Schritt

außer Haus mehr sicher, dann haben sie mir die übelsten Nachrichten angedichtet, gleichsam als hätt' ich die ausgesagt, — daher mag wohl kommen, daß sich die Schwägerin Kathrin' kein klein bissel um uns angenommen hat, — und schließlich, wie wir so für alle Zeit und Ewigkeit miteinander zertragen waren, sind die Leut' Schimpfens und Scheltens müd' gewesen. Bald war man mich herunten im Ort und meinen Bruder oben auf dem Anwesen gewöhnt, und heut schon gilt's so als zur Ordnung gehörig, fragt keiner, ob es schön oder wild, recht oder unrecht ist.

„Viele haben freilich den Kopf gebeutelt zu so ungleichem Spiel, wo der eine alles gewinnt und der andere alles verliert, auch mir hat es anfangs nicht in den Sinn wollen, warum unser Herrgott den Görg so verhätschelt und mich in den Winkel stellt. Aber seht, lieber Herr, trotz allem, was er mir auferlegt hat, hat er sich nicht in mir geirrt, obwohl ich so arm bin wie eine Kirchenmaus, denk' ich nicht daran, mir unrechterweis' nur einen Groschen anzueignen, und wie hart auch mein Bruder gegen mich gewesen ist, wünsch' ich mir keine Gelegenheit, ihm heimzuzahlen. Er hat nachderhand geäußert, ihn hätt' an meiner Statt der Unglückstag nicht treffen dürfen, wär' sein Prozeß verspielt und sein Bub' tot gewesen, er hätt' mir den meinen erschlagen und eh' Wald und Haus angezündet, als sie übergeben. Das ist wohl nur eine wüste Red' hintennach gewesen, aber wer, der ihn kennt, wie ich, vermöcht' zu sagen, was aus ihm geworden wär', hätt' es ihn auch nur halb so rauh angefaßt?! So hat ihn eine gnädige Schickung auf das reichste Anwesen in der Gegend gesetzt, ihm Weib und Kind erhalten und Enkel dazu geschenkt, und nun gibt er sich zufrieden und hält Ruh'!

„Dort überm Feldweg liegt des Zehentleitners Hütte, da muß ich jetzt hinüber. Behüt Gott! Ja, ja, mein lieber Herr, es scheint völlig, Gott nimmt das Glück der guten Menschen und legt es den schlechten zu, damit die weniger Ursach' haben, arg zu sein."

Laut schmetternd fährt der Postwagen die Straße dahin, als wollte er die klare Nacht aus ihrer Ruhe schrecken, was ihm aber nur bei seinen eigenen, über die beschwerliche Nachtfahrt eingeduselten Passagieren gelingt, die einen halbwachen Blick in die dunkle Nachtlandschaft werfen, über welcher die ewigen Sterne selbst flunkernd und flinkernd einzunicken schienen; zwei Häuschen liegen an der Straße, das eine, nachtschwarz, hebt sich eckig und dunkel in der Luft ab, das andere läßt ein dämmernd durchscheinendes Fenster sehen — als ob hinter seinen Scheiben ein geweckes Gewissen nachtlichtere oder ein Leben flackernd ausbrenne.

Dieses Haus, dessen Bewohner wohl oder übel zur Stunde des Schlafes wachten, es hob seinen Dachfirst wie im Hochmut bis zu den Giebeln der Schornsteine der Nachbarhütte, die sich, wie in unkräftiger Ohnmacht, an die Mauer des größeren Gebäudes geklebt und gelehnt hatte.

Wohnte Ruhe in der armen Hütte und war Sorge in der reicheren eingekehret? — Sehen wir uns in beiden um. — Das Licht, das in der Stube des größeren Häuschens brennt, es ist, wie wir recht geraten haben, ein flackerndes Nachtlicht; wie käme ein Bauer dazu, ein Nachtlicht zu brennen, wenn nicht die Nacht zu durchwachen wäre? Das zeigen ja schon die nächsten Gegenstände, die um das Licht

herum, in dessen zweifelhaft dämmernden Rändern, in dem Schatten des Glases selbst stehen — es sind Arzneiflaschen und Tiegel, Wasser und Waschbecken. In dem Bette, an das man das Tischchen mit den obigen Gegenständen gerückt hat, liegt eine männliche Gestalt, aber man könnte fast behaupten, ein altes Weib mit einem Bart, so weibisch, greinig und brummig sieht dies Antlitz selbst in dem kurzen Schlummer aus, dem der Kranke für eine Weile Erholung dankt.

Neben dem Bette zu Füßen des Kranken sitzt ein junges dralles Bauernweibchen, und sucht sich den Schlaf von den Augen zu halten, indem es über die früheren und jetzigen Beziehungen zu dem Kranken ernstlich nachdenkt. Vor uns, alt, krank, liegt der reiche „Kagerbauer", ihm gehört die Hütte, ihm, so weit du von der Hütte sehen magst, nach dem nächsten Bache die vielen Felder und Wiesen, die er nur von Taglöhnern unter seiner krittlichen Aufsicht bearbeiten läßt, während er sonst kein Gesinde um sich duldet und nur einen Hund unterhält, ihm gehört endlich das Häufchen blanker Thaler in der eisernen Truhe unter dem Bette, auf welche eben das Weibchen die Füße stemmt, ohne zu denken, daß sie den Schatz des geizigen Alten mit Füßen tritt. Früh war sie in das Haus des Kagerbauers gekommen, sie war eine entfernte Anverwandte von ihm, früh verwaist, ward sie ihm von sorgsamen Freunden gleichsam hinaufdisputiert und er nahm sie auf; ihm verdankte sie nichts als eine recht traurig verlebte Kindheit, und als sie zur schmucken Dirne herangereift war, da war's ein anderes, das sie ebenso bitter berühren mußte als die Gleichgültigkeit des Alten gegen ihre kindlichen Freuden und Leiden, die Strenge gegen kindliche Ungeduld und Uebermut — es war seine Liebe.

Ja, der Alte, grämlicher Witwer seit Jahren, hatte in dem steten Umgang mit der schmucken Liese sich allerlei in den Kopf gesetzt, was nicht wohl wieder heraus wollte — es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, aber wenn zwei

Menschen immer zusammen sein müssen, die sich nicht vertragen mögen, noch können, ja nicht einmal sollen, das ist fast noch schlimmer.

Die Liebe eines alten Mannes zu einem jungen Mädel ist nicht viel wert, sag einer dagegen, was er wolle, es ist kein heilig' Feuer mehr, dazu ist's zu ausgebrannt im alten Herzen, es ist glühende Kohle, und das geht bald ab. Liese ließ sich's nicht träumen, wohnte doch in der armen Hütte nebenan der arme, rechtliche, überall gern gesehene Hanns, der „Rainbauer-Hanns", wie er hieß, denn das meiste, was er besaß von Gründen, waren die Feldraine, die nicht zu bebauen waren, und was sie einschlossen, es war wenig, sehr wenig, doch hatte er eine treue Hand, ein gutes Herz, und da er selbst leutselig war, so kam's, daß ihn keiner im Ort fallen lassen mochte, keiner mochte ihm nachgehen mit etwas Ueblem; er war gern gelitten und gesehen, und ach, nur zu gern von der Liesel.

Hei, was es für Donnerwetter gab, als dem Alten das Licht aufging über den Punkt, daß ihm die alten Augen überliefen!

„Nun, so nimm den Schlucker, den Nichtsnutz" — schrie er, als er sah, daß für ihn gar nichts mehr zu hoffen sei — „nimm ihn; verhungert meinetwegen, aber dem Kagerbauer kommt nicht um eine trockene Brotrinde, denn geben würde er sie euch nicht. Merkt's!"

Und sie merkten sich's! sie heirateten, sie hatten Raum immer genug in dem kleinen Häuschen und sie kamen nie dem Kagerbauer — nie — auch nicht um eine trockene Brotrinde, diese hatten sie wenigstens bisher immer gehabt, wenn sie auch sonst nichts gehabt hätten.

Walt's Gott! So ist's gewesen und geblieben viele Jahre. Der Kagerbauer hat Jahr' durch sich um seine Nachbarsleut' im guten nicht gekümmert und diese auch nicht um ihn, er hätte es ihnen auch nicht Dank gewußt.

Er dagegen hat sie verfolgt und ihnen weh gethan, wie er konnte und wo er konnte; gab es wo ein Acker-

„Was," rief Hanns, „wenn der Doktor verabsäumt würde, ist's vorbei mit ihm?" —

„Gewiß, spute dich, Hanns!"

Liesel schloß drüben das Fenster und Hanns blieb in der Thürschwelle stehen.

„Sei kein Narr," sagte er zu sich, „wodurch hat's der Alte um uns verdient? Jetzt sollst du den Boten spielen, eine Stund' weit nach dem Doktor rennen, der kuriert ihn sicher, wenn er kommt, der Alte fordert sein Büchel zurück und — das alte Elend, die alte Not ist wieder am Ort. — Denk, du könntest jetzt nicht gehen, wärest lahm . . . dann müßtest du's der Liesel sagen . . . aber wenn du dich verspätest, du darfst bloß den Arzt nicht treffen — und — die Sache liegt auf, wie ein Spiel Karten, sei kein Narr!"

Mittlerweile hatte sich Hanns angekleidet und zögernd trat er aus der Thür des Hauses.

„Langsam," sagte er, „hübsch einen Fuß vor den andern gesetzt, sollt' es zu spät sein, so ist's Gottes Wille, ich kann nicht meine eigene Gesundheit opfern."

Damit war er bis an die Scheiben des Nachbarhauses gelangt und sah durch diese in die Krankenstube, er sah, wie Liesel sich des Kranken erwehrte, der aus dem Bette zu wollen schien — er hörte, wie der Kagerbauer bat: „Laßt mich nicht sterben! Ich bitt' euch! Noch wär's zu früh!"

„Noch wär's zu früh!" schlug es zündend in das Gewissen des Hanns.

„Nein, Kagerbauer," bat und beschwor Liesel den Aufgeregten, „wir lassen Euch ja doch nicht sterben. Der Hanns ist schon nach dem Doktor. Ihr müßt wieder gesund werden!"

„Gesund werden," lächelte der Kranke, „gesund — und wieder Luft und Vogelsang . . ."

Das Weitere hörte Hanns nimmer, in eiligen Sätzen hatte er längst die Straße vor dem Hause hinter sich gelegt und war querfeldein gerannt.

Hanns, sei kein Narr!

Hanns war aber ein Narr, denn wer um sich nichts frug, war Hanns, und kaum drei Viertelstunden später hielt das im Dorfe wohlbekannte Wägelchen des Doktors vor dem Häuschen. Die Nacht verging. Kagerbauer schlief ruhig dem neuen Tage und der Genesung entgegen. An seinem Bette saß wieder Liesel, und Hanns trat ruhig an den Herd seiner Hütte, er schichtete das Holz, machte Feuer, und als dieses emporloderte, setzte er das Frühstück zu, indem fiel sein Blick auf das Büchlein, das er vorigen Abend in Händen gehabt, er faßte es und sagte: „Du bübischer Fetzen Papier, du sollst keinen ehrlichen Christmenschen mehr in Versuchung führen!"

In fünf Minuten war von dem Büchlein nur ein Häufchen Asche mehr zu sehen, das im Hauch der Flammen hin und her wehte.

Paar Tage vergingen nach den erzählten Ereignissen, in Kagerbauers Stube stand der Doktor und strich das Honorar für seine Visiten ein; der Bauer, das wußte er, gäbe ihm auch keinen Heller darüber.

„Nun Gott befohlen!" sagte der Doktor, ein freundlicher, alter Herr, nachdem er den Geldbetrag in der ziemlich geräumigen Westentasche untergebracht. „Nun, Kagerbauer, wie ist's, was werdet Ihr denn euern braven Nachbarsleuten für die getreuliche Pflege und Wartung — das muß ich als Arzt anerkennend sagen — für einen Lohn geben?"

„Haben sie Euch vielleicht beauftragt, das auszumachen?" fragte bissig der Kagerbauer.

„Gott bewahre, ich habe mit den Leutchen keine Silbe davon gesprochen, ich denk' nur, sie sind arm und könnten's wohl brauchen."

„Nun, dann schert Euch auch nicht weiter drum, Doktor, das ist nicht Eueres Amtes. Gott befohlen."

„Ei, ei, thut's mir doch fast leid, daß ich Euch wieder auf die Beine geholfen habe, Ihr seid der alte geblieben,

ich dachte, die Krankheit würde Euch ein wenig mürbe machen."

„Hat's auch gethan, Doktor," sagte gutmütiger der Kagerbauer, als man es sonst von ihm gewohnt war, „werdet's schon merken."

„Nun gut," sagte der Doktor und drückte den Hut in die Stirne.

„Glaubt's nur — nun ganz ein anderer sein, als er ist — das kann keiner, selbst der Eine nicht, unser Herrgott," sagte Kagerbauer und reichte die breite Hand dem Doktor zum Abschied.

Der sah ihn erstaunt an, drückte die dargebotene Rechte, und meinte lächelnd:

„Thut das möglichste, es wird nicht zum Schaden sein."

Damit ging er.

Kagerbauer aber, der diesen Tag das erste Mal aufgestanden, schlich sich vorsichtig zur Thür hinaus und trat bei den Nachbarsleuten ein; er ward mit lautem Jubel empfangen, hatten sie doch mitgeholfen, ihn herzustellen.

„Kinder," sagte er, „ich dank' euch recht, ich weiß, ihr seid arm und werdet gern etwas von mir nehmen, denn umsonst plagt sich der arme Mensch nicht gern."

„Aber Kagerbauer," sagte Liesel.

„Umsonst plagt sich der Arme nicht gern, das ist wahr," sagte Hanns, „wenn es drauf ankommt, daß er was schafft und betreibt, was ihn erhalten soll und nähren. Was das betrifft, was wir an Euch gethan . . ."

„So thut's weh, Euch so reden zu hören," ergänzte Liesel.

„Denn glaubt's und heißt uns dann in Gottes Namen hochmütig, aber" — fuhr Hanns fort — „das ist nicht zahlhaft."

„Weißt, Hanns," sagte Kagerbauer, indem eine flüchtige Röte ihm ins Gesicht stieg, „ich denk', du bist ein kreuzbraver Mann."

„Na und ich?“ lachte Liesel.

„Ein kreuzbraves Weib,“ sagte Kagerbauer, auf den Scherz eingehend. „Aber Hanns,“ fuhr er, ernst werdend, fort, „ich mein' nur, du hast recht, was ihr an mir gethan, ist nicht zahlhaft.“

Ein warmer, offener Blick von Hanns fiel hier auf den Sprecher.

„Vergelt's Gott,“ sagte er, „die Reichen denken von den Armen nicht immer so billig.“

„Aber,“ fuhr Kagerbauer fort, „ich weiß dann nicht, wie ich's euch merken lassen soll, daß ich alles erkenne, was ihr gethan. Offen 'raus, wir haben uns sonst vor Zeit nie gar zu gern gehabt.“

Hanns schmunzelte. Liesel meinte aber schmollend: „An uns hat's nicht gelegen.“

„Ich weiß,“ sagte Kagerbauer, „an mir! Hätt' ich mich früher um euch umgesehen, hättet ihr's auch gethan. Nun, Menschenlieb' habt ihr mir genug erwiesen, das steht fest, und ich möcht' euch gern eine Freude machen, so daß die Sache auch in den Augen der Welt abgemacht ist. Hanns, ich denk', fürs erste hebst du dir das gewisse Büchel auf — immer ist es ein artiges Geld und es kann unverhofft einmal kommen.“

Hanns fuhr mit dem Handrücken verlegen und verwirrt über die Stirne.

Der Kagerbauer aber fuhr fort: „Die Polizze bleibt in euren Händen und ich zahle alle Jahr meinen Betrag ein.“

„Das werdet ihr nicht nötig haben,“ platzte Hanns heraus.

„Warum nicht?“ fragte Kagerbauer höchlich überrascht.

„Weil — weil — nun, Ihr wolltet uns die Polizze schenken, uns gehört sie einmal, wir sind also jedenfalls quitt — ich habe sie verbrannt.“

„Du?!“ stieß Liesel erschrocken heraus.

„Verbrannt!“ machte entsetzt der Kagerbauer, dann schöpfte er tief Atem, sah Hanns lange verwundert an, schlug dann

mit geballter Faust auf den Tisch und schrie wie nicht gescheit: „Aber warum denn?“

Hanns erhob sich. „Nun,“ sagte er, „Kagerbauer, da Ihr's wissen wollt, so sollt Ihr die Wahrheit haben; weil ich mich von einem solch nichtsnutzigen Fetzen Papier nicht verführen lassen will — ich will auf keines Menschen Ende rechnen — auf keines Menschen Ende! Das läßt die Ehrlichkeit und die Sorge eindusseln, das drückt das bißchen Lieb' in unserm Herzen — es ist so wenig mehr in der Welt — zu nichts herunter, und wischt uns die paar Thränen, die wir um andre weinen, mit schmutzigen Banknoten-Lappen aus den Augen. Da sei Gott für! Ich verlang' nichts, gar nichts von Euch, lebt und werdet so alt, wie Methusalem, und wenn Euch was zustoßt, so schreit tags oder nachts nach uns, wir werden zu Euch kommen, nicht unserer Not gedenken, sondern nur der Euern! Aber verschont uns mit solchen Dingen, mit solchen Geschenken, die gar abscheuliche Gedanken erzeugen, so daß sie fast einem ehrlichen Kerl die Freud' versalzen könnten, Euch genesen zu sehen. Läget Ihr jetzt auf dem Laden, hätten wir fünfhundert Gulden. Nicht? — Doch nein, wir haben sie nicht, wir wollen sie nicht, denn das vermaledeite Büchel hab' ich verbrannt.“

Unmöglich ist es, den Eindruck dieser Rede auf den Kagerbauer zu beschreiben; er ängstete sich während der ganzen Dauer derselben, als überstände er wirklich alle Gefahren, die ihm hätten drohen können, und nach Hanns — der hochgerötet mitten in der Stube stand, während er sprach — sah er hin, bald wie nach einem Gespenste, bald wie nach einem Engel des Lichtes; erst beim Schluß der Rede gewann er seine Fassung wieder.

„Hanns,“ sagte er anscheinend ganz ruhig, „du bist ein Mensch, der's ehrlich und treu mit Gott und der Welt meint, und die Liesel ist das rechte Weib, wie's zu dir paßt. Wenn euch nur ein klein wenig an mir gelegen ist, so thut mir die Freundschaft und laßt eure Hütte und zieht zu mir, wir

wollen's halten, wie's vom Anfang hätt' sein sollen, ihr sollt meine Kinder sein und 's wär mir recht lieb, ihr hieltet mich wie euren Vater."

Ueberrascht standen die beiden armen Leutchen da und wußten nicht, was sie zu sagen hätten.

„Sagt ja oder nein," drängte der Kagerbauer.

Die beiden standen festgebannt auf dem Fleck.

„Himmelkreuztausendelement!" fluchte plötzlich der Kagerbauer, „bin ich denn so ein alter Hund geworden, daß sich alle Welt vor meiner Räude fürchtet? Oder glaubt ihr denn, ich bin schon ganz siech geworden, daß ich nicht einmal wüßte, was ich jetzt geredet habe? Wenn ihr nicht wollt meine Kinder sein, nun so hättet ihr mich lieber auch können einsam versterben lassen, ich hätt' mich den Teufel darum gekümmert! Jetzt, wo mir 's Herz einmal nach Jahren aufgeht, wo ich mich vom Krankenlager heb' und Gott dank', und einmal doch Menschen gefunden habe, für die ich ihm auch Dank sage, wo ich die um mich haben will, damit's einmal wieder grün wird nach meinen eisigen Winterjahren, jetzt — will keines." Er sah jetzt auf die verdutzten Gesichter seiner Zuhörer und einen andern Ton plötzlich anschlagend, fuhr er fort: „Wenn ihr nicht augenblicklich ja sagt, so — meiner Seel', ich klag's dem Doktor, ich hab' mir euch als Medizin verschrieben und ich will euch einnehmen in mein Haus und mein Herz, und wenn's im Dorf heißt, der Kagerbauer ist heut mit Zwillingen niedergekommen, so will ich niemandem widersprechen. Könnt ihr, junges Gesindel, denn niemand gern haben als nur euch? Nicht einmal den Kagerbauer, wie er vor Jahren war, als noch seine liebe Alte lebte, so kreuzfroh und kreuzbrav?! Kommt mit, macht keine Flausen." Hier schlug er ein kurzes, herzliches Lachen auf und blickte die beiden mit leuchtenden, freundlichen Augen einladend an. Jetzt mußten sie reden, mochten sie oder nicht.

„Ihr wollt mir wieder Vater sein?" fragte Liesel.

„Ein besserer, als ich dir je gewesen."

[illegible] Hanns.

[illegible]

[illegible] „Kagerbauer," sagte er, [illegible] das Eure so rüstig schafft, [illegible]

[illegible] der Kagerbauer ein.

[illegible] als Vater, nehmt [illegible] aus dem Haus wie Schelme, [illegible]

[illegible] sagte Kagerbauer, [illegible] thun, wie du willst, [illegible]

[illegible] die Hand des Kager- [illegible] blickend, „was ist [illegible] abgegangen, daß Ihr [illegible]

[illegible] Kagerbauer, „das, [illegible] zu finden und hab's [illegible] die sich mein' annehmen [illegible]

[illegible] der Kagerbauer gewünscht. Erst [illegible] lärmende Scene [illegible] aber mißverstanden [illegible] der Kagerbauer sei [illegible] schon wieder der [illegible] Hanns habe aus [illegible] des Kagerbauers verbrannt, und [illegible] so habe der Alte auf allen [illegible] und wolle den Hanns aus [illegible]

[illegible] Kagerbauer zu Ohren kam, lachte er. [illegible] machen aus mir so 'n Scheu-

hl, wie im Herrschaftsschloß oben am Berg eines das Dachrinnenwasser im Hofe in die Bottiche speit; desto größere Augen werden sie jetzt machen."

So war's, erst mochte der Ort nicht glauben, es ging ihm wie dem Thomas, er sollte sehen!

Wohl meinten einige Mißgünstige, das werde keinen Halt haben, der Kagerbauer habe die jungen Leut' nur in sein Haus genommen, damit er ohne Dingung zu einem billigen Gesinde komme, er werde ihnen das schon einmal in böser Stunde merken lassen, und dann würden dem Hanns und der Liesel die Augen aufgehen und wieder das alte Spiel beginnen — das war aber nicht der Fall, die Eintracht herrschte unter den drei Leuten und die Bauern begannen den Alten um die Kinder zu beneiden, die er, wie sie sagten, sich selbst aussuchen konnte und nicht, wie sie die ihren, ungeschaut nehmen mußte.

Wie früher aber kam der Mann mit dem Wägelchen, der das Geld abholte und im Büchel bestätigte, denn der Alte war nicht dazu angethan, sein Eingezahltes so mir nichts dir nichts fahren zu lassen, und die Versicherungs-Gesellschaft, gerührt durch das traurige Ende des ersten Büchleins, hatte ihm's durch ein zweites ersetzt. Wenn dieser Agent gerade beim Alten war und Hanns kam von ungefähr in die Stube, so versäumte jener nie, spaßhaft zu erschrecken und zu versichern: daß er Hanns nicht gern hier sähe, denn er wäre noch nicht dazu gekommen, das Büchel gegen Brandschaden zu versichern.

Und wenn der Mann am Abend mit seinem Gefährte den Ort verläßt, so begegnet er in der Nacht dem Postwagen, der auf dieser von allen modernen Verkehrsmitteln abseits liegenden Straße noch im alten Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit dahinfährt und mit seinen Posthornklängen die Reisenden aus der Ruhe schreckt, die einen halbwachen Blick auf die Nachtlandschaft werfen. — —

Zwei Häuschen liegen an der Straße, still und friedlich, unter dem weiten Nachthimmel, still und friedlich, wie ihre

Bewohner, deren Geschichte (hier einfach, wie sie selbst darüber denken mögen, erzählt) der Reisende freilich nicht von den dunklen Scheiben herablesen kann, sein müdes Auge wendet sich daher wieder ab — und du, lieber Leser,

„Schläfst, Liebchen, oder wach'st du?"

Großstädtisches und Gefabeltes.

Sein Spielzeug.

Novelle.

(1879.)

I.

Es war ein stilles Gemach, es war immer ein solches gewesen. Tags über war es Arbeitsstube, nachts schlief der Inwohner daselbst und, als der noch bessere Zeiten hatte, da war es luftig und licht im Raume. Jetzt aber waren die Fenster matt geworden, der Regen hatte an die Scheiben geschlagen, der Staub hatte sich daran gelegt, die Luft war lange eingeschlossen gewesen und ein fader, widerlicher Geruch von Medikamenten durchzog sie. Auf dem Bette in der Ecke lag ein bleicher, abgezehrter Mann; bald durchschauerte ihn der Gedanke an das nahe Ende, bald half er sich über alle Schauer des Todes und alles körperliche Unbehagen mit keckem Humor hinüber.

Eine kleine, sorgfältig gekleidete Frau sitzt zuweilen an dem Krankenlager; das zierliche Figürchen trägt auf weißem, rundem Nacken einen Kopf, wie aus Wachs bossiert, die Wangen voll und stark gefärbt, das Näschen gerade und die Nüstern schön geschwungen, der Mund eine Kirsche und die Augen groß, mit weiten, fast unbeweglichen Sternen. Hübsch, nicht schön. Hübsch und das ist auch alles.

„Arthur," sagt sie und ihre weiche Hand, an jedem Finger mit einem Grübchen, legt sich auf die knöcherne Faust des Mannes. „Arthur, du mußt doch sagen, daß ich dich recht pflege."

„Gewiß, mein Kind, so gut du es eben verstehst."

„O, was du garstig bist, so gut ich es eben verstehe, das kann ebensogut heißen, daß ich es nicht verstehe. Du bist

studieren zu dürfen und kam von der niederen auf die hohe Schule; es war dieselbe Wendeltreppe, nur führte sie ein Stück weiter hinan und mündete auf der hübschen Plattform aus, die wir allgemeine Bildung nennen. Ich hatte einen guten Kopf und mich machte das Hinansteigen nicht schwindeln. Die Maturitätsprüfung bestand ich glänzend, ich wußte den Professoren all das wieder zu sagen, was sie mir selbst zeitüber gesagt hatten, wußte alles, was man zu wissen glaubte und zu glauben wußte. Aber ich empfand darüber durchaus nicht jene freudige Genugthuung wie andere, ich fühlte mich, ‚so klug als wie zuvor!‘ Ich sah im Leben dieselbe Willkür, die ein Spielzeug hätschelt oder zerbricht, ich sah die Menschen das Leben unter allen Voraussetzungen des Spieles leben. Es war alles zuvor hübsch abgemacht, wer Hauptmann sein sollte, was die Steine im Verkehr zu gelten hatten und wie man sich den Puppen gegenüber zu verhalten habe: nur war alles Spielwerk selbständig geworden und spielte mit, das nannte man Wirklichkeit, es war aber weiter nichts als eine Degradation der Phantasie, die einst unumschränkt alle Dinge beherrschte und nun in deren Knechtschaft geraten war. Mit dieser Erkenntnis verlor ich meine Kindlichkeit. Einst trieb ich mein Spiel mit den fragwürdigsten Gegenständen in gebührendem Ernste, aber das fragwürdige Spiel mit den sogenannten ernsten Dingen stimmte mich heiter.

„Unterdessen trat aber doch die Frage knapper an mich heran: willst du den andern für Rechensteine, für Heiligenbilder, für Pillen und Pulver ihre Butterbrote abtauschen? Willst du ihnen neue Märchen erzählen statt der alten? Die Welt soll nicht in sechs Tagen entstanden sein, sondern rechtschaffen Zeit dazu gebraucht haben. Eine Seehundsfamilie soll ganze Zeitalter hindurch von einer bequemen Promenade am Strande geträumt haben, so daß ihr die Sehnsucht Beine machte und das immer längere von Generation zu Generation, bis der Urenkel des Urgroßvaters als der erste Mensch an das Ufer stieg. Es verschlägt nichts, denn im Grunde wissen wir mit den Myriaden Schöpfungsjahren und dem Urahnen

aus der See gerade so viel anzufangen als mit den sechs biblischen Werkeltagen und dem Adam. — Ich entschloß mich in ein Rechnungs-Departement zu treten.

„Da ich nun wie die andern mein Butterbrot hatte und sah, daß die meisten sich ein Püppchen zugesellten, das sie, seinem rosenroten Mäulchen und elfenbeinernen Zähnen zuliebe, davon naschen ließen, so verleitete mich der Nachahmungstrieb, es ihnen gleich zu thun, das heißt, nur der Sache, nicht der Form nach. Sie nahmen das Leben und alles darum und daran, für ernst und schwer, glaubten, zu zweien trüge es sich leichter, hofften auf eine Ergänzung ihres eigenen Wesens durch ein zweites, wünschten, zu verstehen und verstanden zu werden. Ach, was glaubten, hofften und wünschten sie nicht alles! Sie nannten das Suchen: Sehnen, das Finden: Liebe, den Besitz: Seligkeit! Ich aber, der ich mir vom Leben nichts vormachen ließ, ich verlangte nach Zerstreuung, ich durfte also niemand suchen, der an das Leben besondere Anforderungen stellte, der sich vom Leben eine besondere, ja überhaupt eine Vorstellung machte und mir mehr sein wollte als ein Spielzeug. Mich begünstigte das Glück, ich fand dich!"

„O, du Abscheulicher," sagte die kleine Dame.

„Und das glaube mir," fuhr der Kranke fort, „so war es gut für uns beide. Du entsprachst vollkommen meinen Wünschen und du vermöchtest auch bei dem besten Willen keinem mehr zu sein als mir. Wenn dir einer von den andern sagt, du könntest es, dem traue nicht; ich kenne das Gelichter, entweder er betrügt sich, dann läßt er es aber nachträglich dir entgelten, oder er will dich betrügen! Du hast dich ja nicht zu beklagen gehabt, mein Herz, denn, wie erwähnt, ich ging immer sehr sorgfältig mit meinem Spielzeuge um, mit dem leblosen wie mit dem lebenden, mit Kaninchen und Tauben, am sorgfältigsten mit dir, denn du machtest mir auch das meiste Vergnügen, Mine!" Er versuchte mit seiner abgezehrten Hand ihre Rechte zu fassen und zu drücken.

I.

Es war ein stilles Gemach, es war immer ein solches gewesen. Tags über war es Arbeitsstube, nachts schlief der Inwohner daselbst und, als der noch bessere Zeiten hatte, da war es luftig und licht im Raume. Jetzt aber waren die Fenster matt geworden, der Regen hatte an die Scheiben geschlagen, der Staub hatte sich daran gelegt, die Luft war lange eingeschlossen gewesen und ein fader, widerlicher Geruch von Medikamenten durchzog sie. Auf dem Bette in der Ecke lag ein bleicher, abgezehrter Mann; bald durchschauerte ihn der Gedanke an das nahe Ende, bald half er sich über alle Schauer des Todes und alles körperliche Unbehagen mit keckem Humor hinüber.

Eine kleine, sorgfältig gekleidete Frau sitzt zuweilen an dem Krankenlager; das zierliche Figürchen trägt auf weißem, rundem Nacken einen Kopf, wie aus Wachs bossiert, die Wangen voll und stark gefärbt, das Näschen gerade und die Nüstern schön geschwungen, der Mund eine Kirsche und die Augen groß, mit weiten, fast unbeweglichen Sternen. Hübsch, nicht schön. Hübsch und das ist auch alles.

„Arthur," sagt sie und ihre weiche Hand, an jedem Finger mit einem Grübchen, legt sich auf die knöcherne Faust des Mannes. „Arthur, du mußt doch sagen, daß ich dich recht pflege."

„Gewiß, mein Kind, so gut du es eben verstehst."

„O, was du garstig bist, so gut ich es eben verstehe, das kann ebensogut heißen, daß ich es nicht verstehe. Du bist

studieren zu dürfen und kam von der niederen auf die hohe Schule; es war dieselbe Wendeltreppe, nur führte sie ein Stück weiter hinan und mündete auf der hübschen Plattform aus, die wir allgemeine Bildung nennen. Ich hatte einen guten Kopf und mich machte das Hinansteigen nicht schwindeln. Die Maturitätsprüfung bestand ich glänzend, ich wußte den Professoren all das wieder zu sagen, was sie mir selbst zeitüber gesagt hatten, wußte alles, was man zu wissen glaubte und zu glauben wußte. Aber ich empfand darüber durchaus nicht jene freudige Genugthuung wie andere, ich fühlte mich, ‚so klug als wie zuvor!‘ Ich sah im Leben dieselbe Willkür, die ein Spielzeug hätschelt oder zerbricht, ich sah die Menschen das Leben unter allen Voraussetzungen des Spieles leben. Es war alles zuvor hübsch abgemacht, wer Hauptmann sein sollte, was die Steine im Verkehr zu gelten hatten und wie man sich den Puppen gegenüber zu verhalten habe: nur war alles Spielwerk selbständig geworden und spielte mit, das nannte man Wirklichkeit, es war aber weiter nichts als eine Degradation der Phantasie, die einst unumschränkt alle Dinge beherrschte und nun in deren Knechtschaft geraten war. Mit dieser Erkenntnis verlor ich meine Kindlichkeit. Einst trieb ich mein Spiel mit den fragwürdigsten Gegenständen in gebührendem Ernste, aber das fragwürdige Spiel mit den sogenannten ernsten Dingen stimmte mich heiter.

„Unterdessen trat aber doch die Frage knapper an mich heran: willst du den andern für Rechensteine, für Heiligenbilder, für Pillen und Pulver ihre Butterbrote abtauschen? Willst du ihnen neue Märchen erzählen statt der alten? Die Welt soll nicht in sechs Tagen entstanden sein, sondern rechtschaffen Zeit dazu gebraucht haben. Eine Seehundsfamilie soll ganze Zeitalter hindurch von einer bequemen Promenade am Strande geträumt haben, so daß ihr die Sehnsucht Beine machte und das immer längere von Generation zu Generation, bis der Urenkel des Urgroßvaters als der erste Mensch an das Ufer stieg. Es verschlägt nichts, denn im Grunde wissen wir mit den Myriaden Schöpfungsjahren und dem Urahnen

aus der See gerade so viel anzufangen als mit den sechs biblischen Werkeltagen und dem Adam. — Ich entschloß mich in ein Rechnungs-Departement zu treten.

„Da ich nun wie die andern mein Butterbrot hatte und sah, daß die meisten sich ein Püppchen zugesellten, das sie, seinem rosenroten Mäulchen und elfenbeinernen Zähnen zuliebe, davon naschen ließen, so verleitete mich der Nachahmungstrieb, es ihnen gleich zu thun, das heißt, nur der Sache, nicht der Form nach. Sie nahmen das Leben und alles darum und daran, für ernst und schwer, glaubten, zu zweien trüge es sich leichter, hofften auf eine Ergänzung ihres eigenen Wesens durch ein zweites, wünschten, zu verstehen und verstanden zu werden. Ach, was glaubten, hofften und wünschten sie nicht alles! Sie nannten das Suchen: Sehnen, das Finden: Liebe, den Besitz: Seligkeit! Ich aber, der ich mir vom Leben nichts vormachen ließ, ich verlangte nach Zerstreuung, ich durfte also niemand suchen, der an das Leben besondere Anforderungen stellte, der sich vom Leben eine besondere, ja überhaupt eine Vorstellung machte und mir mehr sein wollte als ein Spielzeug. Mich begünstigte das Glück, ich fand dich!"

„O, du Abscheulicher," sagte die kleine Dame.

„Und das glaube mir," fuhr der Kranke fort, „so war es gut für uns beide. Du entsprachst vollkommen meinen Wünschen und du vermöchtest auch bei dem besten Willen keinem mehr zu sein als mir. Wenn dir einer von den andern sagt, du könntest es, dem traue nicht; ich kenne das Gelichter, entweder er betrügt sich, dann läßt er es aber nachträglich dir entgelten, oder er will dich betrügen! Du hast dich ja nicht zu beklagen gehabt, mein Herz, denn, wie erwähnt, ich ging immer sehr sorgfältig mit meinem Spielzeuge um, mit dem leblosen wie mit dem lebenden, mit Kaninchen und Tauben, am sorgfältigsten mit dir, denn du machtest mir auch das meiste Vergnügen, Mine!" Er versuchte mit seiner abgezehrten Hand ihre Rechte zu fassen und zu drücken.

Das kleine Frauchen aber erhob sich rasch und trat einen Schritt von seinem Lager zurück. „Das klingt ja immer garstiger. Dein Spielzeug! Weiter nichts?"

Sie verließ schmollend das Zimmer.

Zwei Tage später stürzte sie zu tiefst erschreckt aus der Thür desselben, der Mann da drinnen lag im Sterben und das war doch gar zu entsetzlich, um es mit anzusehen.

Die Trauer aber kleidete sie sehr gut.

II.

„Herminchen," sagte eine korpulente, ältere Dame, nachdem sie sich im Besuchzimmer auf das Sofa hatte niederfallen lassen, „Herminchen, das muß ich wohl sagen, so traurig auch der Anlaß ist, solche Kleider tragen zu müssen, aber du siehst darin so interessant aus, — so reizend, — rein zum Anbeten!"

Jede dieser Beteuerungen wurde mit einer Umarmung bekräftigt, welche die junge Witwe etwas ängstlich, aber vergebens abzuwehren versuchte; jetzt musterte sie sich im Spiegel gegenüber und glättete das Kleid.

Mit einem breiten Lächeln auf dem fleischigen Gesichte faßte die Korpulente die kleine Dame an der Rechten, welche mit ausgespreiteten Fingern über dem Knie lag, und drückte auf dasselbe. „Und es hat sich schon einer gefunden, der dich anbetet." Sie schrie das mehr, als sie es sagte, denn das war so ihre Art, wenn sie den Leuten zeigen wollte, sie sei besonders guter Laune. „Nun ja, wo schon unsereins ganz entzückt ist, da müßten doch die Männer geradzu blind sein und das kann man ihnen just nicht nachsagen. Neulich, als du mir meinen Besuch zurückgabst, hat dich unser Nachbar kommen sehen und hat sich's nicht verdrießen lassen, auch dein Gehen abzupassen; während wir uns verabschiedeten, ist er unter seine Thür getreten, ich weiß nicht, ob du darauf acht gegeben hast, aber kaum warst du fort, so ist das Fragen

angegangen: ‚Verehrte Frau Nachbarin, wer ist die Dame?‘ — Ach, denk' ich, frage du! ‚Eine Freundin von mir,‘ sage ich. — ‚Sie geht in Trauer?‘ — ‚Ja freilich, weil ihr Mann gestorben ist.‘ Da hättest du ihn sehen sollen, was er dazu für ein Gesicht gemacht hat, wir haben noch viel hin und her geredet von dir, hast du nicht das Schlucken gehabt? Nun, es wäre zu weitläufig, alles nachzuerzählen. Er fragte auch, ob du Vermögen hättest. Gott sei Dank, sagte ich bei mir, das hat sie, aber ich hielt es ganz für überflüssig, ihm das auf die Nase zu binden. Ich stellte dich so arm hin, Herminchen, wie eine Kirchenmaus, und denke dir, was sagt der Mensch? — ‚So eine Frau könne man schon um ihrer selbst willen nehmen, die brächte auch einen Taugenichts zurecht, denn sie ließe gar keine Gedanken neben ihr aufkommen.‘“

Die junge Witwe schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ja, das sagte er,“ fuhr die Besucherin fort. „Und nachdem wir so nahezu ein Stündchen verplaudert hatten, denn wir sprachen ja von dir, Goldherzchen, und du weißt, da komme ich in Zug, — nachdem wir also nach unsern Thürklinken faßten, meinte er, ob es nicht möglich wäre, dich zu sprechen. Da sagte ich, Besuche empfingest du nicht, könntest auch nicht gut welche empfangen. Die Leute im Hause dächten gleich so böswillig. Aber wenn du ein nächstes Mal mich wieder besuchen würdest, so könne er in meine Wohnung herüber kommen und da würde ich ihn mit dir bekannt machen. Das kannst du dir ja gefallen lassen, Herzchen?“

Die kleine Dame nickte gedankenvoll.

„Er ist von Ansehen gar nicht übel, hat ein feines, artiges Benehmen und nach dem, wie er sich trägt und was er sich gönnt, muß er auch sein gutes Auskommen haben. Nun, ich bin keine, die dazu ratet, auf den ersten Blick hin einem Manne zu vertrauen, — davor bewahre mich der Himmel! — es gibt in dieser Beziehung gar zu viele warnende Beispiele, aber, wenn man gerade nicht abgeneigt ist,

so kann man ja, wie der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, prüfen, ob die Seelen zusammen passen, und dazu rate ich."

„Aber Emilie," die Trauernde errötete und erschien, wie sie so verlegen dasaß, noch kleiner als sie war.

„Nun, nun, ich meine nur, Närrchen. Darüber brauchst du weder böse noch verlegen zu werden. Du hast ja, so jung du bist, deine Schule hinter dir und uns verheirateten Frauen darf man es nicht übel nehmen, wenn wir ein bißchen aus derselben schwatzen. Deinen Anblick und ein paar Worte kannst du ihm ja gönnen. Führt es auch zu nichts weiter, so zerstreut es einen doch, und ein wenig Zerstreuung muß dir gut thun in einer solchen Gemütsverfassung, wie ich mir vorstelle, daß du bist, wo dich das Kleid schon immerwährend an deinen Seligen erinnern muß."

Herminens große Augen füllten sich mit Thränen.

Die Freundin umschlang sie mit den massiven Armen und drückte sie an sich, daß beiden darüber der Atem verging. „Herminchen, Goldkind," rief sie, „laß nur gut sein, laß nur gut sein, — aber da siehst du selbst, wie dir Zerstreuung not thut, und nur die wollte ich dir geboten haben und die solltest du auch nicht zurückweisen. Im übrigen bist du ja ganz Freifrau, kannst thun und lassen, was dir beliebt, und im Ernste wollte ich alles andere auch nicht gesprochen haben, denn der Nachbar ist, abgesehen von allen guten Eigenschaften, unter uns gesagt, doch ein kleiner Taugenichts und so mag er denn bleiben, wo er will, außer" — hier kreischte sie wieder in der höchsten Stimmlage auf, — „außer, du thust ein christliches Werk, rechtfertigst seine gute Meinung von dir und bringst ihn wieder zurecht."

Sie drückte einen Schmatz auf die Wange ihrer jungen Freundin.

Nach etlichen Tagen machte Hermine ihren Gegenbesuch und wenige Minuten nach ihrem Eintritte fand sich auch der Herr Nachbar ein.

„Meine Freundin Hermine, von der wir neulich so viel

gesprochen haben," sagte die Frau des Hauses. „Unser Nachbar, der dich kennen zu lernen wünscht, Herr Fröhlich."

„Ja," sagte der Genannte, sich einen Stuhl herbeiziehend. „Ja, fröhlich bin ich und fröhlich bleib' ich und wär' ich's nicht, so müßte ich es werden in so anziehender Gesellschaft."

Der umfangreiche Ellbogen der Freundin Herminens unterzog sich hier und auch in weiteren Fällen der undankbaren Mühe, auf derlei Galanterien aufmerksam zu machen.

„Kapital schönes Wetter heute, meine Damen," sagte nach einer kleinen Pause Herr Fröhlich.

Die Damen beeilten sich, wie aus einem Munde, zu versichern, es wäre das schönste von der Welt.

„Erinnert mich gerade an einen der denkwürdigsten Tage meines Lebens. Wir, ich und einige Freunde, machten einen Ausflug ins Gebirge. — Lieben Sie Gebirgspartien, meine Damen?"

Hermine versicherte, nie eine solche gemacht zu haben, und Emilie beklagte lebhaft, daß sie nicht „hoch gehen" könne, um so mehr, da ja der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, daß auf den Bergen die reinste Luft sei.

„Jene Gebirgspartie," fuhr der Sprecher fort, „mir ewig unvergeßlich, fand gerade an einem so paradiesisch schönen Tage statt, wie der heutige; aber bald nachdem wir den Gipfel des Berges erstiegen hatten, merkten wir, daß das Wetter umschlage, —"

„Begreiflich," sagte Emilie, „von einem solchen Berge muß man ja erschrecklich weit sehen."

„Gewiß, verehrte Frau Nachbarin. Wir sahen also ringsum dräuende Wolken aufsteigen, mit Mühe gelang uns der Abstieg, denn ein rasender Föhn durchbrauste die Luft, und als wir endlich auf ebenem Boden anlangten, schäumte der kleine See am Fuße des Berges, als ob das Wasser kochte, und inmitten der Wellen bemerkten wir einen hilflos dahintreibenden Gegenstand. Alle ergehen sich in Vermutungen, was das sein könne, da plötzlich fällt mein Auge

auf eine kaum hundert Schritte entfernte Gruppe zweier Menschen, Mann und Weib, die verzweifelnd die Hände rangen. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: ‚Das Kind dieser braven Leute liegt im See!‘ Ich als guter Schwimmer, — schwimmen Sie, meine Damen?“

Sie thaten es nicht.

„Ich als guter Schwimmer besinne mich nicht lange. Wie ich gehe und stehe, hinein. Komme mit einigen Tempis hart an meinen Gegenstand heran, aber wie ihn jetzt fassen und ans Ufer bringen? Ich trete Wasser, ich schwimme Rückenlage, schon verlassen mich meine Kräfte, da werfe ich mich auf eine Woge, die mich und das Kind an das Ufer schleudert. Die Freude der geängstigten Eltern können Sie sich vorstellen, — das läßt sich nicht beschreiben.“

„Das muß man fühlen,“ sagte Frau Emilie und ein Ellbogenstoß bedeutete die Freundin: „Was für ein Mann!“ That aber der Rührung derselben einigen Eintrag.

„Ja, das muß man fühlen —“ sagte Fröhlich und schlug sich mit der Hand vor die Brust, daß der beinerne Manschettenknopf auf dem Binocle aufklatschte, welches in der Westentasche oder dem Uhrentäschchen verwahrt war, — „fühlen, beschreiben läßt sich so was nicht, auch meine Verfassung, wie ich patschnaß mit vollgesogenen Kleidern vor den beglückten Leuten stand, war einigermaßen unbeschreiblich und als das schluchzende Weib mit Freudenthränen meine Hand netzen wollte, sagte ich: ‚Um Gottes willen, lassen Sie das, meine Gute, naß wär' ich zur Genüge!‘“

Frau Emilie lächelte gerührt und Hermine rückte ein klein wenig von der Freundin hinweg.

— — Es soll elende Spötter gegeben haben, welche behaupteten, allen romantischen Aufputzes entkleidet, reduziere sich das Abenteuer Fröhlichs einfach dahin, daß derselbe einmal in angeheitertem Zustande einen halbwüchsigen Bauernbengel in einen Dorfweiher gestoßen habe. Die Rettung sei bewerkstelligt worden, ohne daß er sich dabei einen Faden am Leibe naß machte, indem er an der Krücke seines Spazier-

stockes den Jungen an das Ufer lotste. Hätte er sich auf seine Beine verlassen können, sicher würde er sich durch die eiligste Flucht dem Danke der Eltern entzogen haben, aber so mußte er sich mit seiner ganzen Barschaft von demselben loskaufen. — —

„Das muß Sie mit einem erhebenden Bewußtsein erfüllen, mein Herr," sagte Hermine.

„O, gewiß, gewiß, meine Gnädige. Allerdings darf man sich einer solchen That nicht rühmen, denn der Zufall wirft sie einem in den Schoß."

„Ach, wie viele würden sich an Ihrer Stelle besonnen haben!"

„Zu gütig, gnädige Frau. Aber das ist wahr, für einen Menschen, wie ich einer bin, — ich gebe mich ganz offen — den manche Thorheit und Unbesonnenheit an sich zweifeln macht, ist eine solche Erinnerung eine wahre Wohlthat; ohne sie wär' er verloren, — sie hält ihn aufrecht, sie ist der Leitstern, der ihn an sein besseres Selbst mahnt. Ach ja, aber nur ein Stern, dem Piloten auf der stürmischen Meeresbahn leuchtend, aber nicht eine Sonne, vor deren Glanz alle Sterne erbleichen und welche in der Brust die im Verborgenen schlummernden Keime des Edlen und Guten weckt und reift. Wie beneidenswert ist derjenige, der ein solches Glück gefunden."

„Die Herrschaften entschuldigen," sagte Emilie, „aber meine Pflicht als Frau des Hauses ruft mich. Ich muß in die Küche. Herr Fröhlich nehmen doch auch eine Schale Kaffee mit uns?"

Herr Fröhlich verneigte sich stumm zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit, aber er sah der Abgehenden mit einem leichten Kopfschütteln nach, wahrscheinlich hätte er es lieber gesehen, sie wäre früher gegangen, oder sie ginge später. Wo war er denn auch nur stehen geblieben?

„Ja, beneidenswert, wer ein solches Glück gefunden, selbst derjenige, der nur träumen darf, ein solches Glück gefunden zu haben! Ich träume davon."

„Was Sie sagen!“ Die junge Witwe zupfte an dem Streifen der plissierten Aermelkrause.

„Ja, ich träume davon, seit ich eine gewisse Dame das erste Mal sah.“

„So?“

„Ach, gnädige Frau! Wozu Wortspiele und Andeutungen? Leider kann ich meinen Traum nicht in seliges Wachen verwandeln, das kann nur die, von der ich zu träumen gezwungen bin, und wenn es mich gleich wie mit einem Wetterstrahl hinschmettern würde, wenn ich mich gleich darüber selbst als einen Verlorenen aufgeben müßte, falls sie mich ablehnte, ich würde das doch der Marter der Ungewißheit vorziehen! Und darum, offen heraus, Sie sind es, gnädige Frau, welche das Los meines Lebens in der Hand hat!“

Er versuchte auch eine von Herminens Händen zu haschen, es schlug aber fehl, denn die Dame legte beide an die erglühenden Wangen.

„Sie sehen mich ja heute erst zum zweitenmal, mein Herr,“ stammelte sie.

„Es bedurfte nur des einen, des ersten Males, um einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz zu machen.“

Die großen Augen Herminens sahen erstaunt und fragend auf. „So mit einemmal?“ sagte sie.

„Diese Frage! O, gnädige Frau,“ — er machte wieder einen Versuch, sich einer der beiden kleinen Hände zu bemächtigen, doch der linke Arm hing lässig an der Stuhllehne herab und diese Hand griff hinter sich und zupfte an einem Rohrendchen, das sich aus dem Geflechte gelöst, die andere aber flüchtete in die Tasche des Kleides und man hörte es, wie sie dort mit dem Gummibande eines Geldtäschchens spielte. Er mußte es auf halbem Wege aufgeben und fügte jetzt die Hände, die er vorgestreckt hatte, mit unbeholfener Geste aneinander, wie ein Bär, der um ein Stück Zucker bettelt. — „Diese Frage beweist nur, daß Sie bisher die wahre Liebe ebensowenig kannten, wie ich sie kannte, dieses Gefühl, das beim ersten Anblicke in uns auflodert und uns

zuruft: ‚Dieser Huldgöttin bist du mit deinem ganzen Selbst, mit all deiner Zukunft und deinem Sein anheimgegeben!‘“

Der kleinen linken Hand war das Rohrendchen entschlüpft und sie war so unvorsichtig, ihr Versteck zu verlassen und sich auf den Schoß zu wagen, wo sie jetzt von zwei Händen eingefangen und trotz ihres Widerstrebens festgehalten wurde, in der Verwirrung kaufte sie sich mit einem Gegendrucke los, um aber das Unheil, soweit an ihr lag, wieder gut zu machen, legte sie sich als kleiner Schirm vor die Augen der Herrin, damit in denen nichts zu lesen wäre.

Die Dame seufzte tief auf. „Könnte mein seliger Arthur es mit anhören, wie da zu mir gesprochen wird, wie würde er lachen!“

„Lachen?!“

„Ganz gewiß. Denken Sie nur,“ — da es eine vertrauliche Mitteilung galt, neigte sie sich lächelnd ihrem Gegenüber zu und legte beide Hände auf die seinen — „denken Sie nur, er nahm mich für weiter nichts als für ein Spielzeug.“

„O! O!“

„Wahrhaftig, und er warnte mich vor jedem, der mir sagen würde, er nähme mich für etwas Besseres!“

„Bei allem Respekt vor Ihrem seligen Herrn Gemahl, aber das ist — das ist denn doch unqualifizierbar! Indessen, ich merke die Absicht. Der Mann war schlimmer als ein Indier.“

„Als ein Indier?“

„Schlimmer als ein Indier. Ein solcher Wilder verlangt in barbarischer Selbstsucht, daß ihm seine Witwe durch den Feuertod in das Grab nachfolge, während es Ihr Herr Gemahl auf nassem Wege versuchte; er wollte Sie gegen jeden Trost ablehnend, gegen jede wahre Neigung mißtrauisch machen, damit Sie sich um sein Angedenken zu Tode weinen. Doch jeden Scherz beiseite gelassen, gnädige Frau, der Mann hat Sie nie geliebt, darum konnte er Sie auch nicht verstehen, darum wußte er Sie auch nicht zu

schätzen, darum vermochte er es, Ihnen auch zu sagen, daß Sie ihm nichts oder nur sehr wenig galten, Sie, der man beim ersten Anblicke zurufen möchte: Mein Alles!"

Die junge Witwe schüttelte ein wenig den Kopf. „Man," sagte sie leise, sah zur Zimmerdecke empor und zog die Achseln an sich, bemühte sich überhaupt auszusehen wie der engbrüstigste Zweifel in Person.

Da wurden Schritte vor der Thür laut, Tassen und Kannen klapperten.

„Wir sprechen noch darüber, gnädige Frau," flüsterte Fröhlich.

Von nun ab besuchte Hermine ihre Freundin oft und öfter, und eines Tages, als die gute Frau Emilie wieder mit dem klappernden Kaffeegeschirre auf der großen Blechtasse eintrat, glaubte sie alle Ursache zu der Frage zu haben: „Darf man den Herrschaften gratulieren?"

Es wurde ihr gestattet, und nachdem Hermine auch „Grau mit Schwarz geputzt" abgelegt hatte, unterfertigte sie einen Heiratskontrakt mit Herrn Fröhlich, in welchem sie demselben ihr gesamtes Vermögen zur Verfügung stellte; ein Freund erlaubte sich, sie aufmerksam zu machen, daß diesem Punkte jede Gegenleistung, etwa auch die eines Wittums fehle, indem der Herr Bräutigam gar kein Vermögen auf- oder ausweise.

Hermine blickte erstaunt, aber keineswegs beunruhigt auf, es befremdete sie nur, daß sie da mit einemmal etwas anderes hörte, als ihr bis nun gesagt worden war.

Fröhlich zog sie in eine Fensternische. „Süßes Herz," sagte er und strich ihr über das wellige Haar, „zürne mir nicht! Es ist wahr, ich habe mir bisher nichts zurückzulegen vermocht und ich brachte es nicht über mich, dir das einzugestehen, weil ich fürchtete, die Ungleichheit des Vermögens könnte uns trennen. Wenn das ein Betrug ist, so mag ihn meine heiße Liebe zu dir entschuldigen. Geld hat uns nicht zusammengeführt, Geld soll uns auch nicht scheiden. Oder meinst du anders? Noch ist es Zeit."

Sie antwortete mit einem Kusse. —

Es war am Abende des Hochzeitstages. Die Trinksprüche und Gläserklänge waren verhallt. Der letzte Gast hatte sich mit dem, bei diesem Anlasse üblichen, vieldeutigen Lächeln entfernt. Die jungen Eheleute waren allein.

Der Mann hatte seinen Arm um den Nacken der Frau gelegt, er fühlte ein Schnürchen unter seinen Fingern und zog spielend daran, bis ein Medaillon zum Vorschein kam, das unter Glas das Bild des ersten Gatten zeigte.

„Darinnen wirst du künftig mein Bild tragen," sagte er, „nimm das jetzt heraus und gib es mir."

Sie löste es heraus und es fiel zur Erde.

Der Mann bückte sich danach, hob es auf und schob es in die Westentasche.

Die kleine Frau würde sich selbst alle Empfindung abgesprochen haben, wenn sie da nicht einige Rührung angewandelt hätte. An den langen Wimpern zeigten sich Thränen.

„Was hast du?" sagte der Mann. „Sollte ich mit diesem Seligen noch eifern müssen? Das glaube ich nicht um dich verdient zu haben."

„Armer Arthur!" seufzte leise die Wiedervermählte. „Aber freilich, du hast immer so wenig von mir gehalten, daß du wohl gegen den zurück mußt, der mir unzähligemal beteuerte, daß ich sein Alles sei!"

Beide Hände hatte sie auf die Schultern des Gatten gelegt und ihn an sich gezogen, er aber sagte nun emphatisch: „Und ich werde mein Versprechen auch halten!"

Ob und woran er dachte, als er das sagte? Gut, wenn es dabei nur mit der Logik schlecht bestellt war.

III.

Es mochten etwa achtzehn Monate vergangen sein, um einige Tage mehr oder weniger soll nicht gestritten werden; ein Tag ist oft ein gar zu unbedeutendes Ding und wenn

es anginge, so striche wohl mancher gerne einen oder den anderen mit wohlgezählten vierundzwanzig Stunden aus seinem Leben, nicht weil er ihn wenig Gutes oder viel Uebles, sondern weil er ihn gar nichts erleben ließ.

Es war ein solcher Tag, der schon in früher Morgenstunde sich merken ließ, er wolle die Begüterten zu tödlicher Langeweile und die Armen und Hilflosen zu dumpfem Hinbrüten verurteilen.

Aschfarben hing der Himmel über der Stadt. In unabsehbarer Weite wirbelten mit trostloser Einförmigkeit Schneeflocken hernieder und ein eisiger Wind fegte sie in wirrem Durcheinander vor sich her, und dieses Spiel wird er treiben von der Zeit, wo die Menschen das Bett verlassen, bis zu der, wo sie es wieder aufsuchen. Wie klug thun daher diejenigen, die sich nicht auf den kommenden Tag verlassen und all das, woran er etwa ihrer Lebensfreudigkeit Abbruch thun könnte, in den Stunden der Nacht vorweg nehmen, wenn sie auch von der Welt dieser Klugheit wegen wenig gerühmt werden.

Zu diesen klugen und bescheidenen Leuten zählt wohl eine Schar Männer, welche soeben ein Kaffeehaus verlassen. Ein Gemengsel von Tabaksrauch, Kaffeedämpfen und Gerüchen von Spirituosen qualmt ihnen aus der offenen Thüre nach, vom eisigen Winterfroste geschüttelt, fühlt es plötzlich jeder, daß er stundenlang in diesem Qualme geatmet, das Auge brennt, er schmeckt ihn bitter auf der Zunge und wird den Geruch nicht los, der sich selbst in den Kleidern festgesetzt hat, das alles kontrastiert in unsäglicher Widerlichkeit mit der prickelnden, aber reinen Luft, dazu das fahle Zwielicht und das trostlose Wetter, es ist zum Nüchternwerden!

Es behaupteten auch alle es zu sein, nur einer, der es am lärmendsten beteuerte, fand keinen Glauben, da er gerade dem übertriebenen Luxus frönte, sich von zwei Freunden führen zu lassen.

Von einem nahen Kirchturme schlug es Drei. Der Trunkene stieß plötzlich seinen Führer linker Hand von sich und griff

nach der Westentasche. „Wo ist meine Uhr?“ lärmte er. „Wo ist meine Uhr?“

Der Zurückgestoßene bemächtigte sich wieder des Armes seines Schützlings. „Aber, Fröhlich,“ sagte er, „die hat ja der Marqueur als Pfand zurückgehalten.“

„Ach ja, weiß schon. Geld hab' ich auch keines mehr. Ihr siedet mich immer ab beim Spielen. Alles beim Teufel!“

„Vergiß nicht,“ sagte sein Führer rechter Hand, „deine Spielschuld.“

„Spielschuld? Was für eine Spielschuld?“

„Besinn dich doch, daß du noch weiter gespielt hast, wie du schon blank warst. Fünfundzwanzig Gulden bist du dem Kernreiter schuldig. Wenn du sie morgen nicht niederlegst, so geht er zu deiner Frau.“

„Zu der —“ folgte ein Kraftwort, „soll er hingehen. Ihm hilft das nichts und stiftet nur Unfrieden. Wenn er hingeht, das sag' ich, bekommt er gar nichts.“

„Oho, Spielschulden!“ lachten die Begleiter.

Sie waren vor einem Hause stehen geblieben, einer hatte die Glocke gezogen und als jetzt das Thor geöffnet wurde, schob man den Nachtschwärmer hinein.

„Ich küss' die Hand, gnä' Herr,“ sagte der Hausbesorger, indem er den Sperrgroschen in Empfang nahm, dann sah er dem Manne nach, der mit wankenden Tritten über den Flur taumelte und unter leisen Flüchen „über die ungleichen Stufen“ die Treppe hinanstieg.

Erst hielt der unterwürfige Zuschauer an sich, es schütterte ihn nur ein wenig, dann aber lachte er laut auf.

„Wird wieder eine Freud' haben, die Gnädige!“

Oben stand die Wohnungsthüre offen, der Mann trat hinein, er suchte und fragte nach niemand, es war das seine Art, er sank auf das Lager und schlief ein.

Bei seinem Eintritte schreckte eine kleine abgehärmte Frau zusammen, die unweit des Bettes, in einem Schlafsessel zurückgelehnt saß; dann starrte sie regungslos auf den Schläfer, zwei volle Stunden, bis er erwachte.

Als er sich regte, mit den blöden, halbgeöffneten Augen um sich sah und, noch schlaftrunken, versuchte, sich das wirre Haar aus dem Gesichte zu streichen, — wie häßlich! — Das Weib beugte den Kopf und drückte die Hand vor die Stirne.

„Eduard!"

„Was willst du?"

„Ich möchte dich um Geld bitten, auf ein Frühstück. Ich habe seit gestern mittags nichts gegessen."

„Geld willst du?" Die Sache ging ihm nahe, er richtete sich empor und kam auf den Bettrand zu sitzen. „Wie kommst du dazu? Ich entsinne mich nicht mehr, wie lange es her ist, seit du mich das letzte Mal um Geld angesprochen."

„Du warst bei solchen Anlässen immer so roh gegen mich, daß ich mir zu helfen suchte, wie es anging. Ich habe meinen Schmuck verkauft."

„Was für einen Schmuck? Du hattest doch keinen mehr."

„Ich hatte noch den, den einst meine Mutter trug, er war mir ein teueres Vermächtnis und ich versuchte ihn zu retten, Gott weiß es, wie hart es mir geworden ist, mich davon zu trennen, aber um dir nicht kommen zu müssen, verkaufte ich ihn und von dem Erlös lebte ich bisher."

„Du hattest ein Geheimnis vor mir?" Er erhob sich und ging auf die Frau zu. „Ein Geheimnis hattest du vor mir?" Plötzlich besann er sich und blieb überlegend stehen.

„Es hätte dir kein Geheimnis bleiben können, wenn du nachgefragt hättest, wovon ich eigentlich lebe, denn du wußtest am besten, du gabst mir nichts dazu."

„Hermine," sagte er, sich ihr nähernd. „Wir wollen nicht zanken. Ich sehe mein Unrecht ein. Es war nicht schön, daß du ein Geheimnis vor mir haben konntest, aber du warst ein kluges Weibchen, daß du für schlechte Zeiten etwas zur Seite gehamstert, wir können es jetzt mehr als je brauchen."

„Jetzt," — sie lächelte bitter — „was willst du damit sagen?"

„Du rächst dich eben wie eine Frau, — edel! Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Es ist eine

ganz unverdiente Ueberraschung, durch welche du mich da beschämst."

„Ich verstehe dich nicht."

„Herzchen." Er faßte sie am Kinne und hob ihr den Kopf empor. „Laß die Larve fallen. Gestehe es nur, du warst nicht so unklug, dich ganz auszugeben."

Sie fuhr vom Sitze empor. „Eduard, es ist ganz unwürdig, wie du mit mir verfährst. Wüßte ich, wovon heute leben, so hätte ich dir kein Wort vor morgen gesagt, aber ich habe nichts, wahrhaftigen Gottes, gar nichts."

„Du hast nichts?" Er wendete sich achselzuckend von ihr ab. „Das ist ein anderes. Ich habe auch nichts mehr. Schlimme Geschichte das! Du mußt eben zusehen, ist es bis heute ohne mich gegangen, wird es auch für weiter möglich sein."

„Du kannst mich doch nicht hungern lassen?"

„Schatz, wozu das Gerede? Wenn du mich auf den Kopf stellst, so fällt kein Kreuzer aus der Tasche."

„Pfui, schämst du dich nicht als Mann so zu deinem Weibe zu sprechen? Ich habe dir gegenüber mehr gethan als meine Pflicht war, ich habe dir alles geopfert, aber freilich, an jene Zeiten willst du nicht erinnert sein, wo du mir oft genug beteuert, daß uns nicht das Geld zusammengeführt und ich dein Alles sei!"

„Phrasen, die man am Ende zu einer jeden sagt und klügere wissen auch, was sie davon zu halten haben."

„Wenn du denkst, mich jetzt durch Gemeinheiten abzufinden, nachdem du mir alles, alles durchgebracht und ich nun auf dich angewiesen bin, da irrst du. O, ich kenne auch meine Rechte! Der Mann ist verpflichtet, für das Weib zu sorgen — und das wollen wir doch sehen . . ."

„Oho, in der Tonart? Nun, das muß ich dir doch sagen, daß mir die gar nicht gefällt, denn sie stimmt durchaus nicht zu meiner Laune. Also kein Wort weiter, das bitte ich mir aus."

Eingeschüchtert stand die kleine Frau eine Weile über

schweigend da, sie blickte hilf- und ratlos um sich, dann richtete sie ihre feuchten Augen auf den Mann, faltete die Hände und sagte: „Eduard, was hast du gegen mich?"

„Nichts. Aber was mich einmal für dich eingenommen hat, das kann ich dir sagen. Du warst eine vermögliche Witwe — weiter nichts."

„Das heißt: jetzt, wo ich eine Bettlerin bin, willst du mich los sein? O, das kannst du auch noch erleben!"

„Ich werde mir darüber den Kopf nicht abreißen."

„Also kann ich nun gehen? — Ich bin dir im Wege? — So sage es mir doch, damit ich weiß, woran ich bin. — Eduard! — Hörst du? — Ich will es wissen. — Sage mir nur, ob ich gehen soll? — Ich will Antwort haben," sagte sie heftig.

Da sagte der Mann: „Ei, so geh denn —"

Und das Weib schlug die Hände vor das Gesicht, ging aus der Wohnung und kauerte sich an der Thürschwelle nieder und weinte still vor sich hin und — wartete. Er mußte ja kommen. Und er kam mit schwerfälligen Schritten, machte die Thüre hinter ihr ein paar Spannen weit auf und sagte rauh: „Närrin, willst du uns bei der ganzen Nachbarschaft ins Gerede bringen? — Komme herein. — Nun, willst du wohl herein kommen?"

„Ich wüßte nicht, was ich bei dir sollte."

„Ei, so bleibe, wo du willst." Er schlug die Thüre hart zu.

Das Weib schrie laut auf vor Schluchzen. Dann kroch sie ein paar Schritte weit, bis dahin, wo die Treppe begann, und stieg gebeugt und gebrochen hinab bis zu den letzten Stufen derselben. Das vergitterte Fenster einer Küche im unteren Stockwerke ging dort hinaus. Sie lehnte den Kopf an die kalten Eisenstäbe.

Die Leute da unten waren früh auf, eine Lampe brannte und das hellloderndе Herdfeuer erleuchtete den Raum und knapp an den Scheiben stand das Gitterbettlein eines Kindes und das lag und schlief; eine große Puppe, mit der es offen-

bar den Abend zuvor schlafen gegangen, hielt es mit den kleinen runden Aermchen an sich gepreßt.

Auf die Frau, die außen auf den Stufen saß, drückte ein ungeheueres Weh und wie unter einer wirklichen Last taumelte sie auf, verließ das Haus und ging mit unsicheren Schritten die Straße entlang; sie wußte es wohl, wohin, wenn sie auch nicht viel auf den Weg vor ihr acht hatte.

Sie ging an den Häusern dahin, stundenlang, und als diese ein Ende hatten, hinaus auf die offene Straße. Dort auf freiem Felde trieb der Wind sein Spiel, die Pappeln zu beiden Seiten schüttelten sich, wie vom Fieber befallen, ein Steig war rein und glatt gefegt und der gegenüber lag unter einer mannshohen Schneewehe.

Eine Mauer tauchte plötzlich rechter Hand auf. Kreuze und Urnen ragten darüber. Da lag auf weiter Halde das Leichenfeld der Stadt, unabsehbar ausgebreitet, trostlos, trübe; nicht traulich still, wie ein Dorfkirchhof, wo die Pflanzen, deren getreue Seinsgenossenschaft der Mensch so wenig achtet, alle Greuel des Todes und der Verwesung überwuchernd verdecken, nicht feierlich, nein, flach, übersäet von Zahlen, in alltäglicher Nüchternheit und darum so unendlich wehthuend.

Wie auf der Straße, so sah es auch auf dem Friedhofe aus. Die eine Hälfte lag fast unter Schnee begraben, während die andere bloß lag und die vertrockneten Halme auf den Grabhügeln unter den Stößen des Windes erzitterten.

Erst als das Weib durch das Gitterthor trat, blickte es auf. So weit das Auge reichte, war kein Mensch zu sehen. Sie drang durch den tiefen Schnee und ging dann auf glattem Boden weiter, immer näher und näher trachtete sie an ein verfallenes Grab heran und als sie endlich knapp vor dem eingesunkenen Hügel stand, da weinte sie bitterlich auf und warf sich darüber hin.

Arthur, dein Spielzeug!

Sie hatte die Lippen nur krampfhaft bewegt, kein Wort war über dieselben gekommen.

Der Wind hatte sich gelegt, der Schneefall dauerte an und die Flocken lagerten sich in gleichmäßiger Schichte über der Erde. Es war hoch am Mittage, als ein Mann das Kanzleigebäude des Friedhofes verließ; er stand einen Augenblick kopfschüttelnd stille, als er, neben dem ausgeschaufelten Wege, in tiefem Schnee die undeutliche Spur von Tritten bemerkte, verfolgte mit den Augen die Richtung, welche sie nahmen, wandte sich dann ab und ging.

Es lag auch nahezu am anderen Ende des Friedhofes jenes Grab mit dem etwas vorgeneigten Gedenksteine und dem eingesunkenen Hügel, auf dem nun unter dichter, weißer Hülle eine unförmliche Masse lag, welche sich fast ansah wie eine große Puppe.

Allerseelen.

(1881.)

Weit da draußen auf unfreundlicher Heide, über welche der Wind dahinfegt, haben die Toten ihre Ruhestätte, eine Fahrstraße mit dürftigen Pappeln führt daran vorüber; schier endlos geht es auf dem Schienenwege der Pferdebahn dahin, immer in gleichmäßigem Trotte und mit eintönigem Geklingel, ermüdend, einschläfernd. Für den Anfang zerstreut es, die Mitfahrenden zu mustern; die meisten führen Kränze, Blumen, Grablaternen mit sich, ja dort vorne neben dem Kutscher hat sogar jemand ein eisernes Grabkreuz hingelehnt; unter dem Namen, den die Tafel zeigt, steht das Datum des Todestages; der Gestorbene liegt nun fast schon ein Jahr in kühler Erde, ohne ein anderes Merkzeichen als das der Nummer zu seinen Häupten, und die Angehörigen beeilen sich jetzt das Kreuz „setzen" zu lassen. Thun sie das, damit die Bekannten es finden, oder ist es wahrhaft ein Zeichen liebevollen Gedenkens, von kargem Erwerbe in so langer Frist erspart, abgedarbt?

Es steht kein Mütterchen dabei, die es hütet wie einen Schatz, kein Mann in dürftigen Kleidern, der es mit wehmütigem Stolze betrachtet und manchmal wie mit streichelnder Hand über die vergoldete Christusfigur fährt, der Nebenstehende, der seine Rechte nachlässig auf dem Querbalken ruhen läßt, trägt ein Schurzfell, er macht ein Geschäft ab und wird wohl morgen den trauernden Hinterbliebenen die saldierte Rechnung präsentieren.

Dort in der Ecke sitzt ein junges bleiches Weib in schwarzer Kleidung, die Augen durch die müden Lider halbgeschlossen, die Lippen herbe gegeneinander gepreßt, während beide Nasenflügel unregelmäßig und stoßweise sich heben und

senken. Das ist junger, kaum wochen-, vielleicht nur wenige Tage alter Schmerz. Sie preßt einen kleinen Kranz an sich und achtet nicht darauf, daß unter ihren Fingern die Blumen knicken und die Blätter sich verwirren, so wenig sie darauf achtet, daß nahe, ganz nahe, vom Schoße der Nachbarin langstielige Astern, wie vertraulich und beruhigend, mit den bunten Köpfen ihr zunicken.

Diese Nachbarin, die zu Füßen eine Laterne liegen, zur Seite einen Kranz hängen und auf dem Schoße zwei Blumentöpfe stehen hat, ist ein behäbiges Frauchen mit ergrauendem Scheitel und freundlich lächelnden, wohl auch gesprächigen Lippen; aber jetzt sitzt die gute Alte in der ersten Bank, hat kein Gegenüber, und die Nebensitzende, „die in der tiefen Trauer", will sie nicht anreden, die hätte nicht Gehör, noch Dank für eine Ansprache.

Mein Gott! Wie einem in solchem Falle um das Herz ist, das weiß die alte Frau ja selbst recht gut, wenn es auch schon lange her ist, daß sie ihr den Mann hinwegtrugen, schon Jahre her. Und Jahr für Jahr ist sie zur selben heiligen Zeit hinausgefahren und hat dafür gesorgt, daß er sein Licht, seinen Kranz und seine Blumen habe und dabei erinnert sie sich so lebhaft seiner, als stünd' er ihr wieder vor Augen und es ist ihr — ach, es ist ein kindischer Gedanke, sie weiß es — als vermöchte ihre Geschäftigkeit um ihn ihm Freude zu machen. — — — —

Sie wendet ein wenig den Kopf und blickt durch die Scheibe nach der Straße.

Rücken gegen Rücken mit ihr sitzt eine Dame, welche sich, was Gesprächigkeit anlangt, durchaus keinen Zwang auferlegt, unbekümmert darum, ob man ihr Gehör schenkt oder Dank weiß. Die unermüdlich Plaudernde hat eine kleine, aber keineswegs zierliche Figur, denn ein überlanger Oberleib läßt die Beine lächerlich kurz erscheinen, aus dem vollen runden Gesichte blicken, blau und wässern, ein paar nichtssagende Augen und unter dem Stumpfnäschen zeigt sich ein Mund, der nur dadurch den Eindruck unangenehmer Breite

macht, weil die Lippen sich so platt schließen; der Umstand, daß sie geöffnet diesen Eindruck unangenehmer Breite und Plattheit nur verstärken und der welke Zug um ihre Winkel weist darauf hin, daß wir hier eines jener Kinder vor uns haben, die wohl altern, aber nie groß werden, und die glauben, sie seien Weib geworden, weil sie verheiratet gewesen.

Die kleine Dame sprach unaufhörlich von ihrem „Seligen" und wenn sie fürchtete, im Straßengelärme unverstanden zu bleiben, so begann sie mit ihrem kreischenden Stimmchen zu schreien, dazu nickte sie und wiegte sie, als wollte sie es den beiden Kränzen zuvorthun, die mit flatternden Schleifen außen an den Haken schaukelten, zwischen denen sonst die Wagenlaterne hing.

Neben stand ein Mann mit hohlem Auge und eingesunkener Wange, er sog an einer Strohzigarre. Wenn der Wind gar zu arg an den Kränzen zauste, dann griff der Raucher schützend nach dem einen, auf dessen schwarzer Schleife in Silberdruck die Worte „Ruhe sanft" zu lesen waren, dabei hatte sich ihm einmal die goldbefranste Atlasschleife des anderen über den Arm geschlagen und er las die in plumpen, schreiend gelben Lettern angebrachte Devise. Er lächelte bitter und streifte verächtlich das Band von sich.

Dieser Vorgang veranlaßte die kleine Witwe, eine äußerst lebhafte Schilderung des Todeskampfes ihres verewigten Gatten zu unterbrechen und sich über die Roheit der Welt zu beklagen, da eben jener Kranz der für ihren „Seligen" bestimmte ist. Mit sichtlicher Genugthuung erwähnt sie, daß sie selbst „angegeben" habe, was „ihm" auf das Band zu „setzen" sei, nämlich „das" Wort: „Auf Wiedersehen!" (Sie sagte allerdings: „Aufs Wiedersehen!") Sofort aber — an das zuvor Unterbrochene anknüpfend — erzählte sie, daß sie nicht eine Viertelstunde mit der Leiche ihres Mannes unter einem Dache geblieben sei, aus Furcht, der Tote möchte wieder „lebendig werden oder ihr sonst etwas anthun".

Ueber diese naive Aeußerung, die mit der Sehnsucht

nach dem Wiedersehen einigermaßen im Widerspruche stand, lachte ein junger Mensch an meiner Seite laut auf, das machte mehrere mitlachen und die Schwätzerin verstummen.

Das Bürschchen neben mir, vermutlich ein Student, schien sein Verdienst um die Gesellschaft nicht gering anzuschlagen. Er saß da, in Miene und Gebärde jene überschwengliche Selbsteingenommenheit zur Schau tragend, welche verzogene junge Leute sich so häufig merken lassen und unvernünftige ältere wie eine Beleidigung empfinden, während vernünftige darüber lächeln. Er hielt ein Buch in der Hand, zwischen dessen Blättern er den Zeigefinger einklemmte, indes er mit dem Rücken sich den rechten Schenkel frottierte. Ich neigte mich ein wenig vor und las den Titel des Werkes: „Der Tag nach dem Tode". Wahrscheinlich sucht er das Grab eines Jugendgenossen auf und zu diesem Gange hat er sich in seiner Art vorbereitet, mit einem — Lehrbuche; ihm mag es ja für ein solches gelten, denn sicher imponiert ihm noch eine schlankweg aufgestellte Hypothese mit waghalsig darauf gebauten Schlüssen.

Fernab liegt der Jugend der Tod. Eine weite Strecke, erfüllt mit Träumen von Ehre und Glanz, Genuß und Glück, legt sie zwischen ihn und sich. Sie glaubt nicht an den Tod, weil sie eine stets wachsende Kraft in sich fühlt, über deren Bethätigung sie zwar im unklaren ist, deren Vernichtung aber so ganz undenkbar erscheint, daß selbst die Frage nach einem Anderswo oder Irgendwie für eine müßige gilt!

Wahrhaftig, die Jugend bedarf nicht jener Trostbücher, jener Streitschriften gegen die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß der Tod ein Uebel sei; was aber sollen wir Erwachsene mit ihnen anfangen?

Es ist eines der jämmerlichsten Machwerke dieser Gattung, das mein Nachbar da mit sich führte, denn es behandelt „das zukünftige Leben nach den Forschungen der Wissenschaft", benutzt auch, größerer Anschaulichkeit halber, das beliebte Mittel der Illustration, „mit zehn astronomischen Abbildungen", steht auf dem Titelblatte. Also in einer Sache

des Herzens wendet sich der Autor nicht an dieses? Auf einem Gebiete, wo sich zu allen Zeiten die erleuchtetsten Geister des Wissens beschieden haben, will er sich nicht bescheiden?

Glauben denn diese Philosophaster, wenn sie einen Traum, mit eigenem halben Wissen und fremder mißverstandener Beobachtung herausgeputzt zu Markte bringen, daß ihn irgend wer für ein System kauft und zu einer Ueberzeugung auffüttert?

Mit euren Büchern macht ihr auch nicht einen Zweifelnden um ein Bedenken ärmer, um eine Hoffnung reicher; der Ernste wird sie kopfschüttelnd aus der Hand legen, dem Launigen bieten sie Anlaß zu wohlfeilen Späßen, denn wenn ihr über Auferstehung, Wiedergeburt, Existenz auf anderen Welten oder im weiten Aetherraume so wortreich und selbstbewußt euch vernehmen laßt wie irgend ein Dozent über ein gang und gäbes Kapitel aus der Naturgeschichte, dann wird man euch auch fragen, wo denn bei eurem Wissen der Prüfstein aller Wissenschaft, das Experiment, bleibt; ob ihr schon einmal auferstanden, wiedergeboren worden, auf anderen Sternen gewesen, im Aether geschwebt seid oder ob ihr andere zu derlei Motionen veranlaßt und sie dabei und danach kontrolliert habt?

Daß ihr Zweiflern gegenüber vergebliche Mühe aufwendet, das wird sich eure Autoreneitelkeit nie klar machen, doch wahrlich nicht das nimmt man euch übel, daß ihr Spötter lachen macht, wohl aber, daß ihr durch eure Machwerke die Gläubigen, die Hoffenden verletzt.

Was auch den Menschen bewegt, nach der Unsterblichkeit seines Wesens zu verlangen, ob ihn grübelnder Sinn lüstern macht, den letzten Grund der Dinge zu schauen — ob das Rätsel des Daseins so schwer auf ihm lastet, daß ihn vor dem Zusammenbrechen nur der Gedanke schützt: er werde wissen warum, wofür er litt und stritt — ob er von der Unzulänglichkeit des irdischen Rechtes bedrückt, nach dem göttlichen aufschreit und ihm Lohn und Strafe anheimstellt —

ob es die Liebe ist, die ihn nach seinen Heimgegangenen sehnen macht — oder ob es auch nur der Kampf ist gegen den Gedanken der Vernichtung, der ihn in einsamen Nächten durchfröstelt — all dies Bangen, Sehnen, Heischen, Hoffen und Ahnen, es ruht zu tiefst in der Brust des Menschen eingeschlossen, unausgesprochen, unaussprechbar, über allen Schrecken des Todes und Greuel der Verwesung — ein Mysterium!

Ein Mysterium, das ihr entheiligt, wenn ihr es vom Herzen nach dem Kopfe versetzen wollt! Ein Mysterium, das, auf den lauten Markt gezerrt, zum Märchen wird und in euren Büchern — zu Unsinn!

Ich hatte mich vergessen und die letzten Worte laut gesprochen.

„Wie meinen?" fragte der Student.

Ich legte den Zeigefinger auf das Buch und sagte: „Das mein' ich."

Jetzt tauchte zur rechten Hand die Rohziegelmauer mit den darüber wegragenden Kreuzen und Urnen auf, der Wagen rollte rascher dahin, die Schleifen der beiden Kränze flatterten hintennach und drehten sich im Winde ab und zu — Ruhe sanft! — Ruhe sanft! — Auf Wiedersehen! — Auf Wiedersehen!

Jetzt faßt der Kutscher nach der Kurbel der Rädersperre. Eine kurze Strecke noch schleift der Wagen hin, dann halten wir am Ziele. Der hagere, hohlwangige Mann außen wirft den Zigarrenstummel von sich, hebt seinen Kranz vom Haken und steigt vom Trittbrette, die kleine Witwe schießt zur Wagenthür hinaus, wobei sie dem Studenten einen mißgünstigen Blick zuwirft; dieser erhebt sich und folgt ihr, nachdem er aus überragender Körperlänge mit entsprechend überlegenem Lächeln auf mich herabgesehen, die Dame in Trauer seufzt schwer auf und verläßt zögernd ihren Sitz, und das behäbige alte Frauchen, obwohl vollauf beschäftigt, Laterne, Kranz und Blumentöpfe zu ordnen, nickt ihr teilnehmend zu.

Als ich durch das große Thor eintrat, kam ein Diener in reicher Livree, der ein schwarzsamtnes Kissen unter dem Arme hielt, herzugelaufen und gab Zeichen nach dem Standplatze der Privatequipagen; dann blickte er nach einem alten Herrn zurück, der noch in einiger Entfernung bedächtig einherschritt.

Es war ein rüstiger alter Herr trotz des schneeweißen Haares, das unter der breiten Krempe seines Cylinderhutes bis zum Rockkragen niederhing; das schwache Rohr mit dem goldenen Knopfe benutzte er, um hie und da ein Steinchen spielend aus dem Wege zu schleudern, und den feinen Oberrock, der ihn vor der Unbill der Witterung schützen soll, trug er nicht einmal zugeknöpft, so daß man bei mancher Wendung den Brillant der Busennadel im Sonnenlichte sprühend aufleuchten sah.

Der Greis kehrte wohl aus dem vornehmen Viertel des Friedhofes zurück, wo sich Gruft an Gruft reiht, er fand dort die Ruhestätte der Seinen — einst die eigene — unter Palmenzweigen, Blumen und Kränzen, von Lichtern umflackert und kniete davor im Betschemel auf samtnem Polster.

Jetzt wandelt er achtlos an den Schachtgräbern dahin.

An dem letzten derselben steht ein Mann, gleichfalls schwarz gekleidet, aber dürftig, ein fadenscheiniges Röckchen am Leibe, ein dünnes Beinkleid, das ihm der Wind an die dürren Glieder preßt. Der Mann starrt vor sich hin auf das Grab, nur wenn das kleine in seinen Lumpen frierende Mädchen, das er an seiner linken Hand hält, zusammenschauert, dann blickt er, wie scheu, nach der Kleinen, sein Auge wird unstet und er fährt schnell mit den Fingern der Rechten danach und wischt, als quälte ihn dort ein Sandkorn.

Auf diese Gruppe trat der alte Herr zu, mit leutseliger Miene beugte er sich herab zu dem Kinde. „Hast du ein Schwesterchen oder ein Brüderchen da?“

Der Arbeiter griff an den Schirm seiner Mütze. „Die Mutter, Herr!“

Der Greis berührte flüchtig mit der Hand das Köpfchen der Kleinen. „Nun, sei nur recht brav," sagte er, „deine Mutter sieht jetzt alles, die ist ja im Himmel dort oben."

Der Durftige mochte wohl dem noblen Herrn nicht ins Gesicht widersprechen, er sah daher zur Seite, drückte das frostgerötete Pätschchen in seiner Linken, um das Kind aufmerksam zu machen, und sagte leise aber bestimmt, indem er mit der Rechten nach dem Grabhügel wies: „Da, in der Erd' ist sie!"

Der Alte stieß einen mißbilligenden Laut aus und zog die Brauen zusammen. „Pfui. Wenn sie jetzt auch da in der Erde ruht, so wird sie doch einst, wie wir alle, wieder auferstehen."

„Gester Herr," sagte der Arme und diesmal hielt er den Blicken des Reichen stand, „die hat all ihr Lebtag nichts Gutes gehabt, wozu sollte sie wieder auf?!"

Da kehrte sich der alte Herr ab und ging zornig murmelnd hinweg. Der Diener, der ihm in den Wagen half, erlauschte dabei, daß jetzt ein roher Unglaube unter den niederen Schichten um sich greife. Bestürzt klappte er den Schlag zu.

Ich hatte wenige Schritte seitwärts gestanden, während die beiden Männer sprachen; als jetzt der Arbeiter das Grab verließ, faßte er mich ins Auge und streckte die Hand nach dem Hügel aus, mit einer Geste, als wollte er etwas sanft nach der Erde zurückdrücken. „Es ist doch besser so!" sagte er, und an mir vorüberschreitend, deutete er nach der Richtung, die der Alte eingeschlagen, und lächelte bitter: „Glaub's schon, daß der gerne ein Leben fortführen möcht', wo ihm nie etwas abgegangen ist."

Gleich diesen beiden werden viele verstimmt, verbittert, verdüstert von Grabstätten heimkehren, weil sie ihren Glauben oder Unglauben nicht außer den Friedhofsmauern gelassen haben. Wir leben einmal dieses Leben und an diese Welt sind wir mit allen Nervenfasern und Muskelsträngen geknüpft, mit den Bewohnern einer andern wüßten wir nichts anzu-

fangen; aber auch das lebendige Angedenken derer, die mit uns gewohnt hatten, vermögen wir nicht auszutilgen und ebensowenig wie sich der Gläubige die Verklärung, vermag sich der Ungläubige die Vernichtung vorzustellen. Verständlich sind uns die Toten nur als das, was sie waren!

Als Vorkämpfer in den gleichen Streiten, als Vorläufer nach den gleichen Zielen stehen sie uns nah, und weil die Bahn, soweit sie dieselbe durchmessen, abgeschlossen vor unseren Augen liegt, weil wir wissen, welchen Weges und an welches Ende sie von Irrtum, Leidenschaft oder Tüchtigkeit Schritt für Schritt geführt worden, so wirkt auch ihre Lehre ernster, ihre Mahnung eindringlicher, ihr Beispiel mächtiger; doch Lehre, Mahnung und Vorbild sprechen nur dem Geschlechte, dem sie angehörten, von der Welt, in deren Lichte sie einst gewandelt. O glaubt nur ja nicht, daß die Toten so ganz tot seien! Ihr müßtet eben nie davon gehört haben, was sie aus einem feigen Geschlechte zu machen vermögen, wenn dieses, dem Untergange nah', der Tüchtigkeit seiner Vorahnen sich erinnert und zu ihnen aufschreit in höchster Not; ihr müßtet überhaupt nicht von dem Verkehre mit ihnen wissen.

Fürchte niemand, daß ich ihn jetzt vom Friedhofe weg in die Sitzung eines spiritistischen Klubs führe, noch daß ich hier, angesichts der Gräber, für ein Medium oder für eine neue Broschüre über Kundgebungen aus dem Jenseits Reklame zu machen beabsichtige; das alles hat nichts mit dem zu schaffen, was ich meine.

Ich werde jetzt hier die Gräberreihe entlang gehen, ich weiß dort einen Hügel, der eine teuere Heimgegangene deckt, ich werde ihr diesmal wenig sagen können, denn wir werden vielfach gestört sein durch Leute, die nur der eigene und fremde Putz und der der Gräber beschäftigt, aber ich werde alles, was mit mir und um mich vorgegangen, seit ich das letzte Mal an derselben Stelle gestanden, kurz zusammenfassen; mählich wird in Ton und Geste, in Ausdruck und Mienen das Bild der Dahingeschiedenen lebendiger — hier hasche ich einen Ton des Einwurfs — dort eine Geste der Zu-

stimmung — und wenn ich dann in mir etwas wie Beschämung empfinde, dann mißbilligt sie — und wenn mir's frohmütig wird, dann heißt sie gut — und wenn zu tiefst mir in der Seele stille, dann tröstet sie. — —

Ah, ihr denkt, es rede nur dieser eine Tote und nur mir? O, fragt doch — fragt ein gutes Kind, das am Grabe seiner Eltern sich deren Segen erfleht, fragt ein arges Kind, das Verzeihung erbettelt, fragt den Vater, der am Grabe seines Lieblings sich Trost holt, fragt, fragt alle, die sich auf den Umgang mit den Verstorbenen verstehen, und sie werden euch sagen:

„O, glaubt nicht, daß die Toten so ganz tot seien!"

Aus der Spielzeugwelt.

Ein Märchen.

(1881.)

Ein imposanter Hochzeitszug bewegte sich nach der Kirche, die in der Zimmerecke auf dem Boden stand; es war das ein Bau aus einem Guß — von Gips, und es läßt sich nicht leugnen, daß er im Sonnenlichte von außen etwas verstaubt und innen berußt aussah, es war aber auch gar nicht seine Bestimmung, im Tagesglanze etwas vorzustellen, sondern im Dunkeln selbst zu leuchten. Zu dem Ende standen zwei Lichtstumpfen im Innern, und wenn die angebrannt wurden, so schlug die Helle durch die vielen farbigen Fenster, was sich sehr hübsch ausnahm. Der Dom dürfte sonach die Stätte eines der Feueranbetung verwandten Kults gewesen sein.

Den erwähnten Zug eröffnete ein Wagen, — sie hatten nur den einen — darin saß das Brautpaar, eigentlich saß nur die Braut, eine Puppe von junonischer Gestalt, während der Bräutigam, ein hölzerner Nußknacker, quer über dem Wagen lag, mit dem angeleimten Fußbrettchen über den Kutschsitz und mit dem Kopfe über die Lehne hinausragte. Die Braut sah mit den großen dunklen Augen erwartungsvoll vor sich hin; ihre Linke hing schlaff herab, ihre Rechte hatte sie erhoben und in der Magengegend auf ihres Bräutigams Leib gelegt, und wenn sie fuhren und der Arm schütterte, so schien sie ihren Zukünftigen sanft zu frottieren, was sich sehr zärtlich ausnahm.

Hinter dem Wagen ordnete sich das Gefolge und die Schar der geladenen Gäste. Es sprach jedenfalls für die Bedeutung der gesellschaftlichen Stellung des Nußknackers, daß zur Feier seiner Vermählung mindestens drei Schachteln Soldaten ausgerückt waren, Reiterei und Fußvolk, sei es nun als Ehrengarde, oder um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unter den geladenen Gästen fielen besonders etliche Puppen auf, die mehr oder minder durch die Zeit gelitten hatten und sich trotzdem sehr auffällig benahmen; eine einzige zog sich bescheiden zurück, eine unglückliche Person, welcher der rechte Fuß und der linke Arm fehlte, und die sich dieses Mangels bewußt schien; ferner waren da ein großer Gummiball, dem ein buntlackierter Blechkreisel nicht von der Seite ging, dann zwei Gelehrte, nämlich ein Kuckuck, der zwar einen Leib von getrocknetem Lehm, Drahtfüße und darunter einen Blasbalg hatte, aber auf dem Lehmleibe klebten natürliche Vogelfedern, und der Ruf aus dem Blasbalge war so täuschend, als er nur sein konnte, und ein hölzerner Gockelhahn, welcher behauptete, daß er in gerader Linie von dem Herausgeber der alten Kinderfibeln abstamme, dessen Bildnis auf dem Titelbilde derselben ersichtlich gewesen; auch ein Wurstel fehlte nicht, der sich Edler v. Strumpf nannte, weil er vom Scheitel bis zur Sohle gestrickt war, ein fahrbares Kaninchen, das die Trommel, und ein Bajazzo, der die Tschinellen schlug. Es würde sehr zeitraubend sein, all die mehr oder minder unbedeutenden Personen namentlich aufzuführen, die sonst noch dem Brautpaare das Geleite gaben, genug, es war ein imposanter Zug, der sich nach der Kirche bewegte, die in der Zimmerecke auf dem Boden stand.

„Das ist zu rund," sagte der Gummiball, „nur einen einzigen Wagen beizustellen —"

„Ach," seufzte der Kreisel, der ihm zur Seite ging, „wär' ich nur aufgezogen, da sollten Sie mich sehen dazwischenfahren!"

„Das ist zu rund, sage ich," wiederholte der Gummiball, ärgerlich über die Unterbrechung. „Nur einen Wagen bei-

zustellen und den selbst zu benützen, und alle andern sollen sich abmühen, hinterher kollern, rollen und schleifen!"

„Und wie langsam das vorwärts geht!" seufzte der Kreisel. „Wär' ich nur aufgezogen!"

Es hatte keinen Verstand, was die beiden da schwatzten. Ein kleiner Knabe hatte sich in der Ecke neben der Kirche niedergekauert und zog an einer langen Schnur den Wagen, in dem das Brautpaar saß, an sich, ließ ihn aber immer nach ein paar Spannen breit Halt machen, damit das Schwesterchen, das neben dem Zug auf den Knieen herrutschte, alles in schönster Ordnung nachschieben könne; es war daher sehr einsichtslos, sich über Langsamkeit zu beklagen und von einer Mühe, um sich hintennach zu kollern, rollen und schleifen, konnte gar keine Rede sein, denn das besorgte für jeden eine fremde Hand und den Undankbaren lag eigentlich nur ob, sich den mühelosen Weg über zu unterhalten.

„Ach, die Glücklichen," flüsterte die Puppe, die nur einen Arm und ein Bein hatte.

„Wer? Wo? Wieso?" riefen die anderen, von der Zeit mehr oder weniger Mitgenommenen, welche die rücksichtsvolle Schonung, die ihnen seit ihrem Verfall zu teil wurde, als Vernachlässigung empfanden.

„Sie halten doch nicht dafür, daß sie mit ihm, oder er mit ihr —?" fragte eine derselben; sie trug einen Holzkopf mit spitzer Nase, die hatte sie sich lange schon abgestoßen, aber ihr Gemüt war spitz geblieben. „Er mit ihr!" Sie lachte.

Die anderen kicherten.

„Ei, meine Liebe," fuhr die Holzköpfige fort, „da gäbe es Geschichten zu erzählen aus der Zeit, wo sie noch keinen Gedanken auf den ehrlichen Nußknacker hatte. Sie werden sich ja erinnern, meine Damen, als wir das letzte Mal die prächtige Naturerscheinung des leuchtenden Baumes hatten, die uns den Ablauf jedes Jahres anzeigt und zugleich immer von einem starken Fremdenandrange begleitet ist, da ist

auch diese Person mit einmal mitten in unsere Gesellschaft hineingeschneit. Unter den Zugereisten befand sich auch ein schmucker Militär —"

„Terrom, terrom, tom, tom!" machte das trommelnde Kaninchen, denn es wurde eben vorgeschoben.

„Haben Sie gehört, meine Damen?" fragte laut lachend die Holzköpfige. „Ein vortrefflicher Witz! So viel Sarkasmus hätte ich dem Ausgebälgten gar nicht zugetraut; vor dem muß man sich künftighin in acht nehmen."

Das Kaninchen wußte gar nicht, um was es sich handelte, aber für witzig zu gelten, das schmeichelte ihm, es kompromittierte sich daher durch keine Frage und sah so gläsern vor sich hin, wie zuvor.

„Daß ich also sage," fuhr die mit dem Holzkopf fort, „mit diesem schmucken Militärsmann befreundete sie sich sehr bald, ersah die Gelegenheit, sich mit ihm davon zu stehlen und wurde am andern Morgen mit demselben in einer Sofaecke aufgefunden."

„Das glaube ich nicht," sagte die invalide Puppe.

„Sie können es auch bleiben lassen," sagte grob der Holzkopf.

„Sie brauchen auch nicht zu glauben, was ich zu erzählen weiß, und was Ihnen die Damen hier alle werden bestätigen können," sagte eine mit einem Porzellankopfe, der schon lange die aufgeklebte Perücke verloren hatte und glatt und glänzend wie der Wassersack einer Tabakspfeife aussah. „Sie brauchen es nicht zu glauben, nichtsdestoweniger bleibt es aber doch wahr: Eines Tages hatten wir uns alle zu einer Festlichkeit zu versammeln, ich weiß nicht mehr zu welcher, — da hätte unsereins auch viel zu thun, sich jede zu merken, wo man zu so vielen beigezogen wird und oft selbst nicht weiß, wozu eigentlich — kurz, wir kamen alle zusammen, außer dieser Person, die sich ausschloß, um mit einem kleinen Rauchfangkehrer allein im Schrank zurückbleiben zu können."

„Ach, gehen Sie doch," sagte die Invalide.

„Ach, gehen Sie mir doch, Sie zimpferliches Ding," sagte eine andere, die hatte eine Larve von Wachs voll Risse und Schründe. „Glauben Sie, daß wir jemand Unrecht thun? Wie lange ist's denn her, daß sich dieses hochmütige Geschöpf gänzlich von uns separiert und absentiert und in einem Schloß, einem veritablen Schloß, sage ich Ihnen, mit Garten und Springbrunnen, logiert hat? Der stolze Bau ist später verschwunden, soll aber noch existieren! Der Grauschimmel auf Rädern, der oft weite Reisen macht, will ihn auf einer seiner Wanderungen gesehen haben."

„Erlauben Sie," sagte schüchtern die verstümmelte Puppe, „aber ich finde nichts Arges darin, in einem hübschen Schlosse zu wohnen."

„O Sie —!" schrie lachend der Wachskopf. „Woher hatte sie's denn?"

„Meinen Sie, für nichts und wider nichts?" höhnte der Porzellankahlkopf.

„Sie wissen eben nicht, wer ihren Landaufenthalt teilte," bemerkte überlegen die Holzköpfige.

„Ein Herr?" flüsterte sehr verschämt die arme Puppe.

„Der blieb freilich weg," sagte die mit der Wachslarve, „aber eine Amme fand sich ein, eine veritable Amme, sag' ich Ihnen, mit einem Wickelkinde auf dem Arme."

„O, meine Damen," ereiferte sich unwillig die Stummelpuppe, „es konnte ja das Kind einer Verwandten gewesen sein, und die Dame scheint mir sehr gebildet, so hat man ihr wohl das Kind zur Erziehung —"

„Freilich, freilich," lachten die drei, „eine Gouvernante für ein Wickelkind! Hahaha! Das ist kostbar!"

„Ich verstehe nicht, warum Sie sich gar so warm dieser Dame annehmen," sagte die Holzköpfige, nachdem sie wieder zu Atem gekommen. „Sie dürfen sich versichert halten, meine Beste, daß sie es Ihnen nicht Dank wissen und Sie bei jeder Gelegenheit zurücksetzen wird, denn der Verkehr mit Ihnen verheißt ihr keinen Vorteil, und daß sie sich auf

den versteht, das können Sie uns glauben. Als die Herrlichkeit mit dem Schlosse Knall und Fall ein Ende nahm und sie sich zur Rückkehr in unsere verschmähte Gesellschaft entschließen mußte, da war sie wohl der Abenteuer müde und recht froh, einen Mann zu finden wie Nußknacker, der Stellung und Auskommen hat; nun, ich gönne ihr den hölzernen Patron, das muß ich sagen, und auch ihm gönne ich sie, wahrhaftig, das thue ich von ganzem Herzen. Mich dauern nur die andern Damen, denn dazu brauchte er nicht so große Augen, wie er im Kopfe hat, um eine bessere Wahl zu treffen!"

„Oh, bitte, bitte," riefen die andern.

Der Zug war vor der Kirche angelangt und die Zeremonie der Trauung, ebenso kurz wie bedeutungsvoll, ging vor sich. Der Nußknacker und seine Braut mußten den Wagen verlassen, vor dem Portale Aufstellung nehmen und vor dem versammelten Volke sich küssen; hierauf setzten sie sich wieder in den Wagen und die Heimkehr sollte in gleicher Ordnung vor sich gehen, da trat plötzlich eine allen unerklärliche Verwirrung ein, der Wagen blieb wie festgebannt auf dem Flecke, die Gäste fühlten sich an- und übereinander gedrängt, wobei manche das Gleichgewicht verloren und zu Boden fielen, dann blieb alles liegen und stehen, wie es lag und stand.

Man war darüber einigermaßen verschüchtert und hielt es für ein böses Omen, nur der gelehrte Kuckuck mit den natürlichen Vogelfedern that sehr zuversichtlich.

„Herr Kollega," sagte er zu dem hölzernen Gockelhahn, „haben Sie nicht auch in dem Luftstrome, der vorhin mit einmal über uns wegstrich, einen starken Bouillongeruch wahrgenommen?"

„Ja," sagte der Gockel.

„Nun, sehen Sie," fuhr der erstere fort, „nur die Fäkalgerüche sind die bösen, die sind von übler Vorbedeutung. Guck, guck, so findet sich's, wie ich sage!"

„Ich wollte," sagte der hölzerne Gockel, „ich hätte auch

so 'nen Blasbalg und könnte Wind machen wie Sie, da sollten Sie anderes zu hören bekommen."

Einige Zeit danach waren alle bei Nußknackers geladen, mit Ausnahme der Soldaten, — denn eine Stube ist doch kein Exerzierplatz — des Kaninchens, das die Trommel, und des Bajazzos, der die Tschinellen schlug, — denn man wollte keinen Lärm im Hause — und der Puppe, die nur einen Arm und ein Bein hatte; beim Hochzeitszuge verlor sie sich unter den vielen, sonst war sie aber doch ein gar zu unangenehmer Anblick. Der gestrickte Wurstel, der sich Edler v. Strumpf nannte, erhielt die erste Einladung, solche Personen geben den Häusern, welche sie besuchen, ein Ansehen, und man darf es daher ihnen gegenüber in nichts versehen, was sie etwa beleidigen könnte; er sagte zu und erschien der erste am Platze. Dann waren die Puppen, welche die Zeit mehr oder minder mitgenommen hatte, eingeladen, Holzkopf, Porzellankopf und Wachslarve, Damen, die sich in Gesellschaft zu bewegen und wenigstens ins Gesicht jedermann etwas Artiges zu sagen wußten; ferner der Sonderling Gummiball, dem alles zu rund war, und sein anhänglicher Gefährte, der Blechkreisel, der übrigens gebeten war, unaufgezogen zu erscheinen. Alle hatten sich pünktlich eingefunden, man wartete nur noch auf die beiden Gelehrten, den Kuckuck mit den natürlichen Vogelfedern und den hölzernen Gockelhahn.

Die beiden hatten sich auf dem Wege getroffen. „Wissen Sie schon?" fragte der Hahn, denn Gelehrte verabscheuen unnütze Auseinandersetzungen: wußte der Kuckuck etwa schon, was ihm der Hahn mitzuteilen gedachte, so konnte der letztere alle Worte sparen, darum fragte er: „Wissen Sie schon?"

„Den Anlaß zur Einladung bei Nußknackers?" sagte der Kuckuck. „Freilich weiß ich ihn, verehrter Herr Kollega. Der Klapperstorch hat sich bei dem jungen Paare eingestellt und ein allerliebstes Wickelkind gebracht. Ohne es gesehen zu haben, getraue ich mir auf Grund der Bekanntschaft mit den

beiden Eltern auf sein Aussehen und Wesen einen Schluß zu ziehen, für dessen Richtigkeit ich — ich weiß nicht was — verwetten möchte! Das Kind hat ganz sicher — achten Sie darauf, Herr Kollega — den Porzellankopf der Mutter und das Füllsel vom Vater, der von Holz ist, also Sägespäne."

„Ach, verehrter Herr Kollega," sagte fast mitleidig der Hahn, „das ist ja doch schon längst veraltete Rockenweisheit, die Sie aus in der Vorzeit gang und gäben Sprichwörtern zusammengebraut haben, in denen sich der sogenannte klare Verstand aussprach, der sich immer nur an das Allgemeine der Vorfallenheiten hält; damit imponiert man dem großen Haufen, der es ganz gut dahin bringt, zu vergessen, was er zu wissen glaubte, und sich hinterher das Vergessene als überraschende neue Wahrheit, wie Sauerkraut, aufwärmen läßt. Ein System läßt sich aber auf derlei nicht bauen, denn einem solchen zufolge, verehrter Herr Kollega, könnte ja auch die kleine Puppe vom Vater einen Holzkopf und von der Mutter einen Porzellanleib haben! Nicht?"

„Nein, wahrhaftig nein," ereiferte sich der Kuckuck. „Wissen Sie denn nicht, Herr," — aus Aerger nannte er den Hahn weder Kollega, noch verehrte er ihn weiter — „wissen Sie denn nicht, daß nach den neuesten Aussprüchen gewiegtester Autoritäten von der Mutter der Kopf auf die Kinder vererbt und von dem Vater das Innerliche? Porzellankopf und Sägespäne, sage ich Ihnen, anderes werden Sie nicht zu Gesicht bekommen. Guck, guck, so wird sich's weisen!"

So streitend traten die beiden in den Empfangssalon bei Nußknackers, die Gäste hatten es sich längs den Wänden auf Sesseln, auch auf Schränken bequem gemacht, nur der Herr vom Hause stand aufrecht, er konnte, seiner steifen Kniee wegen, überhaupt nicht sitzen, er hielt den breiten Mund zugeklappt, was seinem Gesichte einen ebenso würdevollen, als feierlichen Ausdruck verlieh, seine Frau saß

auf dem Ruhebette und auf dem Tische davor lag ein Wickelkind.

Nach der Begrüßung traten die beiden Gelehrten hinzu, das Kleine in Augenschein zu nehmen.

„Tragant!“ rief der Hahn triumphierend aus.

„O, Atavismus!“ schrie der Kuckuck. „Nichts als Atavismus! Ich wette, um was Sie wollen, eines der Großeltern des Kindes war von Tragant!“

„Ei, Herr Kollega,“ höhnte der Hahn, „die Methode ist gut; wer die Mauern einschlägt, erspart ein Hinterpförtchen.“

„Die Großeltern! Haben Sie gehört? Die Großeltern!“ zischelte die Holzköpfige ihren beiden Freundinnen zu. „Allen Respekt vor der Wissenschaft, wär' ich vermählt, so müßte mir auch ein Gelehrter ins Haus, er kann zuweilen der Frau sehr nützlich sein.“

Der Streit der Gelehrten hatte die Gesellschaft sichtlich verstimmt, denn Zustimmung oder Widerspruch erschien in einer so heiklen Angelegenheit gleich unartig, man brach allseitig auf und trennte sich; der Edle v. Strumpf gab unter Gähnen der liebenswürdigen Hausfrau den wohlmeinenden Rat, keine Gelehrten mehr zu laden, es sei das ein rücksichtsloses Volk, das sich nur ungelegen mache.

Etliche Wochen, bevor die prächtige Naturerscheinung des leuchtenden Baumes den Ablauf des Jahres anzeigte, trat jedesmal ein anderes Ereignis ein, das viel zu denken gab; stets am bestimmten Tage kam nämlich ein sehr würdig aussehender Bischof zugereist in Begleitung eines ganz abscheulichen Gesellen, der in rauhes Fell gehüllt war, Hörner trug und gegen jedermann die lange, rote Zunge bleckte; diese beiden Ankömmlinge hielten sich von aller Welt ferne und schlossen sich zwischen den Fenstern ein. Einige meinten, daß der Bischof zur Ueberwachung und Ordnung kirchlicher Angelegenheiten reise, andere hielten dafür, daß es sich entweder um die Versuchung des Bischofs durch den ersichtlich argen Gesellen, oder um die Bekehrung des letzteren durch

den ersteren handle, gewiß war nur, daß es gleichzeitig noch andere Nüsse zu knacken gab, wozu der Nußknacker bestellt war, der dann immer von Amts wegen eine kleine Reise unternehmen mußte.

Während seiner diesmaligen Abwesenheit stellte sich ein Fremder ein, ein stattlicher Herr, der in weiße Seide und blauen Samt gekleidet war, über und über mit Silberbörteln und eben solchen Flinserln bedeckt, er hatte ein reichgesticktes Barett auf, von dem bunte Federn nickten, und hing an einem Gummifaden, was ihn befähigte, die unglaublichsten Sprünge zu machen. Man hieß ihn bald allgemein den Luftspringer. Diesem Luftspringer nun fielen die junonische Gestalt und die großen, dunklen, erwartungsvollen Augen der Madame Nußknacker auf, er stellte sich derselben vor, indem er sagte, er würde es sich als unverzeihliche Sünde anrechnen, der schönsten Frau der Welt nicht seine Aufwartung gemacht zu haben.

Indem er die Gesellschaft mit beleidigender Geringschätzung behandelte, brachte er es bald dahin, daß jeder, der ihn dort wußte, dem Nußknackerschen Hause ferne blieb. Der jungen Frau schmeichelte der ausschließliche Vorzug, der ihr zu teil ward, und da sie an dem Umgange Luftspringers Gefallen fand, berührte es sie gar nicht unangenehm, daß die Ungeladenen wegblieben; daß auch keine Geladenen kämen, war ganz in ihre Hand gegeben, und so kamen auch keine, kurz, je mehr sich die beiden einander näherten, je mehr zogen sich alle andern von ihnen zurück.

Der Nußknacker hatte seiner anstrengenden und aufreibenden Pflicht genügt und kehrte heim. Er machte einen Augenblick auf einer Kommode Halt und sah hernieder, der Raum unter ihm lag in einer befremdenden Ruhe und Leere, kein bekanntes, befreundetes Wesen ließ sich hören oder sehen; dort am Boden, in der Fensternische gegenüber mußte die Wohnstube liegen.

Der Nußknacker richtete die großen Augen nach seiner Wohnstätte.

O, es war empörend, was er da sah! Er klapperte ein paarmal mit der Kinnlade, dann blieb er erstarrt mit offenem Maule stehen.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich in dunkler Lade von allen Bekannten und Befreundeten umgeben.

„Das ist zu rund," sagte der Gummiball.

„Wär' ich nur aufgezogen gewesen," sagte der Blechkreisel, „ich wäre gewiß dazwischen gefahren, armer Freund!"

„Ach, wer das gedacht hätte!" seufzte die Puppe, die nur einen Arm und ein Bein hatte.

„Ich hab's ja gedacht!" sagte die Holzkahlköpfige

„Ich auch!" sagte der Porzellankopf.

„Und erst ich!" schrie aufgeregt die Wachslarve.

„Guck, guck," sagte der eine Gelehrte.

„Sie sollten sich was schämen, den armen Mann noch zu höhnen!" schrieen die Puppen.

„Dummes Zeug," flüsterte der gestrickte Wurstel, der sich Edler v. Strumpf nannte. „Aergert mich nur, daß sie gegen mich die Unnahbare gespielt."

Luftspringer und Madame Nußknacker jedoch nahmen weder von der Rückkehr des beleidigten Gatten, noch von der Entrüstung der verehrlichen Gesellschaft irgend welche Notiz; ja, sie trieben die Frechheit so weit, einmal in demselben Wagen, der den Hochzeitszug eröffnete, eine Spazierfahrt zu unternehmen und dabei recht absichtlich mitten durch die Menge jagen zu lassen.

So kam der Abend heran, an dem sich die prächtige Naturerscheinung des leuchtenden Baumes zeigt. Alles ist in der dunklen Lade erwartungsvoll versammelt. Niemand wagt dieselbe zu verlassen, mit Ausnahme Nußknackers der von Amts wegen abberufen wird. Eben bei seiner Entfernung öffnet sich weit die Lade, und man genießt das entzückende Schauspiel, das der riesige Baum, an allen Zweigen mit flammenden Lichtern und flirrendem Goldflitter, bietet, man sieht um ihn die Schar der zugeströmten Fremden versammelt, — dann schließt sich wieder die Lade und man

sieht mit fiebernder Ungeduld dem kommenden Morgen entgegen, der mit den zugewachsenen neuen Erscheinungen in Verkehr zu treten gestattet.

Diesmal öffnete sich aber nach Nußknackers Abgange die Lade ein zweites Mal und Madame Nußknacker stürzte in derangierter Toilette und mit aufgelösten Zöpfen herein. Aus ihren wirren Ausrufungen ließ sich entnehmen, daß sie zum Hause hinausgeworfen worden war, nachdem sich zwischen Luftspringer und einer neuangekommenen Fremden sofort ein Verhältnis entsponnen hatte. Die Unglückliche beschwor ihre alten Bekannten, ihr bei der Versöhnung des gekränkten Gatten behilflich zu sein. Fürs erste sagte niemand ja noch nein und alle zogen sich von ihr zurück, so daß sie in ihrer Ecke allein zu liegen kam.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, waren die ersten Worte, die an ihr Ohr schlugen: „Ja, das ist schrecklich!"

Madame Nußknacker, die sich ganz verlassen in der Ecke liegend fand, wo sie am Abend zuvor liegen geblieben war, sah auf; der Grauschimmel auf Rädern, der oft weite Reisen machte, hatte die Worte gesprochen, und von einer bösen Ahnung getrieben, fragte sie: „Was ist schrecklich?"

„O, Madame," sagte die Puppe mit dem Holzkopfe, „von etwas Schrecklichem ist allerdings die Rede, aber da es Ihren Gatten betrifft, so weiß ich nicht, ob es Ihnen so schrecklich vorkommen wird wie uns."

„O, was ist es?" rief, zu Tode erbangend, Madame Nußknacker.

„Belieben Sie sich nur in Geduld zu fassen," fuhr die Holzköpfige fort, „denn da Sie sich in letzter Zeit nicht das geringste um Ihren Herrn Gemahl bekümmerten, so ist Ihnen natürlicherweise auch gänzlich unbekannt geblieben, in welche Gemüts- und Leibesverfassung der Bedauernswerte durch die gänzliche Vernachlässigung Ihrerseits geraten war, und man wird sonach Ihnen erklären müssen, was wir alle ohne jeden

Kommentar nur zu gut begreiflich finden. Die allerdings etwas frappierende Ueberraschung, die Sie sich Ihrem Herrn Gemahl bei seiner Heimkehr zu bereiten gestatteten, wirkte so auf den guten Mann, daß er von der Stunde an das Maul verwundert aufgesperrt hielt, und als er gestern wie üblich seinen amtlichen Verrichtungen nachkommen sollte, da brachte er den Mund nicht zu und keine Nuß auf, man schalt ihn ein unnützes Möbel, und diese Kränkung seiner Ehre und wohl der Gedanke an jene, welche derselben vorangegangen war und seine körperliche Herabgekommenheit verursachte, veranlaßte den Unglücklichen, sich durch eine offenstehende Ofenthüre in die Flammen zu stürzen, in denen er zu Asche verbrannte."

Madame Nußknacker schlug mit dem Porzellankopfe zu Boden.

„O, Madame," sagte der Gummiball, „finden Sie selbst, daß das zu rund ist? Sagen Sie aber nur, wie erklären Sie das ganz Unverantwortliche Ihres Betragens?"

„Kann ich es mir denn selber erklären?" schrie Madame Nußknacker. „Wer, der jemals sich die Mühe genommen, über unser armseliges Puppendasein nachzudenken, muß nicht eingestehen, daß er sich oft plötzlich, wie von fremder Hand, zu Personen hingesetzt und ihnen nahe gebracht fühlte, an die er, mochten sie ihm bekannt oder unbekannt sein, den Augenblick zuvor gar nicht gedacht hatte, ebenso wie er wieder mit einemmal wie von fremder Hand sich von ihnen weggerissen und mit anderen vereinigt fühlt, ohne einen Gedanken an Trennung von dem Bekannten und Vereinigung mit dem Fremden gehabt zu haben?! Wer ist denn unter uns allen, der behaupten könnte, er habe diese fremde, ich möchte sagen, spielerische Hand mit ihren Eingriffen in unser Leben nie empfunden?!"

„Guck, Guck," sagte der eine Gelehrte, „daran ist etwas Wahres."

„Das ist zu rund!" schrie der Gummiball.

„Da haben Sie vollkommen recht," sagte der hölzerne

Gockelhahn. „Bei Wesen, deren Leben sich aus tausend Zufälligkeiten oder nach einem Plane, der bis ins kleinste vorausbestimmt ist, aufbaut, kann derlei vorkommen und können solche Erklärungen klecken, aber bei uns, wo jeder selbständigen Willen und freie Bewegung hat, in unserer Spielzeugwelt nicht!“

Pfahlbaute mit Nutzanwendung.

Skizze.

(1881.)

Was ist das für ein Tag? Die Luft, man verspürt sie sonst kaum, heute umgibt sie einen fühlbar, man drängt durch sie und es ist doch ein freundliches Gefühl, leichte Mühe, und man bethätigt dabei, daß man lebt. Die Ackerkrume sieht tiefbraun herauf, es steigt ein eigener Brodem von ihr, so nährkräftig riecht es. Es ist Frühjahrs-Beginn.

Es liegt da auch ein Acker etwas seitab vom Wege, aber nicht frei und offen, sondern mit Mauern umgeben, Hügel sind im umfriedeten Raume aufgeworfen, Kreuze und Steine stehen daran, die Luft fächelt so lau und Sonnenschein liegt darüber, wie da draußen auf der weiten Halde. Manchmal weht es über den Hügelkamm herüber, die jungen Halme schütteln sich im Feld und von der Friedhofsmauer stäuben einzelne Sandkörner. Am tiefblauen Himmel sind nur wenige fahle Flöckchen sichtbar, sie scheinen unverrückbar an einer Stelle zu stehen und an derselben auch zu zerfließen.

Wie ruhig! Man meint, den eigenen Herzschlag verspüren zu können; man glaubt, die eigenen Gedanken, wie sie werden, belauschen zu können. Mensch, glaubst du an den Tod? Nein, so wenig diese Gestorbenen da an das Leben glauben.

Wenn einst der Spaten ihre Gebeine aufwirft, wird es heißen: „Es sind Bauern gewesen," — wie es in einer Fürstengruft heißen wird: „Es sind Könige gewesen!"

Es ist nicht gehörig, aber dort vor der Friedhofsmauer, wo die Nesseln wuchern, liegt ein Scherbenhaufe, Topf und

Kanne, 's ist gebrannter Thon, eines wie das andere, und der Inhalt ist längst verraucht und vertrocknet.

Dort ist die Mauer etwas nieder geraten und Jahr für Jahr steigt eine oder die andere Nessel hoch empor, lehnt an dem rauhen Anwurfe und legt ihren Kopf mit dem Blütenbüschel oben über die Kante und guckt herein und sieht auf ein verwahrlostes, wohl längst vergessenes Grab. Der Hügel ist tief eingesunken, der graue, verwitterte Denkstein ruht auf geborstenem Sockel, vor ihm liegt in Trümmern die Inschrifttafel, die aus den Klammern gefallen, und hinter ihm im Unkraute ein unförmlicher Klumpen, die Urne, die einst das Ganze krönte.

Heute sah es aber gar wüst an der Stätte aus, die Grube wurde ausgeschaufelt; von dem Manne, der das besorgte, sah man schon lange nichts mehr, nur der Spaten erschien über dem Rande des Grabes und warf nach links und rechts Erde auf, später nach rechts Knochen und nach links morsche Sargbretter, deren Stücke, leicht wie Korkholz, von der Erde emporprallten.

Eine geraume Weile schon lehnte ein Alter an der Kirchhofmauer, die Ellbogen aufgestemmt, und sah dem Vorgange zu; jetzt als der Totengräber die Leiter herauf aus der Grube gestiegen kam und den Spaten von sich warf, grüßte er ihn: „Gut'n Morg'n, Hanns!"

„Ei, Föhrenberger, du bist's? Grüß Gott!" sagte aufblickend der Angerufene.

„Schaffst für d'Steinbrechtin?"

„Freilich wohl. Soll ja moring da in d'Ruh'."

„Ach ja, die arme Haut! Is ihr zu gönnen. Sieben Jahr siech liegen, is kein' G'spaß. Sikra h'nein."

„Freilich nit," sagte der Totengräber und rückte mit dem Fuße die Knochen zusammen. „No, schau mal, dös Häuferl Boaner da, wer sollt's denken, war auch einmal ein Mensch g'west wie wir, hat wohl auch nit viel anders d'erlebt, empfunden und erfahren. Ach, du mein Gott, was doch das Leben is und sein thut?!"

„Na, dem sein d'Erlebt's liegt wohl schon viel weit hinter seiner und hinter uns!"

„Denk's selber, gut hundert Jahr' schätz' ich."

„Sapramost, is a Zeit! Endlich is aber doch an ihn d'Reih' kämma; nit amal als ein Toter hat der Mensch ein' Frieb'."

„'s ist nit anders af der Welt," sagte der Totengräber; „nit nur d'Lebendigen, auch die Toten müssen denen, was nachkommen, Platz machen." Er ergriff den Spaten und begann die Knochen auf den Grund der Grube zu werfen. „Ja, ja, wenn mer so wüßt', wer der da g'wesen war, könnt' mer vielleicht a Nutzanwendung af sein Leb'n mach'n und sich' a Lehr' draus entnehmen."

„Ah mein, als einzels Mandel is mer der viel z' g'ring und für ein' Toten viel z' jung, da hab' ich mir heut schon a Nutzanwendung g'macht, die paßt afs ganze Menschen-g'schlecht und schreibt sich von Urälten her. Mußt wissen, ich kimm ent' vom See her, da haben a paar g'studierte Stadtherrn wieder so a Stell' aufg'funden, wo amol af Pfosten so a Prügelhütten überm Wasser g'standen is, — Pfahlbauten heißen sie's — ich hab' ihnen zug'schaut, dös Ding bloßlegen, wie jetzt dir dein' Toten ausgrab'n, aber mein lieber Hanns, ein solcher schaut allmal einer 'm andern gleich, doch so a Siedlung aum Wasser is nit zu vergleichen einer heutigen Ortschaft. Sider unvordenklichen Zeiten hat unser Ort da Billigsdorf g'heißen, weiß sich keins zu entsinnen, wann zu dö ersten Hütten wohl der erste Stein g'legt worden ist; noch unvordenklicher is der wilde Wald über die Stätt' weggangen, war noch kein Schießen, kein kaiserlicher oder herrschaftlicher Jager und wegen dö Bären, Wölf' und andern Raubtier' unlustig g'nug in Forst spazieren zu gehen, da hab'n eben die Leut' in selben Prügelhütten g'wohnt, Erd- und Imbeer 'gessen und Fisch', auch wohl Wild, was s' mit den Pfitschepfeil g'schossen hab'n und in die Tierfell' hab'n sie sich auch g'wandt, ganz unvordenklich aber sein s' nackt in die Höhlungen z'sammen g'schloffen, is a Vieh h'nein-

kommen, haben sie's mit Steinen d'erkait und die Knochen g'spalten und 's Mark aus'trunken, — no, g'speist z' hab'n! — über 'n G'schmachen is nit z' dischpadiern. No, Hanns, was sagst, sein dö Wildling 'leicht besser g'wesen wie wir?"

„Dös schon gar nit."

„Und schlechter können s' nit g'west sein, sag' ich! Dös Ruf- und Uebelnamengeben, daß mer sich ins G'sicht h'nein freundlich und hinterm Rucken falsch sein kann, dö Mann- und Weibsleut-Nixnutzigkeit, wo sie sich gern hab'n und prügeln und nit ausstehn mög'n, und schön thun. Dasselb' is 's nämlich' sider dö unvordenklichen Zeiten, wo der Mensch ohne ein' Faden af 'n Leib in die Höhlungen bei der rohen Markkost g'sessen is und später, wo er in Viehsfell' in dö Prügelhütten bei Wildbratl und Zuspeis g'haust hat, bis af 'n heutigen Tag, wo er sich in sauber Tuch kleid't, in steinernen Häuser wohnt und lecker frißt, all was ihm vorm Schnabel kimmt, mag's der Herrgott dazu bestimmt hab'n, oder kein Teuxel darauf verfallen, daß sich eins oder 's andere auch essen ließ'!"

„Kann schon sein, kann schon sein auch, Föhrenberger," sagte der Totengräber. . . . „Aber wo bleibt dein' Nutzanwendung?"

„Dö is tröstlich! Schau, Hanns, unser Herrgott muß doch in Wahrhaftigkeit der gute Mann sein, den 'n alle Welt sein laßt, sonst könnt' er nit so ruhig zuschau'n und wahrnehmen, wie die Menschen trotz 'm bessern Loschament, der gutern Kost und säubern G'wandung die nämlich' Mistvieher blieben sein!"

„Kann sein, kann schon sein; aber Föhrenberger, da zählst du ja auch bei."

„Kein' Red', Hanns, kein' Red', wer d'Nutzanwendung macht, der schließt sich aus."

„So, so," murrte der Totengräber, „du schließt dich aus? Dann bedank' ich mich schönstens fürs Kumplment, denn 's selbe gilt mir ganz gleich, ob mich eins mit ein' Aufwand von unvordenkliche Zeiten oder gradzu ein Mistvieh heißt."

„Deha, Hanns, öha! So is's nit g'meint. Du stimmst mir doch bei."

„Beistimmen thu' ich schon."

„Na, also, auch wer beistimmt, schließt sich aus."

„Je ja, je dann," lachte Hanns, „ich komm' gleich wieder des Wegs, sagt 's Roß im Göpel! Von der Schlechtigkeit der Menschen red't jeder Mensch zu jedem und jeder Mensch gibt jedem recht, und da zählt sich kein einziger zu, wo aber bleibt dann von deiner Nutzanwendung die Anwendung und der Nutz?"

„So ist's," — sagte der Föhrenberger, indem er die Augen zusammenkniff, — „wenn einer nit gut aufhorcht, ich hab' ja wohl meine Nutzanwendung auf 'n Herrgotten g'macht."

Damit ging er. Der Wind strich wieder über die Halde und sträubte Körner von der Friedhofsmauer und Hanns wischte sich den Sand aus den Augen, die Nessel aber schüttelte sich, daß es aussah, als behagte sie sich innerlich über einen Spaß, vielleicht äffte sie nur den Föhrenberger nach, der den schmalen Feldweg dahinstieg.

Teufelsträume.

(1873.)

Ein dichter Nebel lag über der großen Stadt London, seit frühem Morgen lag er darüber und war nicht müde geworden, wie sonst einer, der lange auf einer und derselben Stelle liegt, denn er hatte sich weder gerührt noch gedreht. Die Leute, welche ihren Geschäften nachgingen, mußten sich durch seine Schleier hindurch ihre Wege suchen, und da dies die alten, gewohnten waren, so war das eine allerdings noch zu leistende, wenn auch keine angenehme Arbeit, und es mag an solchen Tagen in der großen Stadt London wohl auch mehr geflucht als gebetet werden.

Es war, als hätte die Nixe der Themse ihr feuchtes Gewand zum Trocknen über die gewaltige Häusermasse gebreitet, und wenn dieser nasse Zauberschleier den beschäftigten Leuten schon ein wahrer Greuel war, um wieviel trostloser mußten sich jene in seinen weiten, grauen Falten befinden, die nichts zu thun hatten als — zu leben?! Eine Aufgabe, die allerdings mit einfachem Atemholen abgethan ist, aber doch sehr herabstimmend wirken kann, wenn alle durch diese Luftzufuhr funktionierenden Organe unaufhörlich dem Gehirne rapportieren: „Alles grau — nichts Neues!“ Damit wird dem Menschen auch alles Alte so zuwider, daß er in jene Stimmung gerät, die man Langeweile nennt, und die nur der zu schätzen weiß, den sie schon einmal einen ganzen langen Tag über geplagt hat.

In einem der reichsten Stadtteile, inmitten einer schmalen, geraden Gasse, stand ein hübsches, einstöckiges Palais, die Gasflammen davor leuchteten matt wie Glühwürmchen, zwei mürrisch aussehende, steinerne Gesellen trugen den Thorbogen, sie hatten sich zu dieser Arbeit aller Kleidungsstücke bis auf eine Art kurzen Schurzes entledigt und obwohl sie also nicht einmal „in Hemdärmeln" arbeiteten, gab ihnen doch der Niederschlag der feuchten Atmosphäre das Ansehen, als ob sie vor Anstrengung schwitzten; ebenso mürrisch und steinern, als wäre er der dritte im Bunde, stand in dem Hausflur der Portier, und man glaubte jeden Augenblick gewärtigen zu müssen, daß er seinen Pelzrock abwerfen und einen der Thorbogenträger ablösen würde. Von dem Flur lief ein breiter Teppich die Treppe hinan und über die Gänge des ersten Stockwerks hinweg, dort lag eine große, graue Katze der Länge nach und streckte behaglich alle viere seitwärts von sich, sie schien offenbar diesen Komfort sehr zu würdigen, wenn sie auch sonst keine Augen hatte für alle die Herrlichkeiten und Bequemlichkeiten in dem Hause des sehr ehrenwerten Lords Edward Knuddl.

Lord Edward Knuddl, aus einer sehr alten Familie, war noch ein junger Mann, wenn man ihm das auch nicht ansah. Er war, sozusagen, das Phlegma, das von allen vorangegangenen Knuddls zurückblieb, denn dieselben hatten immer nur in die Verwandtschaft geheiratet, und wenn sich die gleichen Eigenschaften, Tugenden und Leidenschaften durch Generationen immerfort in einem schon typisch gewordenen Organismus aussprechen und auswirken müssen, wenn dasselbe Blut Menschenalter um Menschenalter immer auf andere Adern abgezogen wird, dann verrauchen die seelischen Affekte und das Blut steht ab. Alle Lebensmüdigkeit, die latent in den Adern der sämtlichen vorangegangenen Knuddls schlummerte, entband sich im Blute unseres Lords Edward.

Man hatte ihn zwar nach alter Sitte auf den Kontinent geschickt, aber schon die letzteren Knuddls erwähnen in ihren

Reisetagebüchern nur mehr der Nachtlager, und der edle Edward verschlief die ganze Tour. Nach seiner Zurückkunft sollte der junge Lord auf Andringen einiger alten Verwandten den Versuch machen, das Blut der Knuddls zu erneuern und sich mit einer blühenden Krämerstochter verehelichen, denn die Verwandtschaft war ungeheuer nachsichtig geworden, vielleicht hatte sie Darwin gelesen; kurz, die dralle Krämerstochter fand sich von dem interessant bleichen Edward angezogen, sie war es zufrieden, und der edle Lord folgte seiner Pflicht und brachte es auch bis zur Hochzeit, von da ab betrachtete er seine Frau mit dem ganzen Wohlgefallen, das ihre schöne Erscheinung verdiente, und mit allem Feuer, dessen der letzte Knuddl fähig war, aber er verfiel darüber regelmäßig in bewundernde Apathie oder freundlichen Schlummer, je nach der Tageszeit. Lady Knuddl war nun eine sehr geduldige Seele, aber sie hielt etwas auf Pflichterfüllung, insonderheit wo dieselbe sich auch noch mit der Bestimmung des Weibes koalisierte, und da sie nun keine Aussicht hatte, an Lord Edwards Seite derselben gerecht zu werden, so trennte sich das Ehepaar nach kurzer Frist im schönsten Einvernehmen.

Lord Edward war also vereinsamt, aber das fühlte er nicht. Seine Kontinentreise und seine Heirat waren veranlaßt durch seine Verwandten und er fügte sich als echter Knuddl den Anforderungen, die man namens des Geschlechtes an ihn, den mannbaren Träger desselben, stellte. Doch hatte weder die Reise, noch die Heirat bei ihm irgend welche Konsequenzen. Seine Frau war empfindlicher als der Kontinent, oder vielleicht hatte es der letztere nicht notwendig, Lady Knuddl hatte mit der Scheidung ihren Kanal la Manche zwischen sich und ihrem Gemahl gezogen.

So finden wir denn unsern jungen Lord am Abende des obgedachten, nebligen Tages in einem Lehnstuhle, die Beine weit von sich gestreckt und die Hände in den Taschen der Beinkleider vergraben, am Feuer des Kamins sitzen, um sich von der Unthätigkeit des Tages auszuruhen.

Ein Buch war ihm offenbar aus den Händen gesunken und lag in bedenklicher Nähe des Feuers; der Lord beachtete das aber nicht, denn er dachte gerade an gar nichts. Er war in der Lektüre nicht wählerisch, er las alles, was eben erschien und in den Zeitungen besprochen wurde, er ließ sich alle Wochen den Büchertisch mit Neuigkeiten belegen, das war sein Lesebüffett, von dem er bald hier ein Blättchen, bald dort ein Kapitel naschte, aber nie etwas durchlas.

Jetzt regte sich der Lord ein wenig, schob mit dem Fuße das Buch etwas zur Seite. Es war eine Abhandlung über die Symbolik der Träume, eine jener auf langjährige Beobachtung gestützten Schriften eines Professors, der, wie andere Philosophen, auch nur um seine Träume wußte.

Der Lord langte nach der Klingelschnur und schellte. Die Thür öffnete sich leise und sorgsam, und ohne Geräusch — als hätte sie das der Katze draußen abgelauscht — erschien eine lange, hagere Gestalt, die schweigend an der Schwelle verharrte, der Kammerdiener Seiner Lordschaft.

„Missis Powder!"

Der Lange an der Portiere knickte zusammen und verschwand lautlos, wie er gekommen.

Seine Lordschaft blieben, ohne sich zu rühren, in dem Lehnstuhle sitzen und weil Derselben jetzt der Stumpf einer Zigarre nahe an den Lippen brannte, was Sie bisher mit wahrhaft stoischem Gleichmute ertrugen, so spuckten Dieselbe mit Grazie und großer Sicherheit den bedrohlichen Stummel in das Feuer des Kamins.

Etwas geräuschvoller als vorhin, denn es galt eine Dame einzulassen, öffnete sich abermals die Thür und Mrs. Powder, die Haushälterin, erschien vor Seiner Lordschaft; auch sie blieb erwartend an der Schwelle stehen.

Lord Edward wendete der Thür und somit auch der obgenannten Dame den Rücken zu, er gähnte. Nachdem er eine kleine Weile darauf hinter sich ein unterdrücktes

Gähnen wie ein Echo hörte, sagte er, ohne Wendung des Kopfes, vor sich hin:

„Mrs. Powder?"

„Lord Knuddl?"

Seine Lordschaft wies nach einem in respektvoller Entfernung stehenden Stuhle und Mrs. Powder gehorchte, sich setzend, dieser stummen Aufforderung.

„Langweilig," sagte der Lord nach einer kleinen Pause, während welcher er annehmen konnte, daß die alte Dame Platz genommen habe, von welcher Thatsache ihn auch das Rauschen des über dem Schoße glatt gestrichenen Kleides unterrichten mochte.

„Langweilig."

Mrs. Powder nickte mit dem Kopfe.

Edward sah das zwar nicht, da er nicht aufblickte, aber er schien das schweigend vorauszusetzen, so sehr war er der Uebereinstimmung der Gefühle seiner Dienerschaft mit denen seines Inneren gewiß. Der Dienerschaft im allgemeinen mag es auch heute so ums Herz gewesen sein, ob aber auch der geplagtesten darunter, der alten Powder, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Wahrscheinlich bezog sich jedoch die Zustimmung der alten Dame nur auf ihr Verständnis der Gemütsverfassung ihres Gebieters, von dem sie wohl voraussetzen konnte, es sei ihm zu Mute, wie er aussagte, denn seit unvordenklichen Zeiten hatte kein Knuddl gelogen, ohne Grund schon gar keiner. Das Lügen erfordert immer einen gewissen Aufwand geistiger Kraft, wenn es recht gelogen sein soll, und es liegt in der Natur begründet, daß sich keine Kraft ohne Wirkung ansetzt, das Resultat einer schlechten Lüge ist aber immer ein klägliches, und somit können wir wohl behaupten, die Knuddls hätten aus dem einen oder dem anderen Grunde nie gelogen.

Die alte Haushälterin also stimmte unbedingt bei, was Seine Lordschaft ebenso unbedingt voraussah, so daß er nach einer kurzen Unterbrechung — die wir oben zur Erhärtung der Wahrhaftigkeit der Knuddls nutzbringend an-

wandten — fortfuhr, indem er auf das Buch zu seinen Füßen deutete:

„Träume!"

„Schäume!" sagte Mrs. Powder, denn sie hielt den Ausspruch ihres Gebieters für ein wegwerfendes kritisches Urteil über das auf dem Boden liegende Machwerk, das wohl ein recht ausschweifendes Erzeugnis menschlicher Phantasie sein mochte, weil Seine Lordschaft „Träume" sagte, was sie durch obiges Reimwort zu bekräftigen bemüßigt schien.

Der Lord, also mißverstanden, wiegte unwillig sein Haupt, machte eine abwehrende Handbewegung gegen Mrs. Powder, als wollte er damit ihre „Schäume" aus der Reihe der gesprochenen Worte hinwegtilgen und zeigte dann wiederholt gegen das Buch mit einer Bewegung des ausgestreckten Zeigefingers, als wollte er dessen Titel bis hinunter zum Verlagsorte unterstreichen; deutete dann gegen einen reich geschnitzten Wandschrank.

„Archiv!"

Frau Powder erhob sich eifrig, öffnete die Flügelthüren des Schranks und sah erwartend nach dem Lord.

„Korrespondenz und Aufzeichnungen des Lords Eginhard Knuddl, General in der britisch-indischen Armee, Stück Nr. 70."

Nach dieser sprachlichen Anstrengung lehnte sich der Lord erschöpft zurück.

Die alte Dame hatte mittlerweile ein paar Blätter Papier zum Vorschein gebracht, aus denen jetzt eine kleine Metallplatte klirrend zu Boden fiel. Das Geräusch fuhr der Haushälterin durch alle Glieder, zitternd faßte sie das kleine ovale Blechschild, das mit sonderbaren Charakteren bedeckt war, und legte es mit einer Gebärde, mit der man sich unheimlicher Gegenstände entledigt, rasch auf ein nahes Tischchen, während sie zugleich einen flehenden Blick auf ihren Gebieter richtete, der übrigens durch keine Bewegung eine Ueberraschung über die sonderbare Beilage des Schrift-

stückes kundgab. Die Scheu der alten Dienerin, wie die Gleichgültigkeit Lord Edwards sind Umstände, die uns darauf schließen lassen, daß den beiden Personen der Inhalt dieser Archivnummer nicht fremd war, was wir auch sogleich bestätigt finden werden.

Mrs. Powder reichte sehr dringlich die Briefschaften dem Lord zu eigenem Gebrauche hin.

Derselbe wies sie aber mit entsprechender Gebärde, welche die Dienerin zugleich ihren früheren Sitz einnehmen hieß, zurück.

„Nach abgeschlagenem Angriffe" — — bezeichnete mit erhöhter Stimme der Lord die Stelle, von der er die Vorlesung des Schriftstückes begonnen wünschte.

Die alte Dame schien wohl die Absicht zu haben, dem Wunsche ihres Gebieters Folge zu leisten, aber sie drohte vorerst einem immer heftiger werdenden Hustenanfalle zu unterliegen.

Edward sah ungeduldig auf.

Die Haushälterin seufzte und las, wie folgt:

„Nach abgeschlagenem Angriffe auf unser wohlbefestigtes Lager holten unsere Soldaten aus einem Gebüsche, wohin er sich verkrochen hatte, einen braunen . . ."

„Völlig nackten Hindukerl hervor," ergänzte unerbittlich Seine Lordschaft.

Mrs. Powder schwieg, befühlte aber mit der freien linken Hand leise ihre Wangen, denn sie befürchtete zu brennen; nachdem sie sich von einer noch erträglichen Hitze dieser Hautfläche überzeugt hatte, fuhr sie fort:

„Sie hielten ihn der Spionage verdächtig, jedoch wohin hätte der Mensch Briefschaften verstecken, etwa einnähen sollen, da er . . ."

„Am ganzen Leibe keinen Faden hatte?" schaltete der Lord sehr phlegmatisch ein.

Die alte Dame duckte hier nur etwas mit dem Kopfe unter, als hätte sie die Absicht, bei wiederholten Angriffen auf ihre Schamhaftigkeit denselben unwiederbringlich in ihre

Hände zu vergraben; sie fuhr jedoch für diesmal fort, ein Zeichen, daß wohl von seiten des Schriftstückes derlei nicht mehr zu befahren sei.

„Vor mich geführt, gab er sich für einen sogenannten Traummacher aus. Das dumme Volk hier glaubt nämlich, es ließe sich durch geheimnisvolle Künste möglich machen, im Schlafe nach Verlangen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder sonst von einem beliebigen Gegenstande zu träumen, auch andere durch angezauberte Träume in Schreck oder Irrtum zu versetzen.

„Ich habe natürlich diesen Kerl für das genommen, was er ist, für einen Betrüger, und seine felsenfeste Versicherung, im Besitze der traummachenden Mittel zu sein, für eine Prahlerei, die unumgänglich nötig ist für sein Metier, mit dem es denn doch nicht weit her sein mag, sonst hätte er sich wohl ein paar Sandalen kaufen können. Obwohl ich nun nicht den geringsten Respekt vor seiner eingebildeten Macht besaß, so hatte ich doch einen so großen Widerwillen gegen diesen Menschen, der seiner eigenen Angabe nach offenbar entweder ein Betrüger oder ein Narr sein mußte, daß ich ihn sogleich nach kurzem Verhöre ungehudelt ziehen ließ.

„Den nächsten Tag brachen wir unsere Zelte ab und zogen weiter. Als wir Halt machten, wurde derselbe Mensch von gestern vor mich gebracht; er hatte sich bei den äußersten Vorposten gemeldet und verlangte mich zu sprechen.

„Als er nun mit mir allein war, bedankte er sich in überschwenglichen Ausdrücken für die ihm gestern erwiesene milde Behandlung, zeigte sich aber zugleich höchst beleidigt durch meinen Unglauben an seine Traummacherei. Er vertraute mir, daß das Hauptwerk dieser Kunst darin bestünde, sogenannte „Teufelsträume“ zu machen, das heißt, dem Satane die Macht zu geben, eine Person träumen zu lassen, das wären also Träume, die nicht von Gott, sondern vom Gegenteile kommen und von so furchtbarer Art, daß sie plötzlichen Tod, Wahnsinn, zum mindesten Lebensüberdruß zur

Folge haben; dazu genügt, dem betreffenden Schläfer unter das Kopfende eine kleine metallene bezauberte Platte zu legen.

„Während dieser seiner Auseinandersetzung war der Narr über den Gedanken, ich könnte mich über diese furchtbare Macht, die er sich beilegte, noch nicht gehörig entsetzen, so in Ekstase geraten, daß er mir ein Blech, von angeblich solcher oben beschriebener Eigenschaft, vor die Füße warf, mit der Aufforderung, es selbst zu versuchen, wenn ich den Mut hätte! Für diese Frechheit ließ ich ihn mit fünfzig Hieben entlohnen, von denen er wohl nicht geträumt hatte, denn sie überraschten ihn vollständig, indes nahm er sie mit vielem Anstande entgegen, verließ auch unser Lager, solange er uns in Sicht blieb, in gemessener Haltung; nur etwas später fanden ihn unsere Vorposten in einem Straßengraben zusammengekauert liegen, welche Stellung wohl nicht der Ausdruck besonderen Behagens gewesen sein mag.

„Ich selbst habe das Teufelsblech zwar nie unter mein Kopfpolster geschoben, aber ich habe nacheinander meine sämtliche Dienerschaft, vom alten, dicken John bis zum elendesten Hindukerl, der mir das Fußbad zurichtet, darauf schlafen lassen, ohne den Tag darauf eine besondere Veränderung an den Leuten wahrgenommen zu haben. Der alte John behauptete zwar, er hätte eine sehr unruhige Nacht gehabt, da ihm träumte, sein verstorbenes Weib sei wieder lebendig geworden, aber das helle Tageslicht und die mit ihm einleuchtende Gewißheit, daß die gute Mary bei Devonshire begraben liegt, verhalfen ihm sogleich zu seinem alten Frohmute. Die anderen verspürten gar nichts, denn was sie nach dem Aufstehen von besonderer Mattigkeit faselten, so kennt man schon die Kniffe dieser faulen Hunde, besonders der braunen Hinduschelme.

„Das sonderbare Blechschild aber schließe ich hiermit als Kuriosität bei."

Hier tippte der Lord mit dem Schüreisen, dessen er sich zur Verlängerung seines Armes bediente, auf das Blatt in den Händen der Vorleserin, welche darauf sofort schwieg.

„Gut," sagte der Lord.

Mrs. Powder beeilte sich aufzustehen und gegen den Wandschrank zu schreiten, um das Schriftstück wieder einzureihen.

Der Lord mochte bei dem Geräusche hinter seinem Rücken diese Absicht merken und sagte mit großer Bestimmtheit im Tone: „Selbst!" So daß nicht mißzuverstehen war, daß Seine Lordschaft in höchsteigener Person sich dieser Mühewaltung zu unterziehen gedächten.

Mrs. Powder neigte verwundert ihr Haupt und legte die Papiere neben die kleine Metallplatte, welche auf dem Tischchen liegen geblieben war.

„Gute Nacht, Mrs. Powder!"

„Gute Nacht, Lord Knuddl!"

Die Thüre schloß sich hinter der Haushälterin, der Lord war allein.

Indem er sich ganz behaglich in seinem Lehnstuhle zurechtrücken wollte, griff er mit der Rechten hinter sich, denn lange war es ihm schon, als stieße da etwas mit scharfen Kanten wider ihn. Er brachte ein Buch in Steifleinen-Einband zum Vorscheine. Es enthielt eine Beschreibung der Nordpolfahrt des unglücklichen Franklin, nebst haarsträubenden Schilderungen des Elendes, dem er samt seinen Gefährten erlegen.

Edward hatte es durchblättert, aber alle diese furchtbare Not und Bedrängnis wäre ihm ganz unverständlich geblieben, hätte ihm nicht die Phantasie den Streich gespielt, sich mit seinem Herzen und mit seiner Eitelkeit zu verbinden und ihn, den sehr ehrenwerten Lord Knuddl, selbst nach dem Nordpole zu entführen, damit er dort helfend einschreite und alles nach seinen besseren Einsichten leite und zu gedeihlichem Ende führe. Kaum aber hatte ihn diese

schillernde Versucherin dort, so änderte sie ihr einschmeichelndes Wesen, ging mit dem Verstande eine Ehe auf kurze Zeit ein und zeugte mit ihm lauter unangenehme Bilder und Gedanken.

Der arme Lord fand sich so hilfsbedürftig wie die letzten der Schiffsbemannung, und Komfort und Geld, mit denen er überall auszulangen gedachte, versagten in dieser Zone allen ihren Zauber. Die schwimmenden Eisinseln wollten sich nicht wohnlich einrichten lassen und die Bestien des arktischen Meeres hatten kein Verständnis für die fiktiven Werte, um welche die Krone der Schöpfung alles erstand und erkaufte.

Aller angeborenen Vorzüge und aller ererbten Reichtümer ledig, fühlte sich plötzlich unser „Reisender im Geiste" durch die Destillierkunst des gemeinsamen Elends zu einem schwachen, unvollkommenen Organismus rektifiziert, der auf den poetischen Namen Knuddl hörte und keine weitere Aussicht hatte, als mit den vielen anderen in Compagnie zu hungern und zu frieren. Eine derartig unangenehme Perspektive, daß der Lord ihren Greueln dadurch ein Ende machte, daß er das fatale Buch zur Seite schob.

Nun es ihm zum zweitenmal in die Hände fiel, war er zu sehr auf seiner Hut, um es wieder aufzublättern und sich von seinen grausigen Schilderungen fesseln zu lassen; er warf es hinüber auf den Stuhl, den früher Mrs. Powder eingenommen.

Lord Knuddl hatte kein hartes Herz dem menschlichen Elende gegenüber, aber vor dem übermenschlichen schloß er gerne die Augen, wie alle Leute, die eben ruhig und behaglich dahinleben wollen, und hier hatte ihn sogar seine eigene Phantasie in Mitleidenschaft zu ziehen versucht!

Er wandte seine Augen von dem Stuhle ab, auf welchem der verhängnisvolle Band lag und sah in die verglimmenden Kohlen des Kamins.

Da lag es schwarz und wieder grau unter der Asche und einzelne Spitzen glänzten und gleißten, als wären es Spitzen

der Eisberge, die unter der Mitternachtssonne des Nordpols aufleuchteten.

Der Lord seufzte.

Was ist das Leben und was ist das für ein Tummelplatz, auf welchem die Geschöpfe im Sonnenbrande und frostigem Eise vergehen?!

Seine Lordschaft stellte diese tiefsinnige Frage, die schon viele vor ihm gethan hatten und nach ihm noch thun werden, wartete jedoch keine Antwort darauf ab, sondern kehrte dem Feuer und dem bewußten Stuhle den Rücken zu, indem er nach der Klingelschnur langte.

Der lange Kammerdiener schlich wieder in das Gemach, entkleidete seinen Herrn, löschte die Lichter aus und schlüpfte mit einem ehrerbietigen „Gute Nacht, mein Lord!" durch die halbgeöffnete Thüre hinaus.

Lord Edward hatte sich auf sein weiches Lager gestreckt, jetzt hob er sich langsam mit dem halben Leibe empor und blieb eine Zeitlang aufrecht im Bette sitzen, er sah in dem dunkeln Zimmer um sich, ein Lichtstreif stahl sich von der Straße durch die Vorhänge des Fensters herein, fiel quer über das Tischchen, was das ovale Blechschild lebhaft leuchten machte. Edward regte sich unruhig, zögernd setzte er den Fuß auf den Teppich, schritt auf den leuchtenden Punkt zu, faßte den Talisman, kehrte bedächtig zurück und schob ihn mit einer raschen Handbewegung unter seine Polster.

Die Papiere, die neben auf dem Tischchen gelegen hatten, fielen raschelnd zu Boden, dann war alles stille im Gemache. Die Uhr ging wie auf weichen Rädern, lautlos. Da erstarb der Lichtstreif. Dunkel und Ruhe ringsum in den weiten Räumen. Der Kammerdiener schlief, Mrs. Powder schlief, der Portier in seiner Stube schlief, nur die große, graue Katze schlich noch durch die Gänge, und die Thorbogenträger hielten unermüdet die nervigen, steinernen Arme über ihre struppigen Köpfe empor, damit nicht über Nacht berste und zusammenbreche die ganze Herrlichkeit des Hauses des sehr ehrenwerten Lords Edward Knuddl!

Im Anfange war Nacht — tiefe, arktische Nacht.

Und auf einer Scholle saß — Edward und fror bis in die Seele.

Und da zuckte es auf, es ward Licht! Aber nicht freundliche Sonnenhelle; blutiger Nordlichtschein spannte sich — ein gewaltiger, feuriger Bogen aus blitzenden, zuckenden Strahlenbündeln — über das flimmernde, flirrende Eis. Und Edward raffte sich auf und taumelte ein paar Schritte vor und sah bei diesem grausigen Lichte vom Nordpole weit über die Erde hin und tief in den Aether des Weltenraumes hinein.

Und die Erde war ein großes Schiff, die hohen Berge mit ihren dichten Wäldern das waren die Masten und die Segel — Sturm und Wind fegten über das Deck und das waren die Wellen und Wogen des Aethermeeres.

Das Fahrzeug schoß in schwindelnder Hast dahin und die Menschen wußten, es galt eine Reise. Wurden sie doch aneinander gedrängt und mußten sich den Fleck erstreiten, wo einer verbleiben konnte und kaum die Hälfte der Arbeit, die er sich vorgesetzt, zu Ende brachte vor Gewirre und Gedränge, so beengte sie Raum und Zeit. Ja, es galt eine Reise, aber sie verstarben darüber und war keiner, der Land gesehen hatte.

Dort an einem riesigen Eisblocke lehnte ein Mann in weitem Mantel, die Faust, die das Fernrohr umspannte, an die Brust gedrückt, sein weißes Haar und sein schneeiger Bart wehten in langen Flechten hinter ihm, und er starrte hinaus in den Raum, der vor der Erde lag und den sie auf ihrer Bahn durchschnitt, und sein heißer, verlangender Blick aus den dunkeln tiefliegenden Augen verlor sich suchend in dem unendlichen Aether.

Das war der Kapitän des Schiffes.

Und dort am Nordpole war ein gewaltiges Steuer angebracht, an dem ein greiser, nerviger Geselle mit kurzem, grauem Haare und breitem, eckigem Gesichte stand, der gleich-

des Lords herniedersahen, fielen dem einen oder dem anderen auf, und wenn sich der eine die Zeit nehmen mochte zu fragen, so konnte er von dem anderen, der sich Zeit genommen hatte, dort stehen zu bleiben, erfahren, daß sich der sehr ehrenwerte Lord Edward Knuddl aus unbekannter Ursache den Tod gegeben!

Vereinsamt.

Eine Weihnachtsstudie.

(1877.)

verloren und glaubt auf einen entlaufenen fremden zu stoßen, wenn aus dem dichten Grau ein anderer Mensch auf ihn vorsichtig zuschreitet. Dann wieder macht er glatte Wege, um alles zu Fall zu bringen, oder er sagt: „Wie wär's, wenn wir's mit einem trockenen Regen versuchten?" Und da ballt er die Regentropfen zu Sternchen, Kügelchen und Pelzchen und läßt sie herunterrieseln, und das legt sich auf die Hüte, je breiter die Krempe, um so schwerer, auf die Aermel, als legte der Winter selbst seine Hand auf unsern Arm, um uns recht freundschaftlich an seine Anwesenheit zu erinnern, was ihm jedoch niemand recht Dank wissen will.

Nebel, Eis und Schnee breitet er über Stadt und Land; aber in der ersteren macht er sich kleine Nebenpläsirchen. Da sieht er die großen Fabriksschlote rauchen. „Ach, das ist ja prächtig," sagt er, „wie hübsch, wenn ich diese braunen Wolken unter meine Nebelmassen steckte." Und er steckt sie darunter, daß den Leuten die Augen brennen und sie zu ersticken vermeinen. Oder er sieht das schöne Pflaster, ob Würfel oder Platten, Granit oder Klinker, das ist ihm ganz gleich. „Herrlich! Wie nett sich das übereisen läßt!" Er thut's und die Leute rennen aus den Häusern und streuen Asche und Sand auf die Wege.

Aber ganz unausstehlich will er sich doch nicht machen; oft nach einem tüchtigen Schneegestöber läßt er den Himmel hell und rein, die Luft klar und kalt und hält den Menschen die Schlittenbahn bereit. Da jagen diese über Land. Weit — weit liegt alles blendend weiß, ruhig, still, feierlich. Der tiefdunkle Tannenwald hält auf den Aesten weiße Streifen und an den Bärten schimmernde Zapfen, die Häuschen haben Hauben auf, der kleinste Pfahl im Zaune trägt eine solche, Weiher und Teiche sind mattsilberne Spiegel, an den Menschen schmiegt sich die Kälte, drängt das warme Leben mehr nach innen und schränkt es ein, als wollte sie nur die Wärme

des Herzens gelten lassen, die man denn auch mit doppeltem Behagen verspürt, und da sagen alle: „Es ist doch schön!“

Es ist doch schön. Der Winter hat etwas Märchenhaftes. Die Welt liegt weit und klar, die Wege sind schmal und Wanderer darauf wenige, man erwartet daher in jedem etwas Besonderes, in jedem Häuschen, das man betritt, ein Abenteuer, denn außen liegt die Welt so still, innen schlägt das Herz so froh, so erwartungsvoll. Je nun, man kann sich täuschen, und man täuscht sich auch, bis zu der Zeit, wo der leuchtende Tannenbaum in die Stube kommt, da lebt jeder ein Märchen. Selbst wenn er den Baum mit eigenen Händen geschmückt hat, wenn er ganz gut weiß, wieviel Thaler, Groschen und Pfennige auf all die Herrlichkeiten darauf gegangen; der Baum rauscht mit seinen Schleifen gar geheimnisvoll, die Herrlichkeiten wollen nicht Ware werden, sie bleiben ganz ungewöhnliche Dinge, die erst im Kinderjubel lebendig werden wollen; in diesem Jubel aber erwacht das Kind noch einmal in jedem, auch der kälteste, trockenste Geselle lebt — für einen Augenblick ein Märchen — seine Kindheit noch einmal!

Sie ist ein Märchen, wie nur eines sein soll. Vor den kaum erschlossenen Sinnen geschieht täglich, stündlich ganz Unerwartetes, immer Geheimnisvolles, aber das Kind beträgt sich, wie man von dem Helden eines Märchens billig erwarten kann, es wird leidvoll oder freudvoll überrascht — sei es auch nur, weil ihm ein böser Schrank eine Beule schlägt, oder weil ein ganz gewöhnliches Stück Holz plötzlich anheimelnde, zum Spielen einladende Gestalt gewinnt — aber es ist nie erstaunt darüber, daß sich irgend etwas ereignen kann, es vermag von den Wundern der Christnacht hingerissen zu werden, aber es wird sie ganz in der Ordnung finden; doch in dem brausenden Kinderjubel klingt in dem Herzen der Erwachsenen die verwandte Saite an.

Gewiß, Weihnachten ist eine frohe Zeit, und sie macht alle fröhlich. Alle? Viele, die meisten, alle wohl nicht. Ich kenne einen, der sie fürchtet.

Er hat seine Wohnung neben der meinen, ist ein noch ziemlich junger, hochaufgeschossener Mensch, den man immer gleich still, ernst und bescheiden seiner Wege gehen sieht. Auf einen freundlichen Gruß oder ein Scherzwort erwidert er wohl mit einem verbindlichen Lächeln, aber er scheint jede Annäherung zu vermeiden. Was seine Stellung anbelangt, so soll er in einer der vielen Theehandlungen Buch und Korrespondenz führen.

Jahrüber war er der gleich höfliche wie freundliche Nachbar, bis jenes Fest herankam, das man bezeichnend Christabend nennt, denn der Tag zählt nicht, alles bis zum Abende ist Erwartung, ungeduldige, still träumerische oder behaglich vorkostende, je nach Temperament, aber immer nur Erwartung; kam dieser Festabend heran, dann wich der Mann jeder Ansprache aus und bezeigte sich fast menschenscheu.

Es ist früh am Morgen, fahles Licht fällt durch die Gangfenster, die Treppe, die in Krümmungen von Stockwerk zu Stockwerk läuft, liegt noch dunkel, der Nachbar steht vor seiner Thür und schließt sie eben hinter sich ab, neben ihm steht ein altes, ärmlich gekleidetes Weib, das Tag für Tag ihn bedienen kommt, das Frühstück kocht, die Kleider reinigt, das Essen holt; sie führt Bürste und Ausklopfstäbchen mit sich, schiebt sie von einer Hand in die andere, sie scheint etwas auf dem Herzen zu haben, aber einigermaßen verlegen zu sein, wie sie es vorbringe, endlich sagt sie leise: „Ich thät' bitten, schaffen der gnädige Herr heut noch etwas?"

Im Kreise der Enkel wollte sie den heutigen Tag zubringen, das war's.

Der Gefragte schiebt den Quartierschlüssel in die Tasche, er blickt nicht auf, sondern antwortet in demselben halben

Tone: „Nein, kommen Sie nur morgen früh rechtzeitig wieder."

„Ich küss' die Hand," sagte das Weib, „ich wünsch' recht" — vergnügte Feiertage, lag ihr wohl schon auf der Zunge, aber es schien sie zu gereuen, und da es schon halb heraus war, so wiederholte sie es und ergänzte es, wie es ihr unverfänglicher schien: „Ich wünsch' recht gute Unterhaltung!"

Der Mann nickte und schritt rasch der Treppe zu. Das alte Weib schüttelte den Kopf, wohl über sich selbst und sah ihm, wie bekümmert, nach. „Daß ich mir's nie ermerken kann! Immer rutscht es mir so heraus."

Der Mann eilt in das Geschäft, hastig durchschreitet er schmutzige Nebengäßchen, biegt von allen belebten Straßen ab und erreicht auf einem Umwege die Handlung, in der er bedienstet ist, dort setzt er sich an sein Pult, nimmt die Feder zur Hand, rechnet, schreibt, blättert in den Büchern und sieht nicht auf, bis gegen Abend — früher als sonst an irgend einem Tage im Jahre — der Laden geschlossen werden soll, dann legt er seufzend die Feder hin, zieht den warmen Winterrock über, nimmt den Hut vom Haken und tritt hinaus in die Dämmerung.

Wieder nimmt er den Weg durch die Nebengäßchen; aber so menschenleer es dort auch ist, hie und da hüpft doch ein Kind mit munteren Aeuglein über den Weg, hastet ein Erwachsener daher, der einen Pack halb versteckt trägt, oder rauscht gar ein Bäumchen vorbei, und die Goldstreifen knistern und die bunten Papierbänder flattern, unser Mann achtet nicht darauf, er drückt sich nur näher an die Mauer, um Platz zu machen.

Vor seiner Wohnung angelangt, zieht er bedächtig den Schlüssel aus der Tasche, öffnet, tritt ein, sperrt hinter sich ab und geht nach dem im Halbdunkel liegenden Zimmer. Helle Streifen von der Straßenbeleuchtung fallen durch die Fenster, liegen über der Wand und zittern an der Decke. In dem dämmernden Raume geht er in kurzen und hastigen

Schritten ein paarmal auf und nieder, dann, als versagten ihm die Füße, wirft er sich müde auf den Diwan. Er deckt die Augen mit den Händen und stützt den Kopf darein und seufzt tief auf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vor vier Jahren war es gewesen, da leuchtete in seiner Stube ein Baum, ein übermütiger Knirps kutschierte mit einem Wägelchen rasselnd auf und nieder, und auf dem Arme einer kleinen, niedlichen Frau guckte sein Kleinstes mit groß, gar groß aufgerissenen Augen in die Lichter, es streckte die Aermchen danach und zog sie lächelnd wieder zurück.

Und vor drei Jahren, da tollte der Knirps wieder durchs Zimmer, aber die Frau saß neben dem Manne auf dem Diwan und sie drückte seine Hand und sie sah mit feuchten Augen lächelnd nach dem Kleinen. „Unser Einziger! Der ist ja noch da!"

Und wieder ein Jahr, da leuchtete kein Baum in der Stube, da war es düster wie heute; aber in seiner Hand lag eine andere, an seiner Wange lehnte eine andere Wange, er fühlte die Wimpern des nahen Auges seine Schläfe streifen und feucht rann ein Tropfen nieder. „O liebes Weib —"

Und noch ein Jahr — ja, da war es ganz wie heute, — es überkommt ihn, als sollte er sich über das Kissen des Diwans werfen, die Hände vors Gesicht geschlagen . . . aber er erhebt sich langsam, tritt an das Fenster, er schiebt die Riegel zurück, er öffnet einen Flügel und lehnt sich hinaus in die stille Nacht.

Draußen liegt die Straße. Langsam wie durch einen zündenden Funken, der die Häuserzeile entlang läuft, glimmen die Fenster an, da, dort, nah, näher wird es Licht. Nicht alle Leute sind so neidisch gegen die Nacht und die andern Menschen außen, daß sie ihre Fenster mit Tüchern verhängen,

nein, manche lassen die Lichter hell und ungedämpft hinausleuchten auf die Straße.

Und der Mann am Fenster blickt hinein in das Leben und Treiben der nahen Stuben — lange, lange; dann zieht er leise das Fenster an sich, und bevor er es schließt, nickt er hinaus und sagt still und wehmütig: „Fröhliche Weihnacht!"

Fröhliche Weihnacht!

Das Fenster drückt sich in den Rahmen, er wendet sich zurück. Was ist das? Will es nicht in seiner eigenen Stube aufleuchten? Es ist ihm, als laste ihm etwas gar leicht auf seinem rechten Arme, als wäre etwas rasch herangekommen und schmiege sich an sein linkes Knie.

Nichts! Im Auge wirken ja grelle Lichteindrücke für eine kurze Weile noch im Dunkeln nach, und als er aus dem Fenster sah, da hatte er auf dem rechten Arme gelegen und das linke Knie gegen das Sims gestemmt. Es erklärt sich das so natürlich, aber er senkte doch sachte den Arm herab, er rückte leise den Fuß vor, wie um nichts fallen zu lassen oder umzustoßen, — was es auch sei.

Dann verläßt er eilig die Wohnung. Jetzt war es auf den Straßen wie ausgestorben, er durchschreitet sie hastig; wo er in einem öffentlichen Lokale eine Zechgesellschaft lärmen hört, da tritt er ein, setzt sich in eine Ecke und sieht stille dem Treiben zu, er fühlt eine Art Behagen, wie unter seinesgleichen. Vereinsamte, Ausgeschlossene und Ausgestoßene. Je lärmender die Gesellschaft, je besser; die hatten nie, was er besaß und selbst verloren nicht in der Erinnerung missen möchte, oder sie hatten's verspielt, sie waren elender wie er, dem die heilige Nacht noch heiligen Schmerz weckte.

Kalt und nüchtern, bleigrau liegt der Morgen über der Stadt, wenn der Mann heimkehrt. Es ist vorbei, wieder auf ein Jahr vorbei, was ihn im dämmernden Zimmer

überkommt, als sollte er sich über das Kissen des Diwans werfen, die Hände vors Gesicht geschlagen — was ihn hinaustreibt in die Nacht, gleich Vereinsamten nachzuspüren, nachdem er vorher den Glücklichen still und wehmütig zugerufen:

„Fröhliche Weihnacht!“

Jaggernaut.

Ein Märchen.

(1880.)

Ueber den Märchen und Sagen aller Völker wölbt sich ein Himmel, der den Deutschen anheimelt und ihm alle Fabeleien und Sagen verständlich macht, und das erste Märchen auf diesem Festlande war gewiß ein deutsches. Laßt uns also Märchen erzählen! Das ist echt deutsch und kann wohl nicht „aufreizend", noch „staatsgefährlich" sein; der Schlüssel zu jedem Märchen ist das Gefühl und unsere nationalen „feindlichen Brüder" verstehen ja deutsches Wissen nur halb, deutsches Fühlen aber gar nicht. Laßt uns Märchen erzählen.

Der Ganges, der heilige Strom der Inder, rauschte friedlich dahin und in seinen Wellen spiegelten sich die lichten Sterne; nur in den Wäldern war die Ruhe nicht eingezogen, der Jagdschrei der verfolgenden und das Aufstöhnen der verfolgten Kreaturen belebten die Stille der Nacht, dazu rauschten die alten Stämme und fächelten die riesigen Blätter. — Nur in der Einöde atmet die Natur Friede, da schlummert sie willenlos; wo aber das Feuer der Sonne Wesen weckt, da hat sie Tausende von Willen und greift mit tausend Armen beängstigend um sich, — wonach? Darüber haben die Weisen vieles ausgesonnen, die Wahrheit aber weiß kein Sterblicher bis zur Stunde.

An dem Fuße der Stämme, den schmalen Steig entlang, den die Fußstapfen vieler Generationen in willkürlicher Krümmung durch die Wirrnis des Waldes geebnet, bewegte sich, klein und hastend wie ein Insekt, ein Menschlein vorwärts, es war ein müder Fakir. Erst als er den Saum des Waldes, dort an dem weiten Wiesenplane, erreicht, gönnte

er sich ein wenig Rast und sah hinüber nach der anderen Seite, wo die Bäume wieder ihre Häupter stolz erhoben und aller Herrlichkeit von Kraut und Strauch ein Ziel setzten. Dort drüben stand die Hütte eines Brahminen und in dem klaren Sternenlichte sah der Fakir den alten Mann mit den Silberhaaren vor derselben auf dem Boden kauern. Ein befriedigtes Lächeln glitt über sein Gesicht, er breitete die Arme nach dem Weisen aus und mit der letzten Kraft auf die Hütte zusteuernd, brach er dort vor dem Alten in die Kniee. „Mein Vater!" Der Greis sah verwundert auf, dann schien er sich auf den vor ihm Knieenden zu besinnen, er legte ihm die zitternden Hände auf das Haupt. „So kommst du mir doch noch zurück, du letzter von meinen Sieben?!" „Wo sind die Brüder?" fragte der Fakir. „Drei in mörderischer Schlacht gefallen, drei vor den Kanonen ‚weggeblasen'." Der alte Mann sagte das mit ruhigem Schmerz; es mußte viel Zeit darüber weggegangen sein, die Wunde war verharscht, der Schmerz war tot, aber die Freude schien mit ihm verstorben. „So kommst du mir doch noch zurück, du letzter von meinen Sieben?"

Dem Fakir fiel das schwer aufs Herz, er weinte leise. Er hatte gedacht, an des Vaters Brust zu liegen, ihm all das Leid zu klagen, das ihn traf, seit er in die fernen Lande gezogen; ihn stolz zu machen durch die Versicherung, wie er in all dem fremden Wesen der Alte geblieben und ... So kommst du mir doch noch zurück? Aber er faßte doch die Hand des Vaters und beteuerte, wie er zurückgekommen sei, so wie er ausgezogen, getreu den Sitten und den Göttern seines Landes. Und er flüsterte ihm leise zu, wie er auf dem Heimwege in Jaggernaut, der heiligen Stadt, gewesen sei, willens, wenn sie das gewaltige Götterbild dort auf dem Triumphwagen durch die Straßen zögen und sich die Begeisterten unter dessen Räder stürzten, seinen rechten Arm unter das Rad zu halten. Aber die verhaßten Fremdlinge haben die Heiligen mit den Bajonetten hinweggetrieben von dem Wagen der Gottheit.

Der Alte schüttelte den Kopf, er sah bedächtig um sich und dann sagte er, zu dem Ohre seines Sohnes sich neigend: „Jaggernaut ist die Welt.“ Der Fakir sah erstaunt auf. „Die Welt ist Jaggernaut,“ wiederholte der Brahmine, „sie hat eine ernste Gottheit und mit Bajonetten und Geißeln, mit tiefen Herzenswunden und weher Sehnsucht treibt sie uns unter die Räder ihres Wagens. Die Welt ist Jaggernaut.“ Er schwieg. Der Fakir kreuzte seine Arme über der hochklopfenden Brust, er sah fragend zu dem weißen Haare des Vaters empor. „Ist die heilige Stadt Jaggernaut eine Lüge und die Welt ist Jaggernaut?“

Der Brahmine neigte sein Haupt und sprach: „Es war am selben Tage, wo sie mir am Morgen sagten, drei meiner Söhne seien gefallen und wo ich am Nachmittage die blutenden Glieder der andern drei mit diesen meinen eigenen Augen in die Lüfte verstreuen sah, da wankte ich nach meiner Hütte, warf mich zur Erde, hob die geballten Hände empor und verfluchte die Mörder, bis mir die Augen rollten, der Geifer vom Munde rann, ein Krampf die Nägel der geballten Fäuste tief ins eigene Fleisch trieb und ich besinnungslos mit dem Kopf an die Erde schlug. Da kam mir's: die Welt ist Jaggernaut! Ueber mich kam's wie Gewittersturm und ich sah im innern Lichte die Erde vor mir liegen! Lebendig ward es rings, zwischen allen Stämmen brach es hervor wie Ameisengewimmel, endlos, — Menschenwoge auf Menschenwoge!

„Und an was sie herankamen, das sogen sie ein, wie die Feuerzungen eines Waldbrandes, über dem Walde lohte es empor wie Feuerröte, rauchiger Brodem wehte herüber, Wehschrei und Stöhnen, Wutschrei und Jubel mischten sich in der Luft und endlos, endlos schoben sich die Massen heran und vorbei! Was sie in ihrem Drängen, Zerren und Stoßen und Stemmen bewegten, ich wußte es nicht. Ich sah Tausende wie Tiere in einem Knäuel vorüberpeitschen, andere aus tiefer Brust aufstöhnend vorwärts stürzen, still zogen andere dazwischen hin — alle einen Weg; oft kräuselte

eine Woge empor in dem Strome, da, wo ein Knäuel dazwischen stürzte, um das Andringen zu hindern, wo eine Masse sich sperrte und festsetzen wollte, da gellte es jedesmal auf vom Kampfgeschrei, aber wenn ich wieder mein Auge nach der Stelle wandte, da war die Woge geglättet und endlos wieder, wie früher, endlos zog es vorüber. Der heiße Hauch der Brandluft schlug an meine Schläfen, die wild unter meinem wirren Haare pochten — und da, da tauchte ferne noch am Horizont ein steinernes Antlitz empor, keinem unserer Götterkolosse vergleichbar, das Gesicht eines Weibes, ernst, still, feierlich, mit geschlossener Lippe, die Augen sahen groß und gewaltig in die Ferne, die Brauen waren leidenschaftslos gebogen, keine Falte auf der klaren Stirne, gewaltige Haarwellen und ein eherner Helm deckten das Ohr des gewaltigen Weibes und was unter ihr aufschrie vor Weh und Jammer, das mochte wohl nur wie der schwache Laut eines Neugeborenen zu ihr empor klingen. Und immer vorüber wälzten sich die Massen und das Götterantlitz stieg höher am Horizont, der Nacken ward sichtbar, ein erhobener Arm halb weisend, halb befehlend vorgestreckt, vier Finger der Hand waren lässig gebogen, eine warnende Abwehr, als wollte sie deuten, an sie reiche nichts; dann erschien die Büste in Erz gekleidet — höher und höher tauchte das Götterbild auf, der linke Arm sank herab in die Falten des Unterkleides, in das zwei Finger kniffen, eine ruhig zuwartende Gebärde ... und jetzt wurde auch der Wagen sichtbar, auf dem das Götterweib stand, die Flammen, die rings an Dörfern und Städten, an Hütten und Tempeln leckten, färbten das steinerne Bild, purpurn war der Saum ihres Kleides und im wirbelnden Rauche spielten sanftere Lichter hinan an die riesige Gestalt, röteten die Arme und das Antlitz und wie lebendig nahte ruckweise das Götterbild.

„Da war's, obwohl ich es vor mir sah, als läge es Jahrhunderte noch weg von mir und ich sah, wie es einen Hügel niederbog, wie der Wagen von selbst ins Rollen kam, wie

unter seinen Rädern die Nächsten zuckend zermalmt wurden, wie aber andere die Hände freibekamen, wie sie über ihre Peiniger, ihre Treiber, ihre Quäler herfielen und ein entsetzliches Gericht hielten, und wie in all dem Greuel still und gewaltig die Gottheit langsam den Plan herunterrollte, unaufhaltsam, gottgewollt.

Näher noch kam's, wieder ging's den Hügel aufwärts, ich sah, wie sie herandrängten an die Räder, wie manche in die Speichen griffen und wie ein Ruck sie zermalmte, wie andere an dem Rade schoben und wie sie das herumriß; Blut, Schweiß und Gehirn netzten die Radnaben des furchtbaren Wagens, der in der Furche von zermalmten Leibern unhörbar und erschreckend schnell herankam. Tiefer Schauer ergriff mich, ich taumelte und hielt mich an die Nächsten, die drängend und schiebend vorüberkamen. Wie heißt die Gottheit? fragte ich wirre . . . Freiheit! Fortschritt! — Das klang weich und mild. Ich taumelte an einen dritten und frug ihn das Gleiche, und er gab in germanischer Zunge Bescheid, das Wort klang ehern und es war, als wüchse eine Silbe aus der andern heraus: Entwicklung!

„Entwicklung! Ja, so muß die Furchtbare heißen, der Geschlecht um Geschlecht in peinvollem Müssen oder sehnsuchtskrankem Wollen den Wagen dahinrollen muß bis zu ihrem Tempel. So muß sie heißen, die Gottheit, von der wir ahnen, daß sie allüberall, wo Wesen atmen, auch da oben auf den flimmernden Sternen mit blutigem Wagen ihre Spuren zieht, fort und fort, bis der Stern erlischt und seine Wesen verwehen und ihr Bild dann einsam inmitten der Trümmer einer Welt steht, entweder weit abseits am Wege oder im verlassenen Tempel, immer noch die Linke zuwartend gesenkt, immer noch die Rechte weisend gehoben, stets bereit, wenn die tote Welt etwa zu neuem Leben aufleuchtet, den Wagen wieder ins Rollen zu bringen.

„Fragst du aber nach dieses Ringens Preis, ob nun der Göttin Siegeswagen gehemmt, oder am Ziele verlassen auf den erloschenen Sternen steht?! Die Göttin weigert dir die

Antwort und alle Götterbilder dieser Erde, sie zeigen einen ernstgeschlossenen Mund.

„Die schlauen Griechen ersparten den stummen Göttern die Antwort, indem sie über sie ein Letztes setzten, verschleiert, streng und kalt, unnahbar, an das keine Frage hinan reicht, das Fatum! Das Ringen aber bleibt keinem Geschlechte erspart, nicht die Drangsal an den Drängern, nicht der Kampf gegen jene, die den Strom stauen wollen. Die Welt ist Jaggernaut und sie hat eine strenge Gottheit. Die Welt ist Jaggernaut!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Laßt uns Märchen erzählen. Die Welt ist Jaggernaut und sie wird es bleiben, auch wenn eine Excellenz Lust hätte, zu dekretieren: Jaggernaut sei . . . ein slavisches Dorf! — —

So fertig oder unfertig, wie ich sie damals niederschrieb, als eine Excellenz derartige Neigungen an den Tag legte, fand ich diese Zeilen in meinem Schreibpulte. Nun passen sie heute nach fünfzehn Jahren wieder.

Ludwig Anzengrubers

Gesammelte Werke

in zehn Bänden.

Dritte durchgesehene Auflage.

Fünfter Band.

Inhalt:

Kalendergeschichten. — Gedichte und Aphorismen.

Stuttgart 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Kalendergeschichten.

Seite

Eine kleine Plauderei als Vorrede 1
Die drei Prinzen. Ein Märchen. (1876) 13
Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Eine Geschichte mit einigen „Merks". (1878) 41
Treff-Aß. Eine Geschichte. (1878) 55
Zu fromm. Eine Geschichte. (1879) 73
Die Märchen des Steinklopferhanns. (1874—1875) 101
1. Vom Hanns und der Gretl . 107
2. Die G'schicht' vom jüngsten Tag 118
3. Die G'schicht' von der Maschin' 129
4. Die Versuchung 139
5. Die G'schicht' von dö alten Himmeln 157
6. Eins vom Teufel 161
Der Verschollene. Eine Geschichte. (1878) 165
Der Hoisel-Loisel. Eine Räubergeschichte. (1881) 191
Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern. (1884) 219
's Moorhofers Traum. Ein lehrreiches Lesestück. (1884) . . . 213

Gedichte und Aphorismen.

Vorbericht der Herausgeber . . . 251

Aus meiner Werdezeit.

(1859—1863.)

Des Bettlers Lied 253
Das blinde Kind 254

Alte Weisen.

Seite

Die Lieb' ein Traum 257
Volksweise. (April 1882.)
I. Was ist es mit dem Leben . 257
II. Wie vieler deiner Freuden . 258
Stilles Bescheiden 259
Ich sinn' der alten Fabel nach. (April 1882.) 260
Scheiden 261

Zeit und Welt.

Neujahrsgruß. (Dezember 1883) . 262
Der Neujahrstag 263
Weihnacht. (November 1887) . . 265
In trüber Zeit 266
Nach blutigen Wochen. (Januar 1884) 268

Beschauliches.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens 270
Selbstbetrachtung 270
Das war die Zeit 272
Im Innern gefestet. (Dez. 1882) 273
Weisung. (November 1887) . . 274
Wie klug, ihr Mütter! 275

Stimmungsbilder.

Die Ruine 277
Frühling. (1889) 278
Mondnacht im Gebirge 279
Stimmungsbild 280

Gestalten und Geschichten.

Im Walde. Ein Cyklus. (25. Juni 1887.) I—VI 281
Die Abatissin und der Bischof. (April 1886) 235

Seite
Juanita. (Juli 1886) 287
St. Peters Klage. (Juli 1881) . 289
Die Näherin. (Januar 1887) . . 290
Der aufrichtige Schreiner. (März 1887) 292
Reicher Zins. (Januar 1887) . . 293
Zwei Schwestern. (April 1882) . 296
Regentage. (Juni 1879) . . . 296
Der Weise 302
Die Spinnen und die Fliegen. Eine Fabel. (März 1878) 304
Der Frömmste in seiner Art. (August 1878) 306

Gelegenheitsgedichte.

Prolog zur Studentenvorstellung zum Besten des Wiener Schillerdenkmals. (1872) 308
Nach fünfundzwanzig Jahren. (1848 bis 1873) 311
Prolog zur Festvorstellung im Theater an der Wien am 28. Sept. 1874 zur Feier der Rückkehr der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition 313
Epilog zu Raimunds „Verschwender". Gesprochen im Theater an der Wien am 50. Jahrestag der ersten Aufführung. (März 1884) 315
Festlied zur 25. Gründungsfeier des Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Vereins „Concordia". (10. Oktober 1884) 317
Am 50. Jahrestag der Beerdigung Ferdinand Raimunds. (8. September 1886) 318
Karl Elmar. (Nachruf.) (1888) . 320
An eine junge Autographensammlerin. (1884) 321

Sprüche und Stachelreime.

Seite
Der Kapitalisten Notschrei 322
Mahnruf an die Reaktionären . . 322
Deutscher Sinn 323
Korrespondenz mit den Sternbewohnern 323
Mangelnde Einsicht 323
Sprichwort-Thorheit 324
Herr Wirt. (April 1882) . . . 324
Modernes Frühlingslied. (April 1882) 325
Die Herzenskündiger 325
Dauer der Liebe 326
Frühlings-Kontroverse. (April 1886) 327
„Lichter". I—IV 328
Erfahrenheit 329
Der gute Hirte 330
Sprüche 331
Erfahrungssatz. (1889) 332

Mundartlich.

D'Hauptsach'. (November 1886) . 333
'm Buab'n sei Gebitt 334
Vertrauliche Zwiesprach. (Dezember 1887) 335
's alten Sepps Stoßseufzer. (1881) 336
Der Taubenkobel 337
Beim Schatz' 338
Bauersleut' im Künstlerhaus . . 339
Ein Kunstfreund 340
Zu Bildern von Defregger.
1. Die Maler. (1887) . . . 342
2. Die gebissene Gans. (1887) . 342
3. Da Zwoastilbig. (1884) . . 343
Sag'n im Summer dö Halm' . . 344

Einfälle und Schlagsätze.

Aphorismen. (Aus dem Nachlaß) 345

Eine kleine Plauderei als Vorrede.

Es ist eine eigene Sache um das Kalendermachen, ich meine nicht, um das Aufteilen der Tage und das Zuteilen heiliger oder profaner Namen für einen jeden derselben, das Vorberichten von Mondes- und Sonnenfinsternissen, Aufzählen der Fest- und Fasttage und Anführen der Bauernregeln, welche so heißen, weil sich wohl die Bauern danach richten, aber leider nicht immer die Witterung, kurz, ich meine nicht das Zusammenstellen alles dessen, wovon laufenden Jahres über jeder Käufer jedes Kalenders aufs beste unterrichtet zu sein verlangt, sondern ich meine die Abfassung des erzählenden Teiles, denn der soll das Büchelchen dem Käufer wert machen, viel mehr wert, als die Pfennige oder Groschen, welche dafür ausgelegt werden. Den Kalendermann, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu thun hat, den plagen — wie einmal ein Dorfkomödiant als „Faust" deklamierte — weder Kruspel noch Zweifel, wenn für die Tanzlustigen der Fasching zu kurz gerät, oder für die Wanderlustigen Ostern gar spät fallen, so ist das nicht seine Sache und er steht über alle böswilligen Anwürfe erhaben, und spielt ihm ja einmal die Witterung den Schabernack und macht alle seine Vorhersagungen zu nichte, so wäscht er seine Hände wie Pilatus — mit Kleie hätt' ich bald geschrieben, der that es aber mit Wasser, wird wohl kölnisches gewesen sein, was der Herr Statthalter gebrauchte — und fragt: „Was ist Wahrheit?"

Ganz anders dagegen verhält sich's mit dem Erzähler, der geht mit dem Bewußtsein der etwas bedrückenden Machtvollkommenheit ans Werk, daß er sich selbst gute oder böse Zeit, schönes oder schlechtes Wetter, Beifall oder Mißgunst schaffe und es ist viel leichter zu sagen, wie er sich dabei nicht anstellen soll, als wie er es zu machen habe.

Nehm' einer an, er hörte in einer Gesellschaft eine Geschichte erzählen, eine von jenen, welche man sich Zeitvertreibs halber gern einmal gefallen läßt, wo nach dem letzten Worte kein weiteres mehr not thut und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts nachklingt im Gemüte, doch würde er es gleich allen andern zufrieden sein und dem Erzähler zum Abschied freundlich die Hand bieten; wenn er nun aber in jeder Gesellschaft diesen Erzähler träfe und immer dessen Geschichte zu hören bekäme, so würde er — wir wollen christliche Gesinnung bei ihm voraussetzen — den Mann wohl nicht hassen, aber ihm thunlichst aus dem Wege gehen und es würde ihm zur großen Befriedigung gereichen, an dessen, wie er sie nun nennen würde, alberne Geschichte durch nichts erinnert zu werden.

Nun, eine solche Geschichte, die man sich gerne einmal gefallen läßt, bei der das letzte Wort wirklich das letzte ist und bleibt und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts im Gemüte nachklingt, die soll der Kalender-Geschichtenschreiber nicht bringen, denn der Kalender hängt das ganze Jahr über an der Wand, oder wird unzähligemal aus der Lade und zur Hand genommen und der Leser würde bei jedem Aufblättern an diese Leistung erinnert werden; im ersten Drittel des Jahres wäre er ihrer überdrüssig geworden, im zweiten bekäme sie, je nach Temperament des Beurteilers, eine mehr oder minder kräftige Klassifikation, aber nicht zum Guten, und im letzten hätte sie ihm den ganzen Kalender verleidet. Er kauft ihn nie wieder.

Also sollte es wohl eine Geschichte sein, die man gerne auch des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen? Ei freilich!

Nun wüßte der Kalender-Geschichtenschreiber, was er sollte, aber — nicht kann; denn wenn er nichts anderes zu erzählen weiß, als was andere schon vor ihm erzählt haben, — von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt und auch immer ihren Anwert findet, bis zur Schilderung all der andern tausendfältigen Lust und Qual, die das arme Menschenherz beglückt und bedrückt — dann müßte es in der Art schon ein ganz kapitales Stück von einer Erzählung sein, wenn sie ein volles Jahr vorhalten soll, und das ist doch von einer armen Feder, wie sie unsereiner führt, billigerweise nicht zu verlangen.

Aber der Kalender-Geschichtenschreiber braucht weder zu unternehmen, was er nicht soll, noch sich auf das einzulassen, was er nicht kann, weder langweilig zu werden, noch eine unmögliche Konkurrenz zu versuchen, er braucht sich bloß zu erinnern, daß er eben für einen Kalender schreibt, und wenn er dann die Arbeit seines Kollegen, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu thun hat, durchblättert, so wird er manches finden, vom Jahresregenten durch der Astrologie Gnaden bis hinunter zu den etwas dreisten Wettervorhersagungen von hundert Jahren her und auf hundert Jahre hinaus, das er gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe; aber sein Kollege wird ihm sagen: „Sachte, Freundchen, die Leute suchen danach, sie sind gewöhnt, all das Zeugs in einem richtigen Kalender zu finden und gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen, und das braucht gute Weile. Zur Zeit der großen Revolution haben die Franzosen nebst dem Landes- und Himmels- auch den Jahresregenten abgesetzt, indem sie Knall und Fall einen neuen Kalender einführten, als es aber mit Knall der Flinten und Fall des Mordbeils vorbei war, da bekamen sie 'n alten Kalender wieder, mit 'm Jahresregenten und 'n Wetterprophezeiungen,

und der zwölfte Monat hieß, wie vordem der zehnte, nämlich: Dezember.

Wenn sich dann der Kalender-Geschichtenschreiber vorhält, daß die Menschen in ihrem Herzinnersten auch so 'ne Art Kalender hätten, voll unheiliger Gedenktage, voll Namen arger und wunderlicher Heiliger, voll aber- und aftergläubiger Prophezeiungen und unverläßlicher Sittenregeln, die, den Bauernregeln gleichend, ebensowenig die Sitte machen, wie diese das Wetter — wenn er das, bald von Thränen, bald von Lachen angewandelt, überprüft und auch gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe, so wird er sich nun selber sagen: „Sachte, Freundchen, gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen."

Und nun geht er mit Bedacht und Ueberlegung an die Arbeit, ein Mann, der nicht nur etwas zu erzählen weiß, sondern auch etwas zu sagen hat. Unter dem Erzählen blättert er den Kalender, den die Menschen in ihrem Herzinnersten tragen, auf und wo er auf eine gute Seite trifft, da spricht er zum Bessern, und wo er eine böse findet, zum Guten; dieses „Belehrsame" hängt jeder richtigen „Kalendergeschichte" an. Es mag da eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, die Voraussetzung, manches besser zu wissen, als andere, vielleicht auch ein großer Irrtum, die Anschauung, daß sein Besseres auch wirklich das Bessere sei; doch schon allein das Aussprechen einer offenen, ehrlichen Meinung hat das Gute für sich, daß es die Leute veranlaßt, mitunter auch auf eine andere als die eigene zu hören.

Ehe er aber an sein Erzähl- und Lehramt geht, sieht er sich vorerst den Leserkreis seines Kalenders genauer an. Es ist dies gleichsam eine Gesellschaft, in die er eingeführt wird, und als Mann von Welt weiß er, daß es sehr unschicklich wäre, eine Sprache zu reden, welche in diesem Kreise nicht verstanden würde, daß es dagegen sehr gewinnend und einnehmend läßt, sich so weit als thunlich in die Art der Versammelten zu schicken, freilich muß deren Art auch danach sein, daß sich ein anständiger Mann darein schicken kann.

In einem ängstlichen Kreise, wo man stets fürchtet, das Kind mit dem Bade zu verschütten, wird er nicht einmal an die Wanne rühren, sondern nur sein Bedauern für das liebe Kleine nachdrücklich aussprechen, das nun, sauber gewaschen, gleichwohl im Unreinen — im Badewasser — sitzen gelassen werde. Unter unbefangenen Gesellen wird er nicht anstehen, wie 'n Jahrmarktsmann mit dem Sonnenmikroskop, Floh und Laus, die uns ins Ohr und in' Pelz gesetzt werden, elefantengroß an die Wand zu werfen. Für das erste Stück werden ihn freilich Kraftgeister einen Reaktionär und für das zweite Kleingeister einen Revolutionär schelten; weil aber bei Zuwendung dieser Titel das einzig Beunruhigende, die Kostenfrage, entfällt, da die Verleihung taxfrei geschieht, so braucht er sich dadurch nicht anfechten zu lassen, er weiß ja nur zu gut, daß es noch keinem auf der Welt gelungen ist, es allen Leuten recht zu machen, daß man nur den Gläubigen predigen kann, und daß noch keiner zu einem „besseren" Glauben bekehrt wurde, dem sein alter eben noch „gut" genug war. Es muß erst der Zweifel die alten Götter entwerten, ehe sie der Mensch im Tausche gegen neue aufgibt. Nun treibt aber der Kalendermann beileibe nicht einen Hausierhandel mit neuen Göttern, er verlegt sich bloß auf den Umsatz guter, edler, schöner und fruchtbringender Gedanken, — mag solche vor tausend Jahren ein weiser Heide ausgesprochen haben, oder heutigestags ein warmherziger Mensch aussprechen — und bequemt er sich dabei auch nach Land und Leuten, sein Absehen hat er doch auf die Welt und die Menschen, denn er ist der Ueberzeugung, käm' morgen der jüngste Gerichtstag — er glaubt 'n allerdings nicht so nah' und zum Frommen mancher Frommen wäre vielleicht zu wünschen, er fiele ganz aus — aber käm' er morgen, so wird es nicht heißen: „Warst du ein guter unierter oder nicht unierter Grieche, Katholik, Protestant, Jude, Türke oder Fetischanbeter?" Sondern die Frage wird lauten: „Warst du ein guter Mensch?" Und nur der Unglaube, der mit Unthat Hand in Hand gegangen, hat zu bangen. Daß aber die

Ahnung, die Frage werde so und nicht anders lauten, die Herzen der Menschen durchzittert, zeigt das zu allen Zeiten nachweisbare, in unsern Tagen aber allgemein rege gewordene Streben nach Humanität; „Menschlichkeit“ schreibe ich zu deutsch, denn so gut auch die Sache ist, das Wort „Menschenliebe“ ist mir doch noch zu gut dafür, die liegt wohl des Weges, aber eine Strecke weiter. Nun dieses Streben nach Menschlichkeit braucht heutzutage nicht erst an einzelnen vorgeschrittenen Exemplaren unseres Geschlechtes nachgewiesen zu werden, es hat sich verallgemeinert, es zwingt selbst den Widerwilligen in einem oder dem andern Stücke zur Nachgiebigkeit und dringt durch den wetterfesten Lack von Konfession, Nationalität und Parteianschauung. (Letztere ist freilich oft nur Wasserfarbe.)

In diesem Sinne hat der Kalender-Geschichtenschreiber sein Absehen auf Welt und Menschen, wenn er sich gleich Land und Leuten anbequemt, und darum wird auch alles, was er aufgreift, um davon belehrsam zu erzählen, jedem Leser mehr oder minder nahe gehen, und wenn er noch obendrein seine Meinung so einzukleiden versteht, daß sie ehrlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht, dann wird er seine „Kalender-Geschichte“ haben, die vorhält, die man gerne auch des öftern liest, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken anregt oder im Gemüte nachklingt.

Vorliegendes Büchlein enthält eine Anzahl Geschichten, aus verschiedenen Jahrgängen verschiedener Kalender gesammelt; da durch die jedesmalige Rücksichtnahme auf den Leserkreis derselben bei Wahl und Behandlung der Stoffe die einzelnen Arbeiten verschiedenartige Färbung erhielten, so daß sie sich jetzt als Ganzes, nicht wie aus einem Gusse darstellen, so ließ ich mich die Mühe nicht verdrießen, durch diese Einleitung wenigstens darzuthun, daß sie einer Gattung angehören und was es mit dieser für eine Bewandtnis habe. Ich verwahre mich aber gegen den Verdacht, daß ich bei den Färbungen selbst Farbe gewechselt hätte, daß ich irgend welche etwa als Schutz- oder Nutzfarbe angenommen, um mich den

Blicken meiner Feinde zu entziehen, oder Harmlose anzulocken und zu verderben, welches Verhalten von zeitgenössischen Gelehrten mehreren niederen Tiergattungen zugeschrieben wird, schon im Hinblick auf diesen Umstand möchte ich es mir doch höchlich verbeten haben, in die Kategorie dieser Farbkünstler gezählt zu werden. Auch habe ich weder Lock- noch Appetitfarbe angenommen, um Schwirbler zu fangen, und bei Gefräßigen auf deren Verdauung zu spekulieren, wie einige Pflanzen thun, — darunter Fliegenfalle und Vogelbeerstrauch, — und durch solche ebenso fein ausgeklügelte, als unschöne Handlungsweise gegen die bisher als unschuldig verschrieene Pflanzenwelt ein leider nicht ganz unberechtigtes Mißtrauen erwecken. Ich habe nur Farbe auf anderes übertragen und auch das nur, wo es mit meinem Denken und Fühlen verträglich war, Helläugige werden ohnedies, trotz der Buntheit der Farben, merken, daß eine Hand sie aufgetragen.

Indem ich dieses Bändchen der verehrlichen Lesewelt übergebe, zerbreche ich mir durchaus nicht den Kopf darüber, worin ich es etwa dem einen oder dem anderen nicht zu Dank gemacht hätte, denn manchmal bekommt man in dieser Hinsicht Dinge zu hören, auf die man bei allem Scharfsinne nicht verfallen wäre. Ich denk' mir's, daß einige die Erzählungen: „Treff-Aß", „Zu fromm", „Der Verschollene" für zu zahm erklären werden und dem entgegen andere, die daran Gefallen finden, wieder anderes für gar sehr gewagt; so, ganz sicher — um weitere Anführungen zu meiden, sei das vornehmste herausgegriffen — „Die Märchen des Steinklopferhanns", und da hätt' ich zum Schlusse nur noch paar Worte über besagte Zahmheit und beklagtes Wagnis beizufügen.

Will's zwar nicht glauben, aber gesetzt, ein skrupulöser Freigeist machte mir den Vorwurf, daß ich in die Erzählung „Der Verschollene" eine Gespenstergeschichte hineinspielen lasse, so müßt' ich ihm sagen, er habe keine glückliche Hand fürs Lesen und was ihn ärgert, stäk' nicht im Buche, son-

Es war einmal ein guter, alter König; böswillige Leute behaupteten zwar, er wäre so gut wie gar keiner gewesen, das heißt, man vermerkte es in seinem Reiche nicht, daß es da überhaupt einen Herrn König gäbe; aber er selbst war ganz davon überzeugt, denn als sein hochseliger Vater verstorben war, da kamen die Großen des Landes zu ihm und sagten: Geruhen Sie jetzt allergnädigst uns zu regieren! Er hatte damals gleich eine huldvolle Antwort zur Hand, denn er hatte es ja vorausgesehen, daß es so kommen würde und war nicht unvorbereitet und so übernahm er denn die Regierung und setzte die Jahre durch unter alle Schriftstücke, die es nötig hatten, seinen leserlichen Namenszug; gab es etwas Gutes für das allgemeine Beste, oder Belohnungen und Gnadenakte, da that er einen Rundsprung und es flog ihm das „Monosogoporibius I.", so hieß er nämlich, nur von der Hand, als ob es eine einzige Silbe wäre; betraf es aber Steuerausschreibungen, Rügen oder etwa gar Strafen, da hatte er erst lange an der Feder herumzuschnitzeln, mußte sich noch länger auf seinen Namen besinnen und der Herr Hofsekretär, der ihm die Papiere zur Unterschrift unterbreitete, hatte stets auf der Hut zu sein, daß Seine Majestät sich nicht in der Zerstreuung statt der Streusandbüchse des Tintenfasses bediente; darum liebte ihn das Volk und er liebte es wieder.

Monosogoporibius I. war kinderlos, hatte aber drei Neffen, unter welchen ihm frei stand, seinen Thronfolger zu erwählen, das machte ihm denn schwere Sorge; obwohl er sich gestehen mußte, daß er sein ganzes Leben lang immer nur unterschrieben habe, und daß ein anderer — natürlich aber

wieder nur ein Prinz — dasselbe zu leisten leicht im stande sein dürfte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Fälle eintreten könnten, wo man seiner, Monosogoporibius I., bedauernd und klagend sich erinnern möchte, da er nur den einen Ehrgeiz hatte, seinem Volke nie eine Thräne gekostet zu haben, so hatte er sich recht gut mit dem Gedanken abgefunden, daß nach seinem Tode niemand im Reiche seinen Abgang fühlen dürfte und die Liebe zu seinem Volke ließ ihn wünschen, daß Zeiten ferne bleiben mögen, wo man den Tag seines Hintrittes als Verlust empfinden könnte.

Als Monosogoporibius seine Kräfte merklich abnehmen fühlte, dachte er ernstlich daran, sich für einen seiner drei Neffen zu entscheiden; er dachte zuerst an den mit der hübschesten Handschrift, da er aber immer gewohnt war, den Rat der Großen seines Reiches einzuholen, so berief er sie auch diesmal vor die Stufen seines Thrones. Der alte Herr im Königsmantel, mit Krone, Scepter und Reichsapfel sah prächtig aus, wie auch die hohen Herren in ihren Galaröcken, an denen Sterne und Kreuze funkelten, einen überwältigenden Eindruck machten.

Der König stellte seine drei Neffen der Versammlung vor, obwohl sie jeder, der zugegen war, schon von früher sehr gut kannte, aber das heißt man Zeremoniell, und das muß sein; dann hielt er eine lange Rede über Regententugenden, das wegen der Handschrift behielt er aber für sich, darauf sollten sie selbst kommen, das heißt man Staatsklugheit, die muß gerade nicht sein, aber es ist gut, wenn man davon hat. Als der König mit der großen Rede fertig war, fragte er die Versammelten, was sie dazu meinten.

Die Versammlung gestand zu, daß Tugenden für einen Regenten erforderlich wären, je mehr, je besser, so viel eben zu haben wären, doch müsse man sich auch zu begnügen wissen. Einige sagten, Monosogoporibius solle ihnen nur einen Regenten geben, die Tugenden wollten sie dem Auserwählten dann schon selber glauben machen.

Aber der alte König schüttelte den Kopf.

Endlich trat ein Greis vor.

„Edler Monosogoporibius," sagte er, „du denkst billig und gerecht, wenn du nur jenen von den drei Prinzen auf den Thron zu setzen gewillt bist, welcher der würdigste ist; aber indem du uns die Wahl zuschiebest, setzest du uns in arge Verlegenheit; schnell könnte sich für jeden Prinzen eine Partei bilden, denn gleich würdig erscheint ja ein jeder; krönt man endlich einen von ihnen, so wird er Feind aller derer sein, die früher zu seinen Brüdern gestanden, abgesehen davon, daß man solchergestalt leicht alle brüderliche Liebe in ihren Herzen austilgen und der Bruderzwist bis zum Bürgerkriege ausarten könnte."

Da trocknete sich der gute, alte König den Schweiß von der Stirne. „Du bist ein entsetzlicher Mensch," sagte er zu dem Sprecher, „du bringst mich um die Ruhe meiner Nächte!"

„Geruhe mich allergnädigst weiter anzuhören," fuhr der Greis fort; „ich habe von den Gefahren einer Wahl gesprochen, weil sie nicht alle Stimmen für einen Prinzen ergeben wird, und wenn Stimmenmehrheit entscheiden soll, die beiden andern sich empfindlich zurückgesetzt fühlen dürften. Es ist somit in diesem Fall für alle Teile gut, wenn uns keine Wahl gelassen wird, und wenn derjenige Prinz dir auf dem Throne folgt, dessen Eigenschaften die Probe halten."

„Wie meinst du das?" fragte Monosogoporibius.

„Ich vermeine, erhabenster Gebieter, du solltest, solange noch dein Auge wacht, jeden der Prinzen, einen nach dem andern, zur Probe das Reich regieren lassen. Ihre Reihenfolge mögen sie unter sich durch Abmachung oder durch das Los bestimmen. Jeder regiert so lange, bis etwa das Land sich durch seine Mißgriffe genötigt sieht, dich wieder auf den Thron zu rufen, der aber soll dein Nachfolger sein, der selbst, nach wohlverbrachter Probezeit, zum Bedauern des Volkes das Scepter in deine Hand zurücklegt."

Monosogoporibius gestand sich, der Vorschlag habe etwas Unerhörtes und die Höflinge meinten, den Alten habe der Teufel geritten.

Aber als man die Stimmen für und wider sammelte, da blieb es bei dem Unerhörten, denn es zeigte sich eine ziemlich starke Partei dafür, der sich denn auch einige Unentschlossene zugesellten und ihr so zur Majorität verhalfen. Diese Partei, munkelt man, wäre eigentlich die der erlauchten Schwägerin des Königs, der Mutter der drei Prinzen, und von ihr sei auch auf diesen Tag der ehrwürdige Sprecher, des Teufels Reitpferd, vorgeritten worden; das heißt man Intrigue, die muß zwar auch nicht sein, es ist auch nicht gut, wenn man davon hat, aber Hörensagen nach soll sie einen nicht am Fortkommen hindern.

Monosogoporibius I. gab mit einem tiefen Seufzer seine Einwilligung und die drei Prinzen dankten ihrem königlichen Oheim so demütig, als glaubten sie wirklich, er hätte schon heute früh morgens als freien Entschluß im Herzen getragen, was man ihm jetzt abends in den Mund gelegt, und der hohen Versammlung empfahlen sie sich so huldvoll und gnädig, als wären sie schon Könige, alle drei zusammen!

Wie das heißt, braucht nicht gesagt zu werden, das ist etwas von allgemeiner Umgangssprache, die von allem, was sie nicht Sprache haben will, Umgang nimmt.

Die Prinzen hatten, wie man bemerkt haben wird, eine kluge Frau Mutter, freilich nur klug in der Weise, wie man das häufig bei Frauen findet, die, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, auch durchzuführen wissen; es ist das eine artige Kunst, an die schon mancher hat glauben müssen.

Die hohe Frau konnte es gar nicht erwarten, ihre Söhne regieren zu sehen, und sie war außer sich vor Freude, als die drei Prinzen heimkamen und ihr berichteten, daß sich in der heutigen Versammlung herausgestellt habe, wie auch das Reich, in Anerkennung ihrer — der drei Prinzen nämlich — ausgezeichneten Eigenschaften, es gar nicht erwarten könne, von ihnen regiert zu werden.

„Liebe Jungens," dachte die hohe Frau, „ihr wißt eben nicht, was ihr ‚Muttern' verdankt."

Mit Feierlichkeit schritt sie zu einem Schranke und holte daraus den verrosteten Kriegshelm ihres verstorbenen Gemahls hervor.

„Kinder," sagte sie, „jetzt müßt ihr losen, damit man weiß, in welcher Reihenfolge ihr zur probeweisen Regierung gelangt. Ich werde hier in den ehrwürdigen Hauptschmuck eures höchstseligen Vaters, den er in so mancher heißen Schlacht getragen, ein weißes, ein grünes und ein gelbes Zettelchen werfen und ihr werdet ziehen! Erlauchte Söhne, hoffnungsvolle Pflanzen in der Baumschule der Zukunft dieses Landes! Ich habe die genannten Farben erwählt, weil das Bäumchen im Frühlinge weiß, im Sommer grün und im Herbste gelb erscheint und gleichwie der Frühling vorangeht, der Sommer folgt und der Herbst den Reigen schließt, so soll auch der, welcher die jungfräuliche Farbe des Frühlings zieht, als der erste den andern vorangehen; derjenige, welchen die hoffnungsgrüne Sommerfarbe trifft, ihm folgen und den Reigen soll jener schließen, welchem die gelbe Farbe zufällt, doch hoffe ich von seiner brüderlichen Liebe, daß er sich gelben Neides entschlagen werde!"

Die Prinzen fanden diese Rede ihrer erlauchten Frau Mutter sehr sinnreich und erbaulich.

Die hohe Frau hatte ihren beiden jüngeren Söhnen dabei freundlich und verheißungsreich zugelächelt, bei dem letzten Satze ihrer Rede jedoch den ältesten ernst angeblickt.

Die hohe Frau liebte nämlich überaus die beiden jüngeren Prinzen, welche sich noch in kindlicher Liebe an die Falten ihrer reichgestickten Robe schmiegten, während der älteste ihr nicht mehr als den schuldigen Respekt bezeigte, womit bekanntlich oft ganz ordinären Müttern nicht gedient ist, geschweige denn gar einer dreifachen Königin-Mutter! Hätte sie nach ihrem Herzen handeln können, sie würde dem jüngsten als dem ersten zum Throne verholfen haben, denn er war gar so herzig; aber es ist eine alte Klage in den Palästen

der Großen dieser Erde, daß die Rücksicht auf das Wohl der Kleinen der Stimme ihres Herzens Schweigen auferlege; so auch hier, der jüngste Prinz war eben auch gar so jung.

Die Prinzenmutter schüttelte den Helm mit den Losen. „Kinder," rief sie scherzend, „wer zuerst zulangen kann, der zieht auch zuerst!"

Da stürzten die beiden jüngeren Prinzen vor, der dritte aber blieb voll Anstand und Würde auf seinem Platze stehen, auch um ein Königreich wollte er sich nicht mit seinen erlauchten Brüdern balgen.

„Du willst ein König werden," sagte der zweitältere zu dem jüngsten, „dir wird ja die Krone bis über die Nase fallen und die Füße werden dir vom Throne herabbaumeln." Und er stieß ihn weg, griff in den Helm und die Mutter schob ihm geschickt das weiße Zettelchen in die Hand.

Dann kam der jüngste herzu, er weinte, aber die Mutter versprach ihm ein Zuckerbrot, da griff auch er in den Helm und sie schob ihm das grüne Zettelchen zu.

Nun trat der dritte heran und holte den gelben Zettel heraus, wobei die Prinzenmutter dachte, er werde wohl nie von dieser Thronanweisung Gebrauch machen können, da doch gewiß einer von seinen Brüdern schon allen Anforderungen entsprochen haben wird.

Nun war es bestimmt, wie die Prinzen der Reihe nach zur probeweisen Regierung gelangen sollten.

Nur eines gab es zu bedenken, die Zeit drängte, wo sollten die Prinzen in aller Eile die Regierungskunst hernehmen? Sie zu einem befreundeten Könige in der Nachbarstadt in die Lehre zu schicken, dazu war es zu spät, aber der greise Sprecher, der schon einmal die Sache der königlichen Schwägerin so gut geführt hatte, glaubte hier Rat zu wissen.

„Dreifache Frau Königin-Mutter," begann er, „nicht weit von hier haust ein weiser Einsiedler, derselbe bewahrt den Schlüssel zu einer Höhle, welche viel Wunder umschließt, sie ist, wie mir erzählt worden, von sprachkundigen Geistern

bewohnt und gar mancher, der später berufen war, die Welt durch seine Thaten und Werke in Erstaunen zu setzen, hat sich vorerst bei diesen Wesen Rates erholt. Ich denke, wir ließen immer den betreffenden Prinzen nach jener Höhle reisen, versehen ihn mit einigen erfreulichen Geschenken für den alten Pförtner derselben, denn auch weise Einsiedler thun nichts umsonst, und überlassen das Weitere der Fügung des Himmels. Es gleich, ohne diese Umstände, derselben zu überlassen, wäre zwar einfacher und käme auch billiger, aber es kann nicht schaden, wenn man heutzutage der himmlischen Fügung nach der gewünschten Richtung hin den Anstoß gibt."

Der Rat war eben so gut gemeint als einleuchtend und so wurde er denn auch befolgt. Der zweitälteste Prinz reiste mit einem großen Gefolge nach dem Wohnsitze des weisen Einsiedlers ab.

Nach wochenlanger, beschwerlicher Fahrt gelangte man in eine greuliche Wildnis, rings starrten nackte Felsen zum Himmel, kein Baum, kein Strauch, ja kaum ein Halm war in der ausgebrannten Oede zu sehen, nur hie und da stand ein Kaktus mit brennend roten Blüten; man konnte nicht sagen mitten inne, denn nach gewöhnlichen Begriffen war ja eigentlich ringsherum nichts zu sehen, aber hier in dieser trostlosen Gegend befand sich die Hütte des weisen Einsiedlers.

Der Prinz pochte ungeduldig an, er erwartete wenig von hier zu holen und gedachte dieses Wenige auch so schnell als möglich wieder fortzutragen.

Der Einsiedler war ein freundlicher alter Herr, der, wie sich von selbst versteht, einen schneeweißen Bart hatte; er erschien sofort unter der geöffneten Thüre und lud den Prinzen ein, in die Hütte zu treten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen sein wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?" fragte der Einsiedler. „Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?"

„Sind die notwendig?“ fragte der Prinz.

„Notwendig nicht, nützlich vielleicht,“ sagte der Alte.

„Dann danke ich,“ meinte der Prinz, „und du würdest mich sehr verbinden, wenn du ohne weiteres mir mit meinem Gefolge die Höhle erschließen würdest.“

„Dir wohl, Prinz,“ sagte der Einsiedler, „aber deinem Gefolge mit nichten! Die Höhle darf nur einer allein betreten!“

„Nun denn, ich bin bereit, schließe auf!“

Da führte der Einsiedler den Prinzen nach einem hohen Felsen, an welchem sich eine eiserne Pforte befand, über dieser waren in Lettern aus gleichem Metall die Worte „Höhle der Phrasen“ angebracht.

Der Alte löste das Schloß, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, die verrosteten Angeln kreischten und der Prinz trat hinein in das Dunkel, hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber es konnte leider niemand hinzutreten, entweder war die Pforte zu schmal, oder der würdige Einsiedler zu breit, oder wohl auch beides zugleich; so bildeten sie denn, die hohle Hand am Ohre, einen den lauschenden Weisen belauschenden Halbkreis.

Es dauerte nicht lange, so sagte der greise Horcher an der Thüre: „Aha!“

Die lauschenden Hofleute ringsum sagten mit großer Befriedigung auch: „Aha,“ denn sie wähnten, jetzt würden sie eines jener prächtigen, beschreibenden Selbstgespräche zu hören bekommen, welche sich auf der Bühne so gut ausnehmen, und durch dasselbe über den Stand der inneren Angelegenheiten in der Höhle unterrichtet werden. Leider pochte es unmittelbar darauf von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Wohl sah man ihm an, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, aber er trug auch eine freudige Zuversicht zur Schau. Der alte Weise machte

bei dieser Wahrnehmung gar ein ernstes Gesicht und verneigte sich stumm, als der Prinz auf das freundlichste von ihm Abschied nahm.

Auf der Rückreise sagten die Herren des Gefolges unter sich noch oft mit bedeutsamen Mienen: „Aha," um den Prinzen aufmerksam und glauben zu machen, daß sie schon um manches wüßten und nur darauf warteten, daß er sich über ohnehin schon Bekanntes etwas näher gegen sie ausließe; aber zu ihrem großen Verdrusse verlor er über den so hochinteressanten Gegenstand nicht ein einziges Wort. Also erreichten sie wieder die Residenz Monosogoporibius' I., und wie das auch anderen Leuten manchmal geschehen soll, kamen sie von der Reise nicht klüger zurück, als sie ausgezogen waren.

Der königliche Oheim empfing sehr huldreich seinen Neffen, übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten die Regierung und zog sich auf ein stilles entlegenes Jagdschloß zurück. Sohin führte der zweitältere Prinz probeweise das Regiment.

Gleich in dem ersten Manifeste an seine probeweisen Völker frischte der neue Herrscher das Gedächtnis der grauen, heldenhaften Vorzeit auf, versprach diese Tage der Größe und Macht des Vaterlandes wieder aufleben zu machen und gab der Erwartung Ausdruck, daß jeder Patriot begeistert Folge leisten werde, wenn das Vaterland zu großen Thaten ruft.

Und nun hatte das Volk oft und vielmals der Stimme des Vaterlandes Folge zu leisten, denn dieses ward nicht müde, zu den Waffen zu rufen; aber dieser Ruf des Vaterlandes war nicht der klagende Weckruf gegen fremde Unterdrücker, nicht der entrüstete Aufschrei über mutwillig zugefügte Schmach und Ungerechtigkeit, nicht das tiefernste Grollen des Beleidigten, es war der gellende Hetzruf des Beleidigers!

Aber dieses immerwährende Schlagen und Kriegen war von ebenso andauerndem Glücke begünstigt, so daß der junge Regent bald seinen Namen gefürchtet, die Grenzen seines Reiches erweitert und seinen Staat alle anderen an Macht und Größe überragen sah. Mit Stolz fragte er sich, wer nunmehr den wahnwitzigen Gedanken auch nur denken könnte,

dem Gründer all dieser Herrlichkeit den Thron streitig machen zu wollen! Mit Grausamkeit beugte er in widerrechtlichen Kriegen besiegte Stämme unter sein Joch und mit noch größerer Härte verfolgte er die seiner Herrschaft Angestammten, welche etwa schüchtern die Stimme für den Frieden zu erheben wagten.

Indessen saß der gute Monosogoporibius auf seinem stillen Jagdschlosse. Tags über durchpirschte er den Forst, das heißt, er durchstreifte denselben mit seinem Gefolge, denn er selbst hatte nie eine Armbrust gehandhabt; dabei geschah es immer, gewiß nicht aus Neid über die Geschicklichkeit anderer, sondern lediglich aus Mitleid mit dem armen Getier, daß der beste Schütze wenigstens für den laufenden Tag in Ungnade fiel. Abends — das war er so gewohnt — mußte ihm sein alter Hofsekretär sauber geschriebene Schriftstücke zur Unterfertigung vorlegen, da waren Belobungen und Belohnungen an die Dienerschaft, ein Dekret, das den armen Vögelchen über die harte Winterszeit genügendes Futter bewilligte, welches immer „an im betreffenden Paragraphen genau ersichtlich gemachter Stelle" hinterlegt werden würde; ein anderes, das die Herstellung von „mit genugsamem Heu versehenen Remisen" zur Aesung des Wildes im Walde anordnete; nur eines, welches auch den Raupen und Engerlingen einige Freiplätze im kleinen Schloßgarten anweisen wollte, wurde über energische Einsprache des alten Gärtners fallen gelassen. Von Zeit zu Zeit ward auch einem alten Jagdhunde, für dessen während der Dienstzeit bewiesene Pflichttreue andere einstehen konnten, allerhuldreichst ein Gnadenbrot zugewiesen, wobei der alte König sich nie enthalten mochte, zu bemerken, daß er das Institut der Jagdhunde nicht billige, sondern nur als eine Notwendigkeit beklage, übrigens aber, wie unter alle Schriftstücke, seinen reinlichen, leserlichen Namenszug darunter setzte, denn es war doch eines mehr.

Aber nun wurde ihm schon längere Zeit sein stilles Jagdschloß verleidet, die Witwen und Waisen der zahllosen Krieger, die in den Feldzügen des Regenten gefallen waren, kamen

in Scharen jammernd herbeigezogen und baten ihn um Erbarmen für das Land.

Was aber wollte der gute, alte König machen? Darauf durfte er ja nichts geben, das waren ja nicht die Großen des Reiches, das waren ja nur die Kleinsten und Aermsten, die ihn zurückverlangten. Da ward er, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, sehr zornig, verwünschte seinen Neffen, und um von dem ganzen Jammer nichts sehen und hören zu müssen, gebot er, die Fensterläden zu schließen und stopfte sich Baumwolle in die Ohren.

Mittlerweile aber kamen noch härtere Tage über das Land, die Grausamkeit des Regenten und seine nie rastende Kriegssucht zwangen endlich alle benachbarten Staaten in ein großes Bündnis wider ihn, der Ueberzahl mußte er erliegen, er suchte und fand in offener Feldschlacht den Tod, und nun sah das arme Reich die ganze Zeche sich aufgekreidet, so daß es fast an seinem Bestande verzweifeln mußte.

In dieser Bedrängnis eilten denn auch die Großen des Reiches nach dem stillen Jagdschlosse, um die Krone an Monosogoporibius I. zurückzustellen. Der alte König war vor Freude außer sich, als er sie kommen sah, nicht darüber, daß er nun wieder regieren sollte, sondern weil er nun dem Jammer, soviel in seinen Kräften lag, abhelfen konnte.

Er vergaß ganz auf die Baumwollpfropfen in den Ohren, und der Sprecher der Deputation der Großen des Reiches mußte seine ganze Rede noch einmal hersagen, nachdem der König die Watte entfernt hatte.

Sofort eilte Monosogoporibius I. nach der Hauptstadt, mit seinem Erscheinen kehrte Mut in die Herzen seiner Unterthanen zurück, und da die siegreichen feindlichen Fürsten es nicht auf einen Verzweiflungskampf ankommen lassen wollten und überdem mit dem alten König persönlich befreundet waren, so gelang es ihm, einen leidlichen Frieden zu schließen, der das Reich in jenen Grenzen beließ, wie er es seinem zweitältesten Neffen übergeben hatte; leider waren damit im Innern die Spuren von dessen Regentschaft nicht ausgetilgt.

Der jüngste Prinz hatte unterdem gerade jenes Alter erreicht, in welchem sein verstorbener Bruder zur probeweisen Regierung gelangte. Da nunmehr die Reihe an ihm war, so entschloß er sich gleichfalls, die geheimnisvolle Höhle aufzusuchen, aber er gedachte vorsichtiger zu sein. Auf der Reise dahin forschte er jene Herren seines Gefolges, welche schon das erste Mal mit gewesen waren, genau über das Wenige aus, das sie wußten.

Wieder erreichten sie jene traurige Oede und der Prinz, dem die Reise viel Beschwerde gemacht, brannte schon vor Begierde, die Höhle zu betreten, um nach rascher Erledigung seiner Geschäfte an die Heimkehr denken zu können. Er pochte an der Hütte des weisen Einsiedlers; dieser erschien sofort unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile, und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen werden wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?" fragte der Einsiedler. „Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?"

Auf diese Frage war der Prinz durch seine Begleiter schon vorbereitet; er wollte es sich mit dem, wie es schien, redseligen Alten nicht verderben und so antwortete er: „Das mag wohl nicht notwendig, aber vielleicht doch nützlich sein, sage mir ein solches Sprüchelchen."

Da wiegte der alte Einsiedler das Haupt und sagte: „Vor allem merke dir dies:

Bleib dir getreu nur,
Laß dich nicht irren.
Was auch die Tiere
Brüllen und girren!"

„Das ist barer Unsinn," dachte der Prinz bei sich. „Wie werde ich mir denselben merken?" Er hatte nämlich ein sehr schwaches Gedächtnis.

„Das ist das erste," sagte der Alte.

„Sind ihrer denn mehrere?“ fragte der Prinz.

„Es sind mehrere,“ sagte verdrießlich der Einsiedler.

„Dann verzichte ich darauf,“ sagte verbindlich der Prinz. „Du würdest mich aber sehr zu Dank verpflichten, wenn du mir sagen könntest, was meinem höchstseligen Herrn Bruder in der Höhle begegnet ist.“

„Ich darf zu keinem über die Geheimnisse der Höhle sprechen, der sich nicht vorbereiten lassen will, und dazu ist nötig, daß er alle meine Sprüchlein erlernt.“

„Das ginge mir ab,“ sagte der Prinz stille für sich, und dann laut: „Vielleicht aber könnte ich doch erfahren, wie ich dem Geschicke entgehen kann, das ihn betroffen hat, denn daran liegt mir vor allem.“

„Da brauchst du nur zur ersten Erscheinung, die dir entgegentritt, zu sagen:

Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe
Und der Held, er sei kein Schlächter!“

„Gerechter Himmel,“ klagte der Prinz, „das klingt nicht viel klüger als das erste, wie werde ich das behalten können? Ich bitte, sage mir das noch einmal!“

Und der geduldige Alte sagte den Spruch noch einmal, dann auf allerhöchstes Verlangen ein drittes Mal und nachdem er ihn so ein Dutzend Mal wiederholt hatte, gestand sich der Prinz, daß man mit ein wenig Mühe, die man anderen mache, sich derlei ganz gut merken könne.

„Nun schließe mir nur auch rasch die Höhle auf,“ sagte er, „damit ich den Spruch gleich vor der ersten Erscheinung hersagen kann, ich hoffe, sie wird doch so artig sein und sich blicken lassen, bevor ich ihn vergesse.“

Der Einsiedler löste das Schloß an der eisernen Pforte, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, und die verrosteten Angeln kreischten —

„Halt einen Augenblick," sagte der Prinz, ehe er in das Dunkel hineintrat. „Wie geht das Silben- und Reimgetrommel, das du mich gelehrt hast? Sieg ist stets ein traurig Erbe . . ."

„Haß, Haß," verbesserte der Einsiedler.

„Ach ja, ich weiß es nun schon,

Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Und der Sieg, er sei kein Schlächter!"

„Du lieber Himmel," sagte der Alte und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Nun, nun," meinte huldreich der Prinz, als gälte es, den Einsiedler über eine von dessen eigenen Angelegenheiten zu beruhigen. Dann ließ er sich das Sprüchlein noch einmal vorsagen und dann hatte er es weg und trat hinein in die Höhle.

Hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber — doch das ist ja schon einmal erzählt worden und hat sich auch jetzt zum zweitenmal nicht anders zugetragen.

Es dauerte wieder nicht lange, wenngleich ein wenig länger als das erste Mal, da pochte es von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Er hatte den Blick andächtig gen Himmel gerichtet, dann senkte er ihn demutsvoll zur Erde, faßte die Hand des Einsiedlers und drückte sie an die Lippen, aber der alte Weise machte wieder gar ein ernstes Gesicht und verneigte sich stumm, als der Prinz beim Abschiede bat, ihn in das Gebet mit einzuschließen. Die Rückreise ging genau so von statten wie das erste Mal und wenn die Herren vom Gefolge etwas mehr wußten als damals, so war dies gewiß nicht die Schuld des Prinzen.

Der königliche Oheim empfing auch diesen seinen zweiten Neffen sehr huldreich und übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten, aber mit ein wenig bangem Herzklopfen, die Regierung, worauf er sich wieder nach seinem stillen Jagdschlosse begab.

Nun begann unter dem jüngsten Prinzen die zweite Regentschaft. Er ließ sich jedoch anders dazu an, wie sein höchstseliger Herr Bruder. In seinem ersten Manifeste lobpries er Gott und die friedsamen, guten, alten Zeiten und versprach, unter des ersteren mächtigem Beistande deren festen Glauben und ehrsame Zucht und Sitte im Reiche wieder herzustellen; alle Patrioten wären höflichst eingeladen mitzuthun!

Der Hof des neuen Herrschers wimmelte bald von Leuten, welche alle versicherten, daß sie nur das Reich Gottes suchten, wobei sie freilich verschwiegen, daß sie auch auf eine Reichsverweserstelle in demselben rechneten, aber das war ja selbstverständlich, denn dem getreuen Knechte gebühret sein Lohn und daß ihnen derselbe, vermöge ihrer Verdienste, schon lange zugedacht war und nur die böse Welt sich weigerte, ihn herauszugeben, das fühlten sie gar wohl. Wollten sie also dazu gelangen, so durften sie keine Zeit verlieren und mit der argen Welt nicht spaßen.

Da waren im Reiche böswillige Neuerer, die schrieben in ihren Büchern nicht wie die Rechtgläubigen „GOTT", sondern ganz unehrfürchtig „Gott"; freilich brauchten sie Ausflüchte, meinten, die Buchstaben hätten nichts mit der Ehrfurcht zu schaffen und „Gott" geschrieben, hieße nicht „GOTT" gelästert; aber man weiß, was man von so spitzfindigen Vorwänden zu halten hat, daß sich immer bei Streiten über Rechtschreiberei viel Rechthaberei breit macht und daß sich hier der ungläubige Wolf in ein orthographisches Schaffell hüllte. Was sollte man mit solchen verrotteten Gemütern beginnen, denen Gott nur für ein gewöhnliches Hauptwort galt, und welche auch dem Teufel die gleiche Ehre erwiesen?!

Um durch die Duldung dieses ketzerischen Gebarens die Rechtgläubigen nicht irre zu führen, sondern vielmehr zu überzeugen, daß sie mit ihren Anschauungen in der Mehrzahl und in der Macht, somit im Rechte seien, ließ der junge Herrscher ein Dekret ergehen, welches die „neuere Rechtschreibung in göttlichen Dingen" verdammte und den Anhängern derselben

freistellte, binnen vierzehn Tagen das Reich zu verlassen oder ihrem Irrtume gänzlich zu entsagen, mit dem Bemerken jedoch, daß jeder, der im Lande verbleibe, für einen Rückfall in seine früheren verdammlichen Ansichten auf das härteste bestraft werden würde; gegen solche Rückfällige wurden auch unter einem alle ehrliebenden Patrioten zu Anzeigen, wenn auch ohne Unterschrift, höflichst eingeladen.

Zwei Dritteile der orthographischen Ketzer, welche eine flinke Hand schrieben und fürchteten, es möchte ihnen das bewußte Wort oftmal unversehens in der verpönten Schreibeweise aus der Feder fließen, zogen es vor, auszuwandern; die andern, welche bedachtsamer ihre Buchstaben malten, dachten, sie würden sich schon an die vier großen Schriftzeichen in einem Worte gewöhnen können. Aber die Gewohnheit spielte doch manchem arge Streiche und das Gericht, das der Fürst für solche Fälle eingesetzt hatte, ließ nicht mit sich spaßen.

Es dauerte auch nicht lange, so wimmelte es von Anzeigen ohne Unterschriften. Scherz wurde mit gutem Vorbedacht als Ernst genommen, Mutwille als Frevel; ja, persönliche Feindschaft scheute sogar nicht davor zurück, die Schreibhefte eines verhaßten Gegners zu fälschen und das Gericht kannte nur eine Strafe, den Tod durch Feuer.

Nicht lange hatte der gute Monosogoporibius I. auf seinem stillen Jagdschlosse gehaust, so wurde sein Friede wieder gar arg getrübt; so oft er auszog, begegneten ihm Scharen von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, welche der Schrecken aus dem Lande scheuchte, wehmütig grüßten sie stets ihren alten, guten König, und Tag für Tag und immer zahlreicher strebten die Züge der Grenze zu; als aber eines Tages verzweifelnde Hinterbliebene von sogenannten Ketzern vor dem Schlosse Asche und verbrannte menschliche Gebeine auf den tiefgrünen Rasen streuten, da schluchzte der alte Mann laut auf, man sieht, er war kindisch geworden, wer wird denn weinen?

Als er aber seine Thränen getrocknet hatte, da sammelte

er seine wenigen Diener, bestieg ein Pferd, aber da er gar schwach war, mußten ihn zwei Leute rechts und links stützen, und so zog er der Hauptstadt zu; auf dem Wege kehrte jede Auswandererschar um und schloß sich ihm an, in Dörfern und Städten, wo er vorüberkam, ließen sie die Arbeit liegen und stehen und ein unermeßliches Menschengewoge wälzte sich brausend gegen die Residenz heran.

Ja, man wußte dort gar nicht zu deuten, was das war, als aber Monosogoporibius nach der Stadt hineinschickte und sagen ließ, er fordere seine Krone zurück, da rannte alt und jung vor das Thor hinaus zu ihm, und die Großen des Reiches, welche doch nicht ganz allein darinnen verbleiben wollten, entschlossen sich rasch mitzurennen, und da es ihnen sehr schicklich schien, die Krone zur Hand zu haben und wie aus eigenem Antriebe gleich anzubieten, so riß der letzte, der in der Eile aus dem Königssaale entlief, dieselbe etwas unsanft dem jungen Fürsten vom Haupte.

Dieser ärgerte sich nicht wenig und fand es nicht in der Ordnung, daß er mitten in seiner segensreichen Regierung also unterbrochen wurde, denn er hoffte an dem Feuer, an dem er die eine Hälfte seiner Unterthanen briet, würde auch die andere Hälfte für seine Herrschaft gar werden; da ihm nun diese Aussicht benommen war, ging er in ein Kloster.

Draußen vor der Stadt trafen die Großen des Reiches auf unabsehbare Menschenmassen, die einen hinfälligen Greis umjubelten, der mühselig, von anderen unterstützt, zu Pferde saß und auf alle Zurufe kindlich froh lächelte; aber wehe dem, der über ihn gelacht hätte! Dieser Greis, das wußten alle, trug zur gegenwärtigen Stunde in seiner Brust das Herz des Landes und für sein Fühlen und Empfinden standen Millionen Arme und Fäuste ein.

Die Großen des Reiches gaben die Krone wieder in seine Hand zurück und ihr Sprecher hielt dabei eine minder schöne Ansprache, wie das erste Mal, wo er Zeit hatte, sich gehörig darauf vorzubereiten. Dem alten König war recht bange wegen seines dritten Neffen, selbst die Prinzenmutter, seine

erlauchte Schwägerin, warf sich ihm zu Füßen und bat, ihrem ältesten Sohne die Probe zu erlassen, und sollte er damit auch alle Ansprüche auf den Thron verwirken. War es gekränkte Mutterliebe, die es nicht mit ansehen wollte, daß gerade das am wenigsten geliebte Kind etwa erreichen könnte, was den beiden anderen Heißgeliebten versagt war? Oder war es wirklich besorgte Mutterliebe, die den letzten der Söhne nicht auf ein so gefährliches Spiel setzen wollte? Wer weiß es zu sagen? Vielleicht war es beides zugleich.

Aber Monosogoporibius I. sagte sich, daß nach seinem Ableben doch dieser dritte Neffe sein nächster Erbe sein würde und eben darum sollte auch er seine Probe ablegen, entweder er beruhigte ihn dadurch über die Zukunft seiner ohnehin schwer geprüften Unterthanen oder er verfehlte gleichfalls seine erhabene Aufgabe, dann sollte es die letzte Sorge des greisen Königs sein, einen würdigen Herrscher für das Reich aufzufinden.

Und so sah denn das Land mit banger Erwartung und mit wenig Hoffnung den letzten Prinzen aus seinem Fürstenhause den gleichen Weg dahinziehen, den vor ihm seine Brüder zurückgelegt hatten.

Als nun die traurige Oede wieder erreicht war und der Prinz der Hütte des weisen Einsiedlers ansichtig wurde, da erfüllte Wehmut sein Herz, denn er gedachte seiner Brüder, und ganz leise pochte er an.

Der Einsiedler erschien wie jedesmal allsogleich unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten.

Dieser folgte der Einladung, ließ für sein Gefolge Zelte aufschlagen und befahl demselben, sich unterdes zu lagern.

Als nun der Prinz mit dem Einsiedler in dessen Hütte allein war, sagte er demselben, daß auch er gekommen wäre, die bewußte Höhle zu betreten, und als der Alte darauf, wie gewöhnlich, fragte: „Ohne alle Vorbereitung? Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?“ Da sagte der Prinz: „Sei Gott vor, daß ich deine hilfreiche Hand von mir weise! Ich weiß nicht, worin es

meine Brüder verfehlt haben, aber ich bin es dem Lande schuldig, das durch sie so schwer gelitten hat, nichts zu verabsäumen, was mich etwa in den Stand setzen könnte, demselben zu nützen."

Darauf meinte der Einsiedler: „Ich weiß dir aber nicht zu sagen, wie lange Zeit du damit wirst verbringen müssen, um dann ohne Fahrnis die Höhle betreten zu können."

„Weiser Vater," entgegnete der Prinz, „wie kann mich das abschrecken, da ich doch bereit bin, die eine Hälfte der Tage, die ich noch zu leben habe, dahinzugeben, wüßte ich dafür die andere Zeit über mein Volk glücklich und zufrieden zu machen!"

Da lächelte der Einsiedler gutmütig: „Mein Sohn, ich sehe, es ist schon an der Zeit, dich in die ‚Höhle der Phrasen' einzulassen!" Dann aber begann er ernstlich sich mit ihm zu besprechen und ihn in allem, was erforderlich war, zu unterweisen.

Zum nicht geringen Verdrusse der Herren des Gefolges, welche in dieser Wildnis alle gewohnten Annehmlichkeiten entbehren mußten, verbrachte der Prinz drei lange Tage mit seinem Lehrmeister; am Morgen des vierten Tages öffnete ihm dieser die eiserne Pforte und der Prinz trat in die Höhle.

Hinter sich hörte er wieder sorgsam schließen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, von dessen Richtigkeit nunmehr auch der Prinz Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, — daß man im Dunkeln nichts sieht.

Da stand er nun.

Muß das Auge wegen Mangel an Licht feiern, dann eilen alle anderen Sinne dem geängstigten Körper zu Hilfe und schärfen sich zu dessen Dienst, besonders Gehör und Gefühl. Der Prinz vernahm deutlich, wie rings von den Wänden der Höhle mit gleichmäßigem Geräusche schwere Tropfen niederschlugen, das war so eintönig und wirkte so verstimmend, daß er mit Ungeduld die weitere Entwicklung seines Abenteuers herbeisehnte.

Jetzt fühlte er an einer leisen Luftwelle, daß es rings in

der Höhle sich zu regen und zu bewegen begann, wie ein Geflüster wehte es durch den Raum; aber wieder wurde es ganz stille und war nichts zu hören als die fallenden Tropfen.

Sein Auge, nun an die Dunkelheit gewöhnt, versuchte ganz umsonst, auch nur von den nächstliegenden Gegenständen einen ungefähren Umriß zu erraten. Er erschrak fast, als eine volltönende Stimme unmittelbar an seiner Seite begann:

„Das Leben ist schal und leer, der Mensch muß es mit eigenen oder fremden Thaten schmücken, ein Mensch muß den andern dahinreißen in das Ungemeine! Was ist das Gewaltigste, das du als Mensch vermagst? Ein Held zu sein! Furcht und Verehrung zu erwecken unter denen, die mit dir über die Erde wallen, und deinen Namen den künftigen Geschlechtern zu überliefern! Es ist der einzige Wurf, der im Gelingen wie im Fehlschlagen dir den gleichen Lorbeer bringt! Nicht nur im Siege bist du groß, auch im Untergange, wenn du im erhabenen, heroischen Wahnsinne Reich und Volk neben dich auf die Walstatt bettest! Millionen gewaltiger Geister danken dir für den hochgehenden Wellenschlag ihres Lebens, die dumpfe Menge betet dich an, weil du sie, ein Gott, der Armseligkeit ihres Daseins entrissen hast! Du lehrtest sie, das Leben für das Leben freudig einsetzen, du bietest ihnen, an deines Namens Hoheit geknüpft, ein unsterblich Sein in den Sängen der Dichter, in den Liedern des Volkes! Sie schulden dir die ganze Summe ihres Daseins, darum darfst du sie auch von ihnen fordern! Das ist der Helden heilig Vorrecht!"

Da sprach der Prinz leise:

„Bleib dir getreu nur,
Laß dich nicht irren,
Was auch die Tiere
Brüllen und girren!"

Da leuchtete ein fahler Schein auf, und dem Prinzen wurde die Gestalt sichtbar, welche obige Worte an ihn gerichtet hatte, es war ein Tiger.

Da sprach der Prinz sofort:

„Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe,
Und der Held, er sei kein Schlächter!"

Da brüllte der Tiger auf und verschwand, und nachdem das Echo in der Höhle verhallt war, begannen wieder die Wasser eintönig von den Wänden zu tropfen.

Nach einer Weile hörte sich der Prinz wieder, diesmal aber von einer sanften Stimme angesprochen:

„Gott ist unser aller Vater! Auf Erden gibt es nur eine große einzige Gottesfamilie, selbst für die entarteten Söhne stehen die Wohnungen im Hause des Vaters bereit, aber — wehe — sie streifen lieber in der Irre umher und versuchen auch die anderen Gotteskinder irrezuführen. Sie suchen sie durch Hohn und Spott, durch List und Vergewaltigung abwendig zu machen von ihrem frommen Glauben, von ihrer einfältigen Sitte! Zeugt es nicht für die Wahrheit ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, daß die Millionen frommer Gemüter friedfertig dem Spotte von etlichen Tausenden Irregeleiteten standhalten? Gibt es etwas Erhabeneres für einen Gewaltigen, als die Schwachen zu schützen? O, werde ein Streiter für deren heilige Sache! Steht nicht geschrieben, denen, durch welche Aergernis kommt, wäre besser, mit einem Mühlsteine um den Hals zum Grunde des Meeres versenkt zu werden? Willst du Erbarmen kennen, wo das Erbarmen allein bei Gott steht? O, lasse nicht Millionen in ihrem heiligen Glauben irre, in ihrer beseligenden Hoffnung wankend machen, laß ihnen nicht ihren einzigen Trost in dieser Welt des Jammers und der Trübsal rauben, damit die Schwachen, in denen Gott mächtig ist, dir deinen Thron stützen, deinen Namen für alle Zeit lobpreisen und du selbst dereinst eingehest in Gottes Reich und Herrlichkeit! Amen!"

Da sagte der Prinz wieder leise das erste Sprüchlein, und im fahl aufzuckenden Lichte stand ein Lamm an seiner Seite, und da sprach er:

„Auch beim Spott der schärfsten Denker
Hält sich echter Glaube rein,
Und auf Erden kann der Henker
Nimmer Gottes Anwalt sein!"

Da blökte das Lamm gar kläglich und verschwand, und wieder ward es stille wie zuvor.

Nach einer Weile begannen zwei Stimmen neben ihm zu sprechen, eine scharfe, schneidige führte das Wort und die andere zischte manchmal eine Bemerkung dazwischen.

„Klug gehandelt!" sagte die erste Stimme. „Es ist viel ehrender, dem eigenen Kopfe alles zu verdanken, als fremden Fäusten! Fehlten diese, was würde wohl aus manchen Größen? Ich frage!" —

„Staub sollten sie fressen und doch nicht klug werden bei dieser Kost," zischte lachend die andere Stimme.

„Genug Bausteine für unvergängliche Größe," fuhr die erste Stimme fort, „findet der kluge Kopf an den schwachen Köpfen seiner Mitlebenden. Reizt dich ein Besitz, locke oder schrecke den Eigner heraus. Steht dir jemand im Wege, lehre ihn selber die Schlinge drehen, in der er sich fangen muß. Wer dir droht, den schmeichle ins Verderben. Wer dir schmeichelt, dem mißtraue. Krumme Wege, aber sicher."

„Krumme Wege, kluge Wege," zischte die andere Stimme.

„So wird dein Besitz sich mehren, deine Feinde sich mindern, dein Wort mehr als ein Schwertstreich wiegen, du wirst gefürchtet und bewundert sein. Allüberall in der Natur erweiset sich das Klügere dem Stärkeren überlegen und mit urew'gem Rechte gebrauchest du des Geistes Uebermacht! Von dir abhängig fühlen sich die Beschränkten und als dem Klügeren handlangern die Klugen dir, denn ohne dich steht doch nichts zu erreichen, und du wirst aller Zweck und Mittel, indem du als aller Mittel Zweck dich selber setzest!"

Da sprach der Prinz leise den ersten Spruch und sah im Aufleuchten des fahlen Scheines Fuchs und Schlange neben sich. Er sprach sofort:

„Wohl hat List auf krummen Wegen
Manchen nach dem Ziel gewiesen,
Aber seines Namens Segen
Wird von Sklaven nur gepriesen!"

Da verschwanden auch Fuchs und Schlange und kurz darauf, als hätte sie es nicht abwarten können, daß sie zu Worte komme, begann eine geschraubte, näselnde Stimme:

„Eh, langweiliges Volk da, miteinander! Was? He? — Floskeln, Phrasen, Worte, Flausen — weiter nichts! Was? He? — Bin froh, nur einmal einzig vernünftiges Wort aussprechen zu können, heißt: Genuß! Genuß, was? He? Nicht? — Wozu sonst auf der Welt, als wegen Genießen? Was sonst Zweck und Verstand im ganzen Universum, als Genießen? Was sonst göttliches, natürliches, politisches, eh, soziales Recht, als Genießen?! Alles andere Unsinn! Was? He? Leben sonst gar nicht der Mühe wert. Staat schafft Industrie, Natur schafft Kunst, beide: Komfort! Wozu sonst feuriger Wein gewachsen, wenn nicht sollte getrunken werden? Wozu sonst hübsche Frauen und Mädchen . . ."

Lachend unterbrach der Prinz den Redner mit dem ersten Sprüchlein, und neben ihm stand ein Affe.

Der Prinz griff in die Tasche und gab ihm einen Apfel. „Da genieße!"

Der Affe dankte sehr artig und verschwand.

Wieder ward es stille, aber ganz stille, selbst das Geriesel der Tropfen hatte aufgehört, da schritt es durch das Dunkel auf den Prinzen zu, er fühlte seine Rechte von einer warmen Menschenhand ergriffen und er vernahm folgende Worte:

„An allem erfreu
Die offenen Sinnen,
Und bleib dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Der Prinz hielt die Hand des Sprechers, die sich sanft aus der seinen lösen wollte, fest, denn die Stimme klang ihm gar bekannt, und er wollte eben eine Frage stellen, als sich von der eisernen Pforte her ein ungeheurer Lärm erhob und dieselbe, von wuchtigen Axtschlägen zertrümmert, einbrach, durch die entstandene Lücke drangen gleich hinter dem zuströmenden Tageslichte die Herren vom Gefolge herein. Diesmal hatte es doch gar zu lange gedauert, sie hatten sich müde geängstigt und gehorcht, denn diesmal konnten sie lauschen, der Einsiedler hatte kurze Zeit nach des Prinzen Eintritt seinen sonstigen Posten verlassen; sie waren daher sehr erstaunt, den Alten hier mit dem Prinzen Hand in Hand zu treffen, vielleicht nicht weniger erstaunt als der Prinz selbst, der sich nun von ihm aus der Höhle leiten ließ.

Der Prinz hieß sogleich alles zur Rückreise rüsten, es war auch sehr bald alles zum Aufbruche bereit, denn die Herren des Gefolges, welche sehr froh waren, fortzukommen, hatten schon alle Vorbereitungen in dieser Hinsicht getroffen.

Bis das Pferd vorgeführt wurde, hatte der Prinz schweigend neben dem alten Weisen gestanden, jetzt, bevor er sich in den Sattel schwang, umarmte er den ihm lieb gewordenen Berater und dieser faßte ihn zum Abschiede noch einmal an der Hand und sagte:

„An allem erfreu
Die offenen Sinnen
Und bleib dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Lange blickte er den Dahinziehenden nach und lange noch wandte der Prinz sein Pferd.

Monosogoporibius I. empfing mit gewohnter Güte seinen dritten Neffen und nachdem er ihm gleich den andern probeweise das Regiment übertragen hatte, zog er sich wieder auf sein Jagdschloß zurück. —

Jahre vergingen, seine Ruhe wurde nicht gestört, er war uralt geworden und fühlte sein Ende nahe, da ließ er eines

Tages alles zur Reise rüsten, bestieg eine Sänfte und ließ sich durch das Land nach der Hauptstadt tragen.

Sie waren eine Tagreise weit gekommen, da fragten die Leute am Wege bei den Herren des Gefolges an, wer denn da so vornehm reise.

„Nun," sagte einer der Herren, „euer König!"

„Ei, Herr," sagte ein alter Bauer, „Ihr wollt Euch wohl über arme Leute lustig machen! Aber unseren König kennen wir wohl, der ist noch in den besten Jahren, und so kann er doch nicht über Nacht zusammengeschnorrt sein, wie der da in der Sänfte!"

„Aber," sagte der Herr vom Gefolge, „das ist doch euer rechter und wahrhafter König, Monosogoporibius I."

Da zog der Bauer die Mütze und sagte: „Je der Tausend, ich hätte nicht gedacht, daß der noch lebt! Nun lebe er noch tausend Jahre, vorausgesetzt, daß das ihn selber nicht verdrießen möchte! Das war ein gar schönes Stück von ihm, wie er das Ketzerbraten im Lande eingestellt hat, da war ich selber noch als lediger Bursche dabei. Nun, Gott tröste ihn! Nichts für ungut, man kann es fast nicht glauben, daß er noch leben soll! Aber nicht wahr, den jetzigen nimmt er uns nicht weg? Das wäre hoch gefehlt. Ah, das wird er wohl nicht?"

„Nein, nein, das wird er nicht!" lächelte Monosogoporibius I. seelenvergnügt in der Sänfte.

Sein Neffe holte ihn, sobald er von seinem Nahen unterrichtet wurde, mit allen Ehren ein. Monosogoporibius I. aber merkte seine letzte Stunde gekommen, er versammelte im Königsschlosse alle Großen des Reiches um sein Sterbebette, und außen um den Palast drängte sich das Volk. Noch einmal, das letzte Mal, mußte sein alter Hofsekretär ihm ein Schriftstück unterbreiten, das Testament; das war nicht so schön geschrieben, man sah den Buchstaben an, daß manchmal die Hand des Schreibers leise gezittert hatte, der alte König warf ihm einen strengen Blick zu, aber als er ihm die Feder abnahm, drückte er ihm wieder leise die Hand. Der dritte

Neffe wurde zum Erben des Reiches eingesetzt und hatte den Namen Monosogoporibius II. zu führen.

Er mußte auf den Wunsch seines erlauchten Oheims sogleich das Manifest über seinen Regierungsantritt dem alten Hofsekretär in die Feder diktieren.

Der Neffe gab erst dem Schmerze über den Verlust seines Oheims mit wenigen, aber liebevollen Worten beredten Ausdruck, dann sagte er, er erneuere nur das Versprechen, das er in seinem ersten Manifeste seinen Völkern gegeben habe, so zu regieren, daß sie es nur merken sollten an der Wohlfahrt des gemeinen Wesens.

Dann mußte er unterschreiben, der Sekretär reichte dem alten Könige, der freudig aufgehorcht hatte, das Blatt, und als Monosogoporibius I. in sicheren und schönen Zügen „Monosogoporibius II.“ las, da war er ganz über die Zukunft seines Landes und Volkes beruhigt und verschied mit einem frohen Lächeln.

Wie mit dem Herrgott umgegangen wird.

Eine Geschichte mit einigen „Merks“.

(1878.)

Es ist eine arge Welt, einer macht's dem andern und der liebe Gott allen zusammen nie recht. Es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, aber wenn einer um Sonnenschein und der andere auf dem nämlichen Fleck um Regen betet, da möcht' ich wohl einen dritten zum Herrgott machen und zusehen, was der bei all seiner Allmacht anfinge, um es mit keinem von den beiden zu verderben.

Im Norden sind die Menschen etwas kühler und nehmen's nicht gleich übel, wenn er sich etwas schwerhörig stellt, aber im Süden da sind sie heißblütig und werden sehr ungehalten; da ist es denn für dort eine ganz gute Einrichtung, daß man zwischen Gott und die aufdringlichen Beter die lieben Heiligen eingeschoben hat, die nun freilich für jede unerfüllte Bitte aufkommen müssen.

Wahrhaftig, so ein Heiliger ist nicht zu beneiden und ich möcht' keiner werden; denn abgesehen davon, daß die Erreichung einer solchen hohen Stelle auf der Erde mit manchen Unannehmlichkeiten und Umständlichkeiten verknüpft ist, so muß ja einer im Himmel ganz höllisch aufpassen, daß er tagüber keine Anrufung vergißt, so daß ihm fast keine Zeit bleibt, sich der ewigen Seligkeit zu erfreuen, höchstens zur Nachtzeit, aber solche übernächtige Seligkeit verträgt sich wieder tags darauf spottschlecht mit den Berufsgeschäften, wie manche gar wohl wissen, die gerade keine Heiligen sind.

Ja, es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, wenn es nur nicht manche so weit versehen möchten, daß ihr Gebet einer Lästerung auf ein Haar gleicht. Da war einmal eine öffentliche Dirne, die hat einen jungen Menschen zu berücken gewußt, daß er eine Zeitlang zu ihr gehalten hat; nun sind

ihm denn doch endlich die Augen aufgegangen und das war ein Glück für ihn, sonst wäre er ja ein verlorener Mensch gewesen, und er hat das Weibsbild verlassen. Aber die Allerweltsliebste war darüber gar sehr betrübt und was thut sie? In die Kirche geht sie und betet zur „allerreinsten Jungfrau Maria", dieselbe möge ihr das Herz ihres Buhlen wieder zuwenden, damit die unsaubere Liebschaft ihren Fortgang haben könne. Wenn das nicht gelästert ist, dann weiß ich überhaupt nicht, was Beten heißt und sein soll.

Ueber das Stück lacht wohl keiner, dazu ist's nicht angethan und steht nur da, damit man sieht, was manche für Anliegen vor die Heiligen bringen, denn es ist eine wahrhaftige Thatsache und nicht erfunden. Was aber den Heiligen in Welschland begegnen kann, das will auch erzählt werden und darüber könnten sie selber lachen, falls sie es im Himmel nicht verlernt haben.

In Welschland hat selbst der ordinärste Kerl etwas Manierliches und Höfliches an sich, freilich daneben auch heißes Blut; wenn er nun die Fürsprache eines Heiligen oder mehrerer bedarf, so läßt er sich's nicht verdrießen, sie eine geraume Weile recht inbrünstig darum anzugehen; er gibt ihnen vollauf Zeit, alles wohl zu überlegen und ins Werk zu richten; wenn sich das aber ewig lange nicht machen will, da verliert er die Geduld und flucht alle Heiligen in seinen Hut hinein. Das sieht sich aber so an: der unerhörte Beter reißt ingrimmig seinen Filzdeckel vom Kopf, hält ihn halb zugeklappt unterm linken Arm, dann greift er mit der Rechten in die Luft, als ob da die Heiligen unsichtbar herumflögen, nennt zuerst den Namen desjenigen, den er sich besonders durch Fasten und Beten verpflichtet hat, also in diesem Falle den Undankbarsten, krampft die Faust zu, als hätte er eine Hummel gefangen, macht eine Geste gegen den Hut, als würfe er die Hummel — den Heiligen, wollt' ich sagen — in den Filz und drückt rasch hinter ihm den Spalt zu. Den hätte er! Und nun fährt der wütige Kerl fort, mit der Hand in der Luft herumzufingern, schreit mit seinem Fluchmaul

nach jedem Heiligen, der ihm beifallen will, und wirft sie einen nach dem andern dem ersten nach, dabei öffnet er vorsichtig nur ein klein wenig den Spalt, damit ihm keiner der früheren neben auswischen kann. Es vergehen keine fünf Minuten, so hat er den Hut voll der schönsten und größten Heiligen, die man im Kalender finden kann, denn billigerweise hält man es mit den Heiligen umgekehrt wie mit den Spitzbuben, wo man die kleinen fängt und die großen laufen läßt.

Nun haben sie es! Da sind sie alle — Gott verzeih es, vielleicht sogar mit lebenden Wesen, die man nicht gerne nennt — in dem nicht zu reinlichen Filz zusammengepfercht. Unser Welscher stolziert eine Weile mit ihnen auf und ab, bis er sich ein wenig abgekühlt hat und wieder zu einiger Besonnenheit kommt. Bewiesen hat er es ihnen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, aber es scheint ihm doch nicht geraten, es ganz mit ihnen zu verderben und so fängt er sie denn jetzt Stück für Stück, der Reihe nach, wie er sie hineingeflucht, heraus, denn Ordnung ist in allen Dingen löblich; er nennt sie einen um den andern beim Namen, langt sie mit der Rechten aus dem Hute und gibt sie los, indem er die Hand öffnet, etwa wie um einen gefangenen Vogel in Freiheit zu setzen. Es soll da jeder in dem Punkte ein gutes Gedächtnis besitzen und noch keiner einen Heiligen in Gedanken im Hute stecken lassen haben; möcht' aber doch vorsichtshalber raten, den Hut zum guten Schlusse sacht umzustürzen, damit ein allenfalls Vergessener herausfallen kann.

Das ist toll genug und darüber kann man lachen, und ich hoff's, der Leser hat mir die Freude nicht verdorben und hat darüber gelacht. Trotz dieser unbilligen Behandlung hat man noch nicht gehört, daß die Heiligen einem ein himmlisches Donnerwetter über den Hals geschickt hätten, auch der Herrgott selber hat gleiche Nachsicht mit seinen Geschöpfen, die statt ihm zu dienen, es vielmehr darauf absehen, von ihm bedient zu werden, und es ist das ein Dienst, bei dem

er weder auf Lohn noch auf gute Behandlung sehen dürfte; eine dahin einschlägige närrische Geschichte will ich eben erzählen, bemerk' nur vorher, daß aus all dem bisher Gesagten und noch zu Sagenden hervorgeht, was wohl schon manchem im Leben aufgefallen sein mag: daß Gott und alles Heilige, Hohe und Reine Spaß vertragen, die Menschen aber und alles Gemeine, Niedere und Unsaubere keinen! Woher kommt's wohl? Der menschliche Witz gleicht einem jener Spiegel, die man an manchen Orten zur Unterhaltung aufgestellt findet und die so geschliffen und postiert sind, daß sie alles verzerrt zeigen. Laß ein paar bildsaubere Leute Hand in Hand davor hintreten, im Bewußtsein ihrer Wohlgestalt haben sie leicht über das Zerrbild im Spiegel lachen; versuch es aber mit ein paar Häßlichen, die werden sich beleidigt abwenden, denn, ist auch die Verzerrung eine Lüge, die Häßlichkeit bleibt doch Wahrheit, mit der aber steht man in der Welt schon von altersher auf gespanntem Fuße und die Gattung der unangenehmen nennt man Grobheit, wovon wieder die „göttliche" die erschreckendste.

Will nun die Geschichte erzählen, lebte der Mann noch, von dem sie handelt, würde ich es fein bleiben lassen; die Gerichte könnten seine Wunderlichkeit oder Narrheit strafwürdig finden und ich wollte ihn nicht denunziert haben; da er aber schon eine ganz geraume Zeit tot ist und sich allein mit Gott abzufinden hat, so kann ich's ohne Scheu Rede haben, wie er bei Lebzeiten mit demselben umgegangen.

In einem Orte nahe bei Wien, der Hauptstadt Oesterreichs, hielt sich vor vielen Jahren eine Schauspielergesellschaft auf. Diese Leute spielten, so gut sie es eben vermochten, den Inwohnern Komödie vor, schlecht und recht, wie aber allzeit Undank der Welt Lohn ist, so meinten die Zuschauer, es wär' dabei wenig Rechtes, dagegen viel Schlechtes zu sehen gewesen. Es wurde in einer Scheune gespielt, das mag sich allerdings nicht sonderlich hübsch ausgenommen haben, die Rüstungen der biedern Ritter und die Gewan-

dungen der Könige und anderer Großen des Reiches sahen vielleicht auch nicht zum besten aus, war wohl der Pappendeckel der ersteren abgerieben und der Samt der letzteren spiegelte, während der Flitter blind geworden, und es kann ja sein, — weil Kleider Leute machen, — daß die armen Komödianten nicht besser spielten als sie aussahen; aber die Zuseher hätten auch bedenken sollen, wie nieder das Eintrittsgeld war, und daß für wenig nicht viel geboten werden kann, das ist eine alte Wahrheit, seit Handel und Wandel auf der Welt besteht.

Kurz die reicheren Leute im Orte fuhren nach der nahen Hauptstadt, wenn sie eine Komödie sehen wollten, und schickten höchstens ihre Kinder oder Dienstboten noch obendrein auf die billigsten Plätze des Dorftheaters. Schlimm für die armen Teufel von Komödianten, denn einen fixen Gehalt hatten sie nicht, sie teilten unter sich, was eine Vorstellung einbrachte und lebten davon ein paar Tage bis zur nächsten. Das hört sich eben besser an, als es sich in Wirklichkeit macht, denn manchen Abend verschlangen die Kosten den Ertrag und dann war nichts zu teilen.

Das gab viel Sorge und am meisten litt darunter der Direktor der Truppe; er hatte allerdings seinen Leuten keine festen Bezüge auszuzahlen, aber wenn Vorstellung auf Vorstellung entweder nur ein paar Groschen auf einen kamen oder wohl gar nichts, das war zum Durchgehen, nicht für den alten Mann, der nicht gewußt hätte wohin, aber für die Mitglieder der Truppe, welche es wo anders kaum schlechter treffen konnten und von denen daher auch manche durchgingen; daß so ein Mensch in der Verzweiflung vergißt, die Schulden, die er im Orte gemacht, zu bezahlen, das ist erklärlich, ebenso erklärlich ist es aber, daß das sehr unangenehm für den Direktor und die Truppe war, welche im Orte verblieben und — wie die Welt denn ungerecht ist, — von der übeln Nachrede über den ausgerissenen Kameraden ein gut Teil zu Gehör geredet bekamen. Ließen sich die Dörfler bedauernd vernehmen, „daß nur einer durchgebrannt,

die mehreren aber geblieben seien", sprachen sie die Vermutung aus, „daß ein Lump wie der andere wäre" und was derlei Schmeicheleien mehr sind, so kann man sich wohl denken, daß bei solchen Anlässen der Direktor, wenn man ihn als den „Obersten der Komödianten" bezeichnete, die Verleihung dieses Titels gerne bescheiden abgelehnt hätte.

Feron nannte sich der Mann. Den Tag vor jeder Vorstellung lief er alle Häuser und Hütten des Ortes ab, klagte über die arge Gegenwart, in der aller Kunstsinn in einem verehrlichen Publikum erstorben schien, lobte in einem Atem die alten Zeiten und die alten Stücke, besonders dasjenige, dessen Titel und Personenverzeichnis in sauberer Handschrift er jedem in die Hand drückte, denn er war sein eigener Zettelausträger, wohl nicht aus Leidenschaft, sondern weil er es billiger hatte, wenn er selber ging.

Er versicherte jedem, der ihm in den Wurf kam, — war's auch ein Pferdeknecht, oder eine Kuhmagd, — daß er ihn als einen hochverehrten Gönner betrachte und dabei blieb er, wenn sich der Betreffende auch noch so sehr ereiferte, ihn von der Irrigkeit einer solchen Anschauung zu überzeugen. Lästermäuler behaupten, sie hätten den Herrn Direktor manches Haus in so schwunghafter Eilfertigkeit verlassen sehen, wie dies ohne die Mitwirkung des hochverehrten Gönners ganz undenkbar wäre.

Direktor Feron pflegte seine unterthänigsten Aufwartungen sehr regelmäßig zu wiederholen, aber er selber war für Besuche desto unzugänglicher; nicht daß es ihm an geselligen Talenten gefehlt hätte, doch hatte seine Wohnung etwas Unnahbares; selbe befand sich in dem Einkehrwirtshause, in dessen großem Hofraum auch die bewußte Scheune stand, in welcher Komödie gespielt wurde. Durch die breite Einfahrt des Hauses gelangte man in den Hof; ohne sonderliche Beschwer, wenn man auf herumliegende Fässer und herumstehende Futterbarren acht hatte, konnte man sich auch bis zur Scheune zurechtfinden; hinter dieser aber war es nicht geheuer, da war der Boden in trockener Zeit zäher Lehm

oder bei Regenwetter ein Kotmeer und da mußte man darüber weg oder mitten durch bis ans andere Ende, wo einige Wirtschaftsbauten standen, darunter eine Tenne, in deren Dachraum ein Futterboden und ein kleines Kämmerchen angebracht war, in letzterem hatte wohl vorzeit ein Knecht oder eine Magd geschlafen, aber jetzt bewohnte es der „Oberste der Komödianten".

Ein Mittelding zwischen Leiter und Stiege führte hinan, eine Leiter war's nicht, denn neben befand sich ein Geländer, aber eine Stiege war's wieder nicht, dazu waren die hölzernen Trittbrettchen zu schmal, das ganze Ding stand zu aufrecht und um hinaufzugelangen, mußte man denn auch einen Mittelweg zwischen Steigen und Klettern einschlagen, was nicht sehr bequem war, aber sich dafür recht hübsch ausnahm.

War man aber einmal oben angelangt, so muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, offen gestanden werden, daß weder die Aussicht auf den Hof, noch der Einblick in die kleine Kammer für die gehabte Mühe entschädigte. Die Thüre, die in die Kammer führte, ließ nur höfliche Leute ein, wer sich nicht bücken mochte, der mußte außen bleiben, das Fenster war mit dem Thürpfosten in einem Stück gezimmert worden und so schmal, daß der Glaser mit einer Scheibe, die er entzweischnitt, für beide Rahmen ausreichte. Die Wände waren geweißt, ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, mehr befand sich innerhalb derselben nicht, ein Kruzifix hing noch in einer Ecke, das war alles.

Wenn der Direktor zu Hause war, so saß er für gewöhnlich an dem Tische, den er an das Fenster gerückt hatte, dort fand er zum Theaterzettelschreiben oder sonst einer nützlichen Beschäftigung gerade genug Licht, während das übrige eine angenehme Dämmerung im Raume verbreitete.

So saß er, hart an die Tischkante gedrückt, führte fleißig die Feder oder fertigte Papparbeiten. Er stak immer in ein und demselben schwarzen Anzuge, der seine ohnedies kleine,

alles in allem zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz', das könntest mich doch verdienen lassen! Es ist ohnedies nicht viel, das wirst wohl einsehen, gelt ja? Na also, nicht wahr, du wirst schon dazuschau'n, du thust mir's schon zulieb und läßt mich zu dem Meinen kommen? Ja. Freilich. Ich verlass' mich darauf."

Hatte der Himmel ein Einsehen, dann betrat der Herr Direktor nach der Vorstellung sein Kämmerlein nie, ohne einen dankbaren Blick nach dem Winkel zu werfen, wo er wußte, daß der Herrgott hing, den er freilich bei der herrschenden Dunkelheit nicht sehen konnte. Wenn es aber geschah, daß trotz seinen Bitten der Himmel hart blieb und die Erde weich wurde, dann schlich er über den Hof, kletterte den Steig zu seiner Kammer hinan, so hastig, daß es anzusehen war, als ob ein großer schwarzer Kater in abenteuerlichen Sprüngen da hinaufsetzte; oben stieß er die Thüre auf.

Schwer setzte er den Fuß auf die Dielen, warf einen Blick, wie ihn nur die bübischsten Mordgesellen auf der Bühne zu werfen verstehen, nach der bewußten Ecke und murmelte: „Also hat's nicht sein können?"

Unheilbrütende Stille.

„Hat's nicht sein können?" wiederholte er mit heiserer Stimme, langte mit hartem Griff den Herrgott von der Wand. „Nicht einmal zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz'! Ist das schön?"

Nun begann er dem Herrgott gehörig die Meinung zu sagen, seine Reden und Hantierungen wurden immer mehr das Gegenteil von Schmeicheleien und Liebkosungen, bis er sich vor unvernünftiger Wut nimmer aus wußte und das Bild von sich warf, selbstverständlich, um es am nächsten Morgen wieder reuig vom Boden aufzuheben, an die gewohnte Stelle zu hängen und bei nächster Gelegenheit bittlich anzugehen, wenn wieder zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz' Tageskosten in Gefahr standen, verregnet zu werden! Ebenso selbstverständlich wird er wieder den eingegangenen Betrag durch einen dankbaren Blick quittieren,

oder andernfalls dem Herrgott gehörig die Meinung sagen, denn so war einmal seine Art, mit demselben umzugehen.

„Nun," sagt der Leser, „das ist mir ein artiger Narr;" aber er steht nicht allein, er hat gering seine hunderttausend Brüder, die Fetischanbeter, von denen wir schon viel gelesen haben. So ein Wilder geht her und macht sich in aller Geschwindigkeit aus einem Lumpenbündel, Baumstrunk oder Steinblock einen Gott zurecht, bringt auf den Knieen seine Bitten vor, werden die aber nicht gewährt, so sieht er sich nach einem tüchtigen Stocke um und prügelt seinen Herrgott weidlich durch.

Nun lacht wohl der Leser über den Welschen, von dem ich zu Anfang erzählt habe, über den „Obersten der Komödianten", den ich ihm im weiteren Verlaufe vorführte und über die Fetischanbeter, auf die wir zuletzt zu sprechen gekommen sind; schmeichelt sich, was Bedeutendes klüger und besser zu sein, und ich könnte jetzt auf die artigste Weise schließen, indem ich ihn fein höflich bei seiner Meinung beließe. Ja, wenn nicht ein Hauptmerks noch anzubringen wäre!

Nehm' noch einmal meinen alten Narren hervor und sage: „Er hat gering nicht seine hunderttausend — er hat Millionen Brüder!"

Will's der Leser nicht glauben? Gut, wir wollen Probe machen. Es braucht keiner zu sagen, er gehöre nah' oder entfernt in die Brüderschaft, denn es wär' wider alle Vernunft, von einem Menschen zu verlangen, daß er sich selbst irgend etwas Unangenehmes nachsage; aber wer nicht dazu gehört, der möge sich melden!

Wir wollen uns daher gar nicht bemühen, heraus zu bekommen, wieviel ihrer sind, die sich an einem Bilde vergreifen, nicht weil es ihnen ein götzendienerischer Greuel ist, sondern just, weil sie glauben, dahinter steckt's! Wollen auch nicht fragen nach den Lästerern, die den Herrgott ausschimpfen, nicht nach denen, die es an seiner Statt immer besser zu machen wüßten, nicht nach jenen, die ihn stets

mit dem Mund lobpreisen und durch jedes Thun verunehren, nicht nach den Verbitterten, welche ihm den Glauben aufkünden, wenn es nie und nimmer wird, wie sie es wünschen und ersehnen; nein, wir wollen nur, daß derjenige sich melde, der nie in seinem Leben eine Stunde hatte, wo er Gott wie einen seinesgleichen begreifen wollte und über ihn den Kopf schüttelte!

Meldet sich derjenige, so will ich gerne seine Meldung nachträglich bestätigen, bis dahin aber bleibe ich dabei, am Stocke allein liegt's nicht und in weiterem Sinne hat schon jeder Mensch einmal seinen Gott geprügelt!

Treff-Aß.

Eine Geschichte.

(1878.)

Gibt es ein Buch des Schicksals, so kann doch gewiß kein sterblich Auge darin lesen.

Wär' alles vorher bestimmt und wüßte der Mensch, was ihm die kommenden Tage bringen, wir könnten allzusammen die Hände in den Schoß legen; wer möchte sich noch herzhaft einem Unheil entgegenstemmen, wenn er weiß, daß es ihm nicht ausbleiben kann? Wer möcht' nach irgend einem Gut ringen, wenn er weiß, daß es ihm versagt bleibt, oder sicher ist, auch wenn er nichts dazu thut? Jedes Unheil wär' verschärft durch die Furcht, die vor ihm einhergeht, wir würden darauf warten wie der Hund auf die Schläge, wenn er den Stock in seines Herrn Hand weiß. Aller Freud' wär' die Freud' verdorben, es fiele uns keine mehr wie aus dem lieben Himmel herunter, noch zögen wir uns eine aus der Erde groß, wir wüßten um beide zuvor, die erste schien uns kein Glück mehr und die zweite nimmer unser Verdienst.

Das dachte auch der Weishofer, als er so langsam die Straße dahin trottete. Er dachte auch weiter und vermeinte bestimmt, daß nichts bestimmt sei, zu was schreie sonst der Mensch in Not und Drangsal nach göttlicher und menschlicher Hilfe auf?! „Wär' alles vorherbestimmt," dachte er, „so gäb' ich wohl gern zunächst dem vertrackten Steuerausschreiber in der Stadt eine Tüchtige hinters Ohr, glaub' aber nicht,

der möcht' sie, als von aller Ewigkeit her ihm bestimmt ruhig einstecken, sondern dafür mich."

„O, wie das dumm ist, daß die Leut' wollen hinter zukünftige Geschehnis kommen durch Kartenlegen, Bleigießen, Wahrsagen aus der Hand, aus dem Kaffeesatz, aus dem Basilisken-Ei" — er zog den Mund breit zu einem verächtlichen Lachen und spuckte breit aus. „So 'n Vieh gibt's nicht und hat's niemal gegeben, wo sie die Eier davon her haben wollen?!"

„Ei, das verdammte Kartenlegen!" Er seufzte tief auf.

Der Weishofer war ein noch junger Bauer, er war stramm gewachsen, hatte ein nettes Gesicht mit großen dunkelblauen Augen, einer geraden Nase mit etwas vortretenden Nüstern, über den frischen Lippen trug er einen saubern Schnurrbart und etwas Barthaar hatte er auch beiderseits von den Schläfen bis herab zu den Ohrläppchen stehen lassen, das dunkelblonde Kopfhaar war schlicht nach rückwärts gekämmt. Er trug einen hohen Hut von derbem Filz, mit einem breiten Bande, das an der Seite durch eine stählerne Schnalle zusammen gehalten war, einen langen Rock von dunkelbraunem Tuch, eine geblümte Weste mit einem Muster, das keine schreienden Farben zeigte, eine Kniehose und hohe Stiefel; er war ein hübscher Mann, aber heute ließ er sich's nicht anmerken, er ging so schlotterig daher, hatte das Gesicht nachdenklich nach dem Boden gewendet, wie einer, der — nach dem Volksausdruck — den gestrigen Tag sucht, und wer ihn so einherwandeln sah, gab nichts auf ihn.

„Guten Morgen, Weishofer," sagte einer.

Weishofer sah auf, vor ihm stand ein kleines Männlein, das hätte freilich beginnen können, was es mochte, sich strecken und so stramm ausschreiten wie ein Soldat, die Schönheit würde es doch nie geplagt haben. Es hatte die eine Schulter bedeutend höher und darüber ließ es den ziemlich großen Kopf etwas nach der andern Seite hängen.

Unter der Tuchkappe, die es unternehmend auf das linke Ohr gedrückt hatte, fielen etliche lange Haarsträhne herab, die teils weiß, teils fahlgelb aussahen. Unter dem Kappenschirme funkelte eine kreisrunde Hornbrille hervor, hinter deren Gläsern ein paar kleine, graue Augen gar lustig irrlichterten, alles im Gesichte war rundlich und gerötet wie ein gesunder Apfel; der Mann sah, wenn nicht wie gutmütig, so doch wie allfort gut gelaunt aus. Er hatte einen Rock am Leibe, dessen Farbe nicht ganz leicht zu bestimmen war: während vorne über der Brust das Tuch dunkel drappfarben erschien und gegen den Saum hinunter grünlich schillernd verlief, zeigte sich am Rückenteil dieses schillernde Grün oben und die Schöße lagen im drappfarbigen Dunkel. Dafür waren die Beinkleider ausgesprochen staubgrau; daß sie Falten warfen, wo sie nicht sollten, und spannten, wo es nicht gehörig war, das lag nicht an ihnen, das machten die Säbelbeine, die in ihnen staken. Zwei Wanduhren mit hölzernem Gehäuse — von der Gattung, die man „Schwarzwälder" nennt, — hatte er mit einem Stricke zusammengekoppelt, und da wiegte die eine über der hohen Schulter und die andere hing ihm vorne an der Brust herab; an einem Spagatendchen, das durch ein Knopfloch gezogen war, baumelten ein paar Perpendikel und in der linken Hand trug er ein grobleinenes Säckchen, lüpfte von Zeit zu Zeit den Arm, waren wohl Gewichte und Werkzeuge darinnen. Solchergestalt, nämlich in seiner eigenen, stand der Hausierer und wandernde Uhrmacher Hautzner-Michel so breit, als er's mit seinen krummen Beinen vermochte, vor dem Weishofer und verstellte ihm den Weg.

„Guten Morgen, Weishofer," sagte er.

„Guten Morgen," sagte der.

„Gehst nach der Kreisstadt?"

„Ja."

„Kassierst wieder die paar Groschen Zinsen ein vom Krämer am Rathausplatz?"

Weishofer nickte.

Der Uhrmacher kniff die Augen zusammen. „Hättest wohl eh' lieber dein Geld ganz heraus?"

„Wohl. Ich kann's ihm aber nicht aus dem Leibe reißen. Kommt mir so vor, als hätt' er bald selber nichts."

„Was gibst mir, wenn ich dir eine rechtschaffene Neuigkeit sag'?"

„Ei, sag's oder sag's nicht!"

„Gestern war ich beim Krämer auf 'm Rathausplatz. Laß dir sagen, der Alte wär' vor Freud' gern gesprungen wie ein junges Zicklein; hat sich aber dazu angestellt wie eine trächtige Kuh. Eine Erbschaft hat er gemacht. Keiner von all denen, — hat er gesagt — die ihn die harte Zeit über geplagt hätten, soll auch nur einen Groschen früher zu sehen bekommen, als er ihm gebührt; du aber, weil du allweil ein Einsehen gehabt hättest, könnt'st alles heraushaben, gleich morgen, dürfst es nur sagen! Da er das gestern gesagt hat, so denk' ich, heut ist morgen, brauchst also bloß 's Maul aufzuthun."

„Na, ist recht."

„Aber, Weishofer, wie kommst mir denn vor? Ist das 'ne Red', ist das ein Aussehn für einen, dem Geld, — wo er schon in der Still' 's Kreuz darüber gemacht hat, wieder ins Haus kommt?"

„Wozu dient's mir jetzt? Vielleicht kommt's mir gerad recht, eine Leich' zu bestreiten."

„Oho, oho, wer sollt' denn versterben? Du nit!"

„Die Everl."

„Dein Weib? Ei, so lüg und erstick daran. Wann hab' ich sie denn noch gesehn, so frisch und kerngesund und kugelrund wie allweil?"

„Schau s' dir jetzt an!" Der Weishofer schob den Hut zur Seite, indem er sich mit der flachen Hand über die Stirne strich. „Ja, Hautzner-Michel, seit Sylvester schreibt sich das her! Die himmelherrgottssakramentischen Weibsleut' mit ihren verhöllten Dummheiten! Kartenaufschlagen haben s'

müssen, aus Spaß, natürlich nur aus Spaß, wie sie gesagt haben, und da ist der meinen das Treff-Aß gefallen und das bedeut' 'n Tod, so ist ihr's ausgelegt worden. Da hat sie ein langes Gesicht gemacht, daß sie mit ihr'm Kinn bald bis auf die Tischplatte gereicht hätt'. Es ist halt doch eine Sünd', — hat sie gesagt — Spaß hab' ich treiben wollen und unser Herrgott zeigt mir ein' Ernst! Seither bild't sie sich ein, sie macht's kein Jahr mehr mit. Wär's nit so traurig, frei völlig lachen könnt' mer drüber, wie sie sich alle Mühe gibt, die Prophezei' wahr zu machen. Abmägern thut s' mir von Tag zu Tag. Ausreden laßt sie sich's nit, manch geschlagene Stund' bin ich schon neben ihr gesessen, hab' ihr zugered't, sie horcht fein auf, gibt mir in allem recht und wenn wir uns vom Sitz heben, so ist ihr letzt's Wort, wie 's erste war, sie müßt' doch sterben! In meiner Angst hab' ich mir einen Doktor aus der Stadt g'rufen, der hat den Kopf beutelt und g'sagt: ‚Die Frau ist gemütskrank!' Ich hab ihm drauf die ganze G'schicht' verzählt. ‚Hm, hm,' hat er brummelt, hat seine Dose hervorgezogen, klappt s' auf, nimmt eine Prise, schnupft, druckt den Deckel langsam wieder zu. ‚Ja,' sagt er, ‚die wird wohl an ihrer Dummheit sterben!' — ‚Dank für die Auskunft, Herr Doktor,' hab' ich gesagt, ‚mir geschäh' aber auch um meine dumme Everl hart.'" Der Weishofer fuhr sich mit dem Aermel über die Augen. „Es geht ein so viel scharfer Wind über die Felder."

Der kleine Uhrmacher schüttelte sehr bedenklich den großen Kopf, so daß darüber die Tuchkappe vom linken Ohr auf das rechte fiel. „Wär' mir selber leid um das Weiberl!"

„Ich sag' dir," schrie der junge Bauer, indem er die Hände bis zum Kopf emporhob, „sie ist schon so gut wie tot! In der Weis' kann sie's nit lang mehr machen. Es hilft kein Reden und es find't sich kein Rat, — o du blutiger Heiland! — Da muß s' ja hin werden!"

Der Hautzner-Michel hatte mittlerweile sehr aufmerksam

mit dem Mund lobpreisen und durch jedes Thun verunehren, nicht nach den Verbitterten, welche ihm den Glauben aufkünden, wenn es nie und nimmer wird, wie sie es wünschen und ersehnen; nein, wir wollen nur, daß derjenige sich melde, der nie in seinem Leben eine Stunde hatte, wo er Gott wie einen seinesgleichen begreifen wollte und über ihn den Kopf schüttelte!

Meldet sich derjenige, so will ich gerne seine Meldung nachträglich bestätigen, bis dahin aber bleibe ich dabei, am Stocke allein liegt's nicht und in weiterem Sinne hat schon jeder Mensch einmal seinen Gott geprügelt!

Treff-Aß.

Eine Geschichte.

(1878.)

Gibt es ein Buch des Schicksals, so kann doch gewiß kein sterblich Auge darin lesen.

Wär' alles vorher bestimmt und wüßte der Mensch, was ihm die kommenden Tage bringen, wir könnten allzusammen die Hände in den Schoß legen; wer möchte sich noch herzhaft einem Unheil entgegenstemmen, wenn er weiß, daß es ihm nicht ausbleiben kann? Wer möcht' nach irgend einem Gut ringen, wenn er weiß, daß es ihm versagt bleibt, oder sicher ist, auch wenn er nichts dazu thut? Jedes Unheil wär' verschärft durch die Furcht, die vor ihm einhergeht, wir würden darauf warten wie der Hund auf die Schläge, wenn er den Stock in seines Herrn Hand weiß. Aller Freud' wär' die Freud' verdorben, es fiele uns keine mehr wie aus dem lieben Himmel herunter, noch zögen wir uns eine aus der Erde groß, wir wüßten um beide zuvor, die erste schien uns kein Glück mehr und die zweite nimmer unser Verdienst.

Das dachte auch der Weishofer, als er so langsam die Straße dahin trottete. Er dachte auch weiter und vermeinte bestimmt, daß nichts bestimmt sei, zu was schreie sonst der Mensch in Not und Drangsal nach göttlicher und menschlicher Hilfe auf?! „Wär' alles vorherbestimmt," dachte er, „so gäb' ich wohl gern zunächst dem vertrackten Steuerausschreiber in der Stadt eine Tüchtige hinters Ohr, glaub' aber nicht,

verspielt hast. Fast ein Jahr will ich dir Zeit lassen, aber am nächsten Neujahrstag komm' ich und verlang' mein Geld. Verinteressiert's dich, leg' ich dir dann auch die Karten, wie ich's versteh', und jetzt behüt dich Gott."

Damit ging der Hautzner-Michel aus der Stube und ließ die Weishoferin sehr nachdenklich zurück.

„Sollt's am End' doch —? Ei, so wär' doch auf nichts mehr ein Verlaß! Treff-Aß bedeut' 'n Tod!"

Sie wußte zuletzt nimmer, sollte sie sich zu gewinnen fürchten oder zu verlieren freuen.

Als am selben Nachmittage der Weishofer eilig auf der Straße einherschritt, sah er den kleinen Uhrmacher auf einem Brettlein stehen, das über den Graben gelegt war, damit man nach einem Feldrain gelangen konnte, der nach einem nahen Dorfe führte. Er lief auf den Alten zu.

„Hautzner-Michel! Wie steht's?"

Der kleine Mann schmunzelte. Er sah dem Bauer nach dem Rocke, der sorgfältig zugeknöpft war und an der linken Brustseite einen Bausch machte. Der Hautzner-Michel tippte mit dem Finger nach der Stelle. „Da steckt's," sagte er. „Hast dein Geld?"

„Ja, aber red du . . ."

„Pst! Ich hab' wegen euch eh' viel Zeit versäumt, aber, wie ich hoff', nit verloren. Ich will dir nur sagen, wir haben uns heut weder gesehen noch gesprochen, verstehst? Und merk dir auch für daheim, seh und bered nichts, wie dir auch deine Everl vorkommen mag."

Eine halbe Stunde später trat der Weishofer in seine Stube; nachdem er sein Weib begrüßt hatte, begann er seinen Rock aufzuknöpfen, zog eine schwere Brieftasche hervor und legte sie in die Tischlade.

„Was hast du denn da?" fragte die Bäuerin.

„Schwer Geld, Everl! Weißt, was beim Krämer in der Stadt gestanden hat und wo wir schon die Zeit her gemeint haben, es blieb' dort auch stehen. Eine Erb-

schaft hat er gemacht und da hat er mir's herauszahlen können."

„Alles?"

„Bei Heller und Pfennig."

„Ei, du mein Gott!"

„Dich freut's wenig."

„Ei, ja wohl," sagte die Everl, nahm die Brieftasche aus der Lade, zählte das Geld und wurde dabei abwechselnd bald blaß, bald rot.

Da war's und fort sollt's! Es war ihr zugleich leicht und schwer ums Herz.

Von da ab verlegte sie sich aufs Wirtschaften und Sparen, daß der Weishofer wohl merkte, sie hätte fürs Sterben keine übrige Zeit. Je mehr es aber gegen das Ende des Jahres ging, desto verdrießlicher wurde sie und als der Neujahrstag vor der Thüre stand, da gestand sie ihrem Manne, wie sie gegen den Hautzner-Michel verspielt habe und auch auf dessen Rat versuchte, — recht war's wohl nicht — das Geld in der Wirtschaft herein zu bringen, um den Verlust verheimlichen zu können. Nun wird der Spitzbub' am ersten Tag im Jahr kommen und sein Geld verlangen, sie hat aber nicht den vierten Teil aufbringen können, wie sie sich auch geschunden habe. Schließlich bat sie für ihren Unbedacht um Verzeihung.

Darauf meinte der Weishofer, wobei er sich hinter den Ohren kraute, verzeihen wollte er recht gerne und es geschäh' von ganzem Herzen, weil ihm nur seine Everl leben geblieben wär' und wieder frisch aussäh', dafür käm' das ganze Geld nit in Anbetracht und dreimal so viel nicht! Freilich fänd' er's ganz teufelmäßig dumm, wenn ihnen der Hausierer all ihr Erspartes mir nichts dir nichts forttragen thät', übrigens hätt' der manchmal so Späß', mit denen er die Leut' schreckt und meint's nit so arg. Also wollten sie's abwarten, bis er kommt.

Und als er kam, da ward er mit einigem Mißtrauen aufgenommen, er that aber, als merke er nichts, legte seinen

Uhrenkram ab und setzte sich der Bäuerin gegenüber an den Tisch; Weishofer saß abseits auf der Ofenbank, als ginge ihn, was nun auch kommen mag, gar nichts an.

Eine Weil' machte der Hautzner-Michel hinter seiner runden Hornbrille recht vergnügte Augen, dann sagte er: „Nun, Bäuerin, ich mein', du lebst noch!"

„Ja," begann die und je mehr sie sprach, je mehr stieg ihr die Röte ins Gesicht. „Ja, wahr ist's, das Kreuz-Aß thut nicht den Tod bedeuten, sondern ein Stück Geld ins Haus; wenn aber einer weiß, daß das so sicher zutrifft, als wär' die Karte ungleich besser wie oft eine Verschreibung vor Gericht, dann sollt' er nit mit einem andern wetten, oder es ihn auf eine andere Art verspielen lassen, das ist nit ehrlich. Noch weniger ehrlich ist's, einem braven Weib einzureden, sie sollt' hinter Mannes Rücken das Verspielte aufbringen. Verstanden? das red' ich, weil ich's reden muß." Sie stieß die Tischlade auf und langte ein Päckchen Banknoten hervor. „Gleichwohl hab' ich nach deinem Rat gethan und mich das ganze Jahr über gerackert und geschunden; das da hab' ich zusammengebracht, da hast's, nimm's, wenn es dir zu wenig ist, sollt' mir leid thun, aber mehr hab' ich nicht." Sie strich mit der Hand über den Tisch.

„Kannst ja auch das behalten," lachte der Hausierer, „darum ist mir's ja nit gewesen. Weisen wollt' ich dir, daß Karten nie etwas bedeut' haben, noch bedeuten! Kreuz-Aß bedeut' nit den Tod, denn du lebst heutigen Tages noch, es bedeut' aber auch kein Stück Geld ins Haus, denn das hab' ich mir nur ausgedacht, weil ich voreh' gewußt hab', dein Mann bringt Geld aus der Stadt. Zum Verheimlichen aber hab' ich dich angestift', damit ich dich über Hals und Kopf in die Arbeit hineinhetz' und dir darüber alle Gedanken an Kreuz-Aß und Tod vergehen."

Die Bäuerin schlug stumm vor Verwunderung die Hände zusammen, der Weishofer aber war zum Tisch gerannt, hatte den Pack Banknoten zusammengerafft und stopfte ihn jetzt dem Uhrmacher in die Rocktasche. „Das mußt nehmen," sagte

er ein über das andere Mal, „das mußt nehmen, das hast verdient, das geb' ich gern."

Nicht, daß der Hautzner-Michel sich etwa gesträubt hätte, aber wie er so die beiden Leute betrachtete, hüpfte er vor Vergnügen immer von einem Fuße auf den andern und hielt nicht still, so daß der Bauer seine Not hatte, ihm das Geld in die Tasche zu bringen. Jetzt stand er mit einmal ruhig und ließ den Weishofer machen.

„Muß ich's nehmen," sagte er, „so nehm' ich's. Läßt sich doch ein Doktor zahlen, wenn er auch nichts richtet und ich hab' da mehr gerichtet als ein Doktor. Nun, Bäuerin, was ist's, verinteressiert's dich nit? Ich hab' dir ja auch versprochen, ich thät' dir Kartenlegen auf meine Weis'."

„Geh zu," sagte die Weishoferin, „meinst, ich möcht' noch dran glauben?"

„Ich denk' selber, daß du dir davon nichts mehr verlangst. Aber reich mir nur das verschmierte Spiel dort aus der Tischlad' her, ich hab's vorhin wohl darin liegen sehen. So, dank' dir schön! Hat uns genug schwere Sorg' gemacht! Vorzeit ist es wohl nur zu einem unschuldigen Zeitvertreib auserdacht worden, aber, wie mit vielen Dingen, hat der Mensch auch damit angehoben, Mißbrauch zu treiben, und 's ist übergenug, daß das Hazardieren viele Männer arm macht, soll das Kartenschlagen auch noch die Weibsleut' dumm machen? Du verlaubst schon, daß ich's ins Herdfeuer wirf, da fällt keinem ein Blatt, sondern bleiben ihm für allzeit alle zweiunddreißig fern, und das ist die beste Manier, Karten zu legen. Nach dem, wie sich der Mensch aus- und inwendig verhalt', rechtschaffen und zufrieden oder lässig und begehrlich, kann man ihm wohl sagen, ob er auf der Welt glücklich sein wird oder nit, ein ander' Wahrsagen aber gibt's nit. Es heißt, des Menschen Schicksal steht in Gottes Hand, ich wüßt' nit, wie es von da unter verdreckte Kartenblätter und schmutzige Zigeunerweiber käm'! Freilich bei dem, was an aller Welt Enden und Ecken in einem Atem schwarz und weiß, kalt und warm zusammenprophezeit wird, kann wohl unter

tausend einmal zufällig eins zutreffen, und von dem einen hörst du dann tausendmal, von den neunhundertneunundneunzig verfehlten nit ein einzig' Mal reden; also, wenn dich jemand zu so was einlad't, so sucht ein Esel einen Kameraden, und du brauchst nit zu fürchten, daß man dich für hochmütig ausschreit, wenn du dich für die Ehr' bedankst! Amen, sagt der Pfaff, wenn er nichts mehr weiß!"

Zu fromm.

Eine Geschichte.

(1879.)

In einer kleinen Ortschaft, mag sie Altfeldsdorf heißen, hatten sie einen neuen Pfarrer bekommen; da er erst drei Tage unter seinen Pfarrkindern weilte, so wußten diese über ihn nichts auszusagen, als daß er für sein Amt ein „schier verwunderlich" junger Herr sei. So jung hatten sie noch keinen gehabt. Etliche meinten, das wäre recht, ein junger vermöcht' allzeit mehr vor sich zu bringen als ein Alter. Andere hingegen schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten ihrerseits, Jugend hätt' die Erfahrenheit aus zweiter Hand und brächt' sie drum abgestanden und teuerer auf den Markt.

Es war eben am Nachmittag des dritten Tages, Jung-Ehrwürden saß gerade behaglich im Lehnstuhl, blies aus seiner Jausenpfeife Wolken gegen die Stubendecke und sah mit anscheinend großem Interesse zu, wie sie allmählich zerstoben; da pochte es an der Thüre und herein trat der Herr Bürgermeister von Altfeldsdorf.

Altfeldsdorf war, wie gesagt, ein kleiner Ort und konnte sich den Luxus nicht gestatten, wie andere besser situierte Dörfer und Marktflecken einen reichen Kaufmann, einen Großgrundbesitzer oder gar einen Advokaten zum Bürgermeister zu wählen, von der Sorte führte es nichts, der Bürgermeister, den es hatte, war ein grundehrlicher Hauer, der ein paar Joch Weingärten und ein paar Lot Verstand mehr hatte als die andern. Das erste ließ sich grundbücherlich nachweisen und für das zweite sprach seine öftere Wiedererwählung. Sollte etwa irgend ein Leser daran Anstoß nehmen, daß die Ueberlegenheit der Verstandeskräfte des Herrn Bürgermeisters nach altem Gewichte bewertet erscheint,

„Es ist recht, die Woche über arbeiten und Sonntags ruh'n und Gott die Ehr' geben. Es heißt ja auch: ‚Bete und arbeite!‘ Ich bescheid' mich gern, unter der Woche meine Meß' für die zu lesen, die nur mehr beten können, für die alten Mütterln und Manner, die g'wohnt sind, nach 'm Frühläuten in die Kirche zu zepperln."

„Hochwürden sein so ein grundg'scheiter und dabei wohlmeinender Herr, wie man's selten unter den Pfaff — unter den Pfarrern find't."

„Werden S' nicht verlegen, Bürgermeister, weil Ihnen das herausgerutscht ist. Pfaff ist nichts weniger als ein Uebelname und wer der Ausdeutung nach als wahrhafter Pfaff gelten kann, mag es wohl zufrieden sein. Es gibt Worte, die so oft gebraucht werden, daß man nur ihre Anfangsbuchstaben hinsetzt und doch weiß jeder, der zu lesen versteht, Bescheid. Auch Titulaturen hat man in ganz gleicher Weise abgekürzt. Auf Visitkarten von Militärpersonen stehen oft hint'nach die beiden Buchstaben ‚a. D.‘, die sind nun freilich nicht, wie ein Eulenspiegel gemeint hat, zu lesen für ‚aus Dresden‘, sondern gelten für ‚außer Dienst‘. Auf den Karten von Rechtsgelehrten kommen manchmal die Buchstaben ‚J. u. D.‘ vor, das heißt beileibe nicht ‚Jud‘, sondern ‚juris utriusque Doctor‘ das ist, Doktor beider Rechte, und so mag man wohl, allerdings nicht auf Visitkarten, sondern lang vor der Zeit, eh' es Visitkarten gegeben, auf Grabsteinen der Priester die Buchstaben ‚P. f. a. f.‘ gefunden und sie später auch frischweg heruntergelesen haben, ihrer Zeit aber bezeichneten sie den, der darunter lag, als ‚Pastor fidelis animarum fidelium‘, das heißt auf deutsch als ‚getreuen Hirten getreuer Seelen‘. Ich denke, das ist just der beste Nachruf für unser einen und soweit an mir liegt, will ich ihn verdienen. Für einen gewissenhaften Hirten ist es aber vor allen Dingen notwendig, daß er die ihm anvertraute Herde genau kennt und dabei müssen Sie mir an die Hand gehen, Bürgermeister."

„O ja, o ja, Hochwürden, recht gern."

Jung-Ehrwürden neigte sich etwas vor gegen den Bürgermeister und fragte mit vertraulichem Lächeln: „Haben wir auch einige Räudige darunter?"

„No, räudig möcht' ich just nit sagen, von wegen, weil kein' Gefahr is, daß sie die andern anstecken; aber ein schwarzes Stückl haben wir wohl und ein gesprenkeltes*)."

„Das schwarze?"

„Selb' is 'm Hobinger sein Knecht, der Mathies; der glaubt auf gar nichts, durch harte Erlebnus soll er so word'n sein, sonst ein braver, fleißiger Mensch und gibt kein Aergernis, er is nit vorlaut und wird nur streitig, wenn ein anders anfangt, ihm davon zu reden, was er nit Red' haben will."

„Und das gesprenkelte?"

„O, das is gar bunt und narrisch zum Anschau'n, schier zum Lachen. Dös is der junge Kramer im Ort. Nach Vaters Tod is er aus der Fremd' z'ruckkommen, hat 'n Kaufladen übernommen und gleich ang'hob'n, wie jetzt in der Mod' is, mit sein' Unglauben großz'thun. ‚Kramer,' hat der frühere Pfarrer gesagt, — der ein mehr bissiger als freundlicher Herr war — ‚Kramer', sagt' er, ‚er kann herumschrei'n, wie er will, daß ein g'scheiter Mensch nix glaubt, deßtwegen glaubt doch niemand von ihm, daß er g'scheit is und wenn's darauf ankäm', müßt' er der Frömmste im ganzen Ort sein.' — Nit lang aber war er da, so macht unser Kramer Hochzeit, drei Monat' drauf hat er sein' jungen G'hilfen weggeben und die ärgste Vogelscheuchen, die er hat auftreiben können, ins G'schäft g'nommen, neuzeit aber geht er gar mit seiner jungen Kramerin in die Kirch', denn, meint er, die Weiber müßten halt doch a Religion haben."

Der Pfarrer lächelte.

„Gleichwohl," fuhr der Bürgermeister fort, „laßt er für sein Teil 's Freigeistern nit und is nur sein Weib auswärts, so kann man ihn so laut räsonnieren hör'n, wie in sein'

*) Gefleckt, scheckig.

ledigen Tagen. Letztzeit hat er sich wieder in ein'm neuchen Hirng'spunst verfangen und will jedem einreden, daß wohl a ganz a mögliche Sach' sein könnt', die Seelen wurden immer weiter von Stern zu Stern versetzt, hätten auf jedem gute Zeiten, so daß drüber die ganze Ewigkeit recht unterhaltsam verging'. Der Mathies, von dem ich früher g'red't hab' und der ihn nit ausstehn kann, heißt ihn drum ‚den Sternhupfer'.

„Finden sich denn Leute, die das anhören?"

„Ein ganzer Schwarm, Hochwürden. Denn währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, schön langsam und vorsichtig, wie ein Bub' von Stein zu Stein über 'n Bach balanciert, saufen die Sakermenter Schnaps — er hat 'n besten weit und breit, — und find't er sich dann mit einmal wieder hinter sein' Ladentisch z'recht und kommt's zum Zahlen, dann weiß nie keiner, wie viel er trunken hat und wird allmal nur die Halbscheid ang'sagt; er braucht bloß die Neige gegen's Licht zu halten, so muß er merken, wie er ang'schmiert is, weil aber die Halunken groß verwundrig thun und den Geist, was er in sein' Kopf führen thät', loben, so laßt er den aus der Flasche dreingehn."

„Ei," sagte kopfschüttelnd der Pfarrer, „da fürcht' ich, er richtet mir mit seinem Branntwein mehr Schaden an als mit seinem Gered'."

„So arg is's nit, Hochwürden. Und b'sonders, seit dö Kramerin Spur davon hat, werd'n die klein' Herzstärkungen immer seltner, und wann's gar, wie ihr Trachten geht, die Flaschen unter ihr'n Verschluß kriegt, dann hat's mit seine nassen Predigten ein End' und trocken bringt er kein' Bauer auch nur auf 'n nächsten Planetstern. Brauchen nit z' sorgen, Hochwürden. Sorg' machen uns nur die Neumayerschen Eh'leut. Ja, dö machen uns Sorg', um so größer, weil nur a geistlicher Herr dö abstellen könnt' und weil just a heiklige Sach' is, daß mer ein' geistlichen Herrn drum angeht."

„Nun, was ist's denn mit den Leuten?"

„Z' fromm sein s'!"

Ueberrascht lehnte der Pfarrer seine Pfeife in den Fensterwinkel. „Bürgermeister."

„Ja, Hochwürden, machen S' nur große Augen, aber, weiß Gott, ich kann's nicht anders sagen, als die sind zu fromm. Es ist eine lange Geschichte und ich hab 'n hochwürdigen Herrn wohl heut schon genug aufgehalten; vielleicht ein anderes Mal . . ."

„Nein, Herr Bürgermeister, nur gleich heraus damit, es interessiert mich und wir sind einmal dabei."

„Also, weil's verlaubt is, bin ich halt so frei und verzähl'. 's Neumayersche Anwesen müssen hochwürdiger Herr bemerkt haben; noch außer 'm Ort, ziemlich abseit von der Straße, steht das Häuserl inmitten von dö dazug'hörigen Liegenschaften. Guter Grund, schöner Boden, aber verwahrlost; wo sonst a ganzer Buschen Halm' g'standen is, da fledern jetzt a paar Stammerln im Wind und hint' die Anhöh' h'nauf, da liegen gar a paar Acker brach und g'wissenlose Leut' hab'n dort Steiner, Auskehricht und Schutt hing'leert, 's is a Jammer!

„Vor paar Jahren noch is das Gütel rechtschaffen betreut worden und hat seine Leut' auch ernährt. Mit eins aber kommt so a Mission, wie s' damal im Land herumzog'n sein, auch her nach unserm Ort. Vor der Kirch' steht heut noch das große Kreuz, was zur Erinnerung da dran aufg'richt word'n is. Kommt also her, die Mission, und 's Erbauen, Beten und separierte Predigen extraich für Jungfrau'n, für Jungg'sell'n, für Manner und für Weiber hebt an. Mir hab'n sich denkt, es schadet nix, wenn man bei den gottlosen Zeiten den Leuten ein bissel die Höll' heiß macht. Nun, 's hat auch alle ganz g'hörig gepackt, — das muß mer den Herren Missionari lassen, da drauf verstehen sie sich — und selbe Zeit über und noch a paar Wochen hintennach is a jedes voll Reumütigkeit und gute Vorsätz' herumg'laufen und außer der Försters Dirn', — die in' Wald ausg'rennt is, lauthals nach 'm himmlischen Bräutigam g'rufen und alle Mannleut', die ihr fremd waren, attackiert hat, — hat auch

keines Schaden g'nommen; die, freilich, hat der Alte ins Irrenhaus schicken müssen.

„Nun, der eine Schaden wär' wohl durch 'n Nutzen auf-g'wog'n g'wes'n und d' erste Zeit damals hat 's 'n Anschein g'habt, als bleibet's auch bei dem ein'. Mit einmal aber merk'n mer an den Neumayerschen Eheleut'n a Aenderung. Bishin hab'n uns dö allweil Spaß g'macht. War ein lustig' Volk, die reine Kesselflickerwar', tags dreimal auseinander und dreimal wieder z'sammg'flickt! Es hat g'heißen, vor der Hochzeit hätt' er ihr eins und 's andere nachg'sehn und sie ihm eins und andere danach. Aber Glück haben s' g'habt, wo s' auch g'krochen und g'schloffen sein, dös war, als ob ein kurzg'schor'ner Pintscher durch d'Klettenstauden ging, es is ihnen nix anhängen blieb'n und a übles Beispiel hab'n s' auch nit geb'n, dös thut nur einer, der ganz in Gleichem mit den andern steht und ungleiche Stuck angibt, wenn sich aber eigene Leut' ganz eigen betragen, so bedenkt sich jeder, daß er ihnen's nachthut, weil er wohl in acht nimmt, was bei denen gut ausgeht, könnt' bei ihm übel ablaufen. 's ganz' Jahr über waren die Neumayerschen rührig bei der Arbeit, z'samm'halterisch in der Wirtschaft, im Fasching aber haben s' all's Ersparte draufgehn lassen, und es in der Uebermütigkeit den Jüngsten zuvorgethan. Nun, was sie verthan haben, das war ihr rechtlich erworben Eigen, kinderlos waren die zwei Leut' auch und so hat mer dazu lachen können, ohne daß ein'm eine Mücke ins Maul fliegt.

„Daß ich also sag', damal, wie die Mission im Ort war, is alles zur Beicht 'gangen. Der unsre hiesige Pfarrer is den Herren Missionari zur Seit' g'standen, die hab'n selber von dö Dienstboten manches über die Herrenleut' in Erfahrung g'bracht, oder umg'kehrt, von dö Herrenleut' über die Dienstboten, so daß sie von manchem vorhinein mehr g'wußt haben, als er im Beichtstuhl angeb'n hat und ihn, zu sein'm Verwundern, zur vollen Wahrheit hab'n vermahnen können. Nun und so geht halt an ein' Weibertag die Neumayerin und 'n Mannertag drauf der Neu-

mayer. Gut. Da zur selben Zeit alle teils in einer Verzücktheit, teils in der Zerknirschung h'rumg'rennt sein, hab'n wir's gar nit acht g'habt, daß unsre zwei lustigen Dorfspatzen mit eins kopfhängerisch worden sein. In einer von dö letzten Predigten ist den Leuten anempfohlen worden, ein'm recht verdienstlichen Gebetverein beizutreten. Ich kann mich nimmer entsinnen, wie der Verein geheißen hat, oder wofür und um was gebetet werden sollte, aber Hochwürden kennen ja die Art, jeder, der einsteht, verpflichtet sich für sein Teil, die und die Gebete, Stücker so und so viel auf den Tag, zu beten, und das weiß ich, für den Fall war's die schwere Meng' und vorm Schlafengehn noch eine Litanei dazu. Nun mag wohl einer, der Zeit dafür hat, die nit gott's-wohlgefälliger anwenden können, aber einer, dem Gott ein rechtschaffen' Stück Arbeit auferlegt hat, ist doch — mit Euer Hochwürden Vergunst — ein Lapp oder ein Spitzbub', wenn er, anstatt die Arm zu rühren, unserm Herrgotten 's Maul macht.

„Wie d'r wöll'!*) Die ersten, die beigetreten sein, waren die Neumayerschen; — aber es sind ja ihrer mehr beig'treten und wir hab'n glaubt, die ganze Mission dö wurd' über uns weggehen wie 'n Wetterregen übers Feld, wo sich d'Halm erst fein niederducken, in ein' klein' Randerl drauf allsamt wieder aufrichten und alles is wie ehender z'vor, nur fruchtsamer! Ja, prost Mahlzeit! Wie's nachher zum Aufrichten kommt, bleib'n uns die Neumayerschen lieg'n. Ja!

„Ein Gebetverein hat denen kein Genüg'n than, noch in ein' zweiten und dritten haben sie sich einschreiben lassen; zum Fasching waren s' mit kein' Aug' z' sehn. Dö Aussaat geht vorüber, dö Ernt' kommt nah' und auf der Höh' haben s' drei Felder brach liegen und 's Geld für d' Steuer müssen s' beim Juden aufnehmen.

„Wir lachen noch drüber, denken, aus unserm Sack geht's nit und es wär' nur für das eine Mal g'west, denn

*) Sei dem, wie es wolle.

wenn sie sich den Schaden genauer beschau'n, müßt' ihnen ja selber vorm zweiten Mal grausen. Aber es kommt d' nächste Ernt'; dö drei Felder lieg'n so brach wie s' im vorigen Jahr g'legen sein und auf dö andern steht alles so schütter, als hätten d'Mäus' Musterung g'halten. Es muß wieder Geld aufg'nommen werd'n, dösmal is aber der Mauschel so schlau und laßt 's Dargeliehene grundbücherlich vormerken und so hab'n dö mit einmal 'n Juden auf 'm Dach sitzen.

„Dös is uns doch nahgangen und die Leuteln hab'n uns erbarmt, denn g'wöhnlich dauert's nit lang, so kriecht so a Jud durch die Schindeln, is er nur erst auf 'm Boden, dann kommt er auch über die Treppen und z'letzt in die Stub'n und wirft d'Leut' h'naus. No, drum hat's allgemein g'heißen, ich sollt' zu dö Neumayerschen hingehn und sollt' ihnen a wengerl Vernunft einreden.

„Ich geh' also hin. Auf 'm Hof war nix Lebendigs z' sehn als der Kettenhund, der aber ledig herumg'rennt is, mich hat das Vieh kennt, hat mer drum nix anwollen, war aber so herunter, daß's wohl um ein Stückl Brot 'm letzten Vagabunden zugangen wär'. Ich will a wenig näher zuschau'n, geh' nach der Stallthür und probier' dran; is dö von innen zu und ein Weibsbild thut ein' Schrei und a Mannstimm' bellt hinterher: ‚Sö sein in der Stub'n!' Ah mein, denk' ich, was s' auf dem Hof für a heimliche Viehzucht betreib'n, weil sie sich gar dazu einriegeln!

„Ich geh' also nach der Stub'n, thu' die Thür auf, da summt's und brummt's drein, sitzen dö zwei da mit Rosenkränz' in die Händ' und beten, was 's Zeug hält. Wer die Leut' von früher kennt hat, hat sich erst auf sie besinnen müssen. Die Neumayerin hat gern g'fallen, er hat auch auf sich was g'halten, nie hat eins von dö ein unsaubern Faden auf 'm Leib oder ein verwirrt' Haar auf 'm Kopf g'litten. Jetzt sein ihr die Haar in Strähn' übers ungewaschene G'sicht g'hängt und was sie für Schlumpelwerk an ihr hat h'rumschlottern g'habt, weiß's nit; Weißzeug war's keins.

Nit braver war er zum Anschau'n, über die Haar hat er a Zipfelmützen zog'n und ein Leibel hat er ang'habt, d'Mützen war amal weiß, 's Leibel blau, jetzt is dös ein — — Farb' g'west.

„Also sag' ich: ‚Gelobt sei Jesus Christus!'

„‚Müßt's warten,' sagte sie.

„‚In Ewigkeit,' sagt er.

„‚No,' sag' ich, ‚dös möcht' mer doch a weng z' lang dauern.'

„‚Amen,' sagen s' allzwei, wie s' wieder mit ein' G'setzel fertig war'n und: ‚Was wöllt's denn, Bur'meister?'

„‚No nix weiter,' — sag' ich, — ‚reden will ich mit euch, man sieht euch ja nindascht*), so muß mer euch ins Haus kommen. Was is's denn, werd'n mer nächsten Fasching wieder lustig sein?'

„Die Bäuerin macht a z'widers Gesicht und er sagt: ‚Ei mein, dö Dummheiten hab'n bei uns für alle Zeiten verthan!'

„‚Was nit gar,' sag' ich, ‚so alt seid's noch nit, um nix mehr mitz'machen und wann's meint's, daß mer dös, was ös jetzt angebts für G'scheitheiten halt', do seid's auf ein' irrigen Glauben. Schaut's doch nur selber, wo dös hinführt. Drei Felder liegen euch brach.'

„‚Ja, dö liegen brach,' sagt er.

„‚Die andern stehn nit b'sonders,' sag' ich.

„‚Schlecht g'nug,' sagt er.

„‚Und der Jud is aufs Haus ang'schrieb'n,' sag' ich.

„‚Ja, der is ang'schrieb'n,' sagt er.

„‚Leuteln, Leuteln,' sag' ich, ‚halbete Bettler seid's schon, wie weit habt's denn noch zu ganze?'

„‚Wie Gotts Will is,' sagt die Neumayerin, ‚er hat uns die Prüfung auferlegt, er wird schon sorgen für uns.'

„‚Ja,' sagt der Neumayer, ‚kleid't er doch die Lilien auf dem Felde und nährt die Raben in den Lüften.'

---

*) Nirgends.

„Hochwürden, da is mir der Geduldsfaden g'rissen. ‚Des himmelsakermentischen Tagdieb',' schrei ich, ‚warum g'wand't denn Gott die Lilien auf dem Feld, als weil sie sich von anderer Seit' kein G'wand schaffen können?! Warum nährt er denn die Raben in den Lüften, als weil s' nindascht anders wohin zu Tisch gehn können?! Dem Menschen aber hat er die Arbeit gegeb'n und auf die legt er seinen Segen. Wo legt er 'n denn hin bei euch, ös nixthuerische Faulpelz'? Da mußt er 'n freilich im Sack b'halten. Legts ös lieber die — der Herrgott verzeih mer d'Sünd' — die Rosenkränz' weg und nehmts dafür d'Pflugschar, d'Sensen, 'n Rechen in die Hand, tracht's überhaupt wieder 'n andern Menschen gleichz'schau'n, dös wird weit gottwohlg'fälliger sein als euere fromme Schmutzfinken-Wirtschaft da!'

„Nun hätten S' die Bäuerin sehn soll'n, Hochwürden, zwischen dö Haarsträhn' durch hat s' mich mit ihren Augen angeblinzt, dagegen hat ein Drach' ein treuherziges Geschau, die Arm' hat s' in die Seiten gestemmt und mit dö Füß hat s' aufgestrampft, einmal mit dem ein' und 's andere Mal mit dem andern und wann s' danach aufg'legt war, gleich mit alle zwei.

„‚Du Lumpenkerl von ein'm Bur'meister,' belfert s', ‚hat sich 's Ort kein G'scheiter'n g'wußt als dich? Bur'meister willst sein? 's Teufels Av'kat bist! Fromme Leut' willst du abreden von ihrer Andacht und Bußfertigkeit? Zur Weltlust und Eitelkeit willst du s' verlocken? Jetzt mach fort — jetzt schau nur, —'

„Damit war'n mer auch schon in der Kuchel, sie allmal mit ein Sprüngel vorwärts auf mich zu und ich mit ein'm hinter mich. Dort langt s' nur gleich a eisernes G'schirr vom Sims. ‚Oho,' denk' ich, ‚zielen gilt, aber werfen nit.' Ihr aber war ums Treffen. ‚Jesses und Joseph,' schreit der Neumayer. Ich duck' mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg steh', wann 's eiserne Häfen aus der Thür will, und wie dös drauß' war, hab' ich aber schleunig g'schaut, daß ich wieder auf die Straßen treff'.

„Freilich haben s' mer zug'red't, ich sollt's noch amal versuchen. Einmal wär' keinmal. Aber ich hab' g'sagt, von so was hätt' ich mit einmal just vollauf g'nug und ich wollt' nit, daß etwa der Neumayerin ihr eisern's G'schirr an mir Schaden nähm'. Aber mit 'm Pfarrer wurd' ich reden. — Dös hab' ich auch gethan, doch der hat die Achsel g'schupft, g'meint, er könnt' sich da nit einmengen; wenn uns recht wär', so machet er dem Konsistori die Anzeig' davon und vielleicht möcht' mer uns a andere Mission zuschicken, dö da dazuschau'n könnt', wie dös wieder aufgleich z' bringen wär'.

„Danach hab'n wir aber kein Verlangen g'habt, weil . . . No, mit Euer Hochwürden Vergunst, nach all dem Vorherigen is es uns halt doch a bissel zu riskant vorkommen und so is's mit dö Neumayerschen beim alten 'blieben, heißt, von uns aus, von sö aus leider nit. Dö sein von Jahr zu Jahr lässiger worden und von Jahr zu Jahr verschuld'ter. Jetzt will aber der Jud' nicht länger warten, er droht schon, daß er 's Anwesen unter 'n Hammer bringt; wir können's keiner kaufen, weiß der Himmel, wer drauf z' sitzen kommt! Mit 'm guten Willen der Neumayerschen schneid't 'm Müller sein' Schleusen und a eingleisig' Fahrstraßel der G'meind' den Grund, will's der Ersteher nit leiden, so sperrt er dem Müller 's Wasser und uns 'n Weg. Du lieber Gott, was gibt's dann für Quälereien, Kosten, Streitigkeiten, vielleicht gar Prozessen und obendrein müssen mer dann dö zwei Unglücksmenschen, weil s' fertige Bettelleut' sein, auch noch versorgen. Ob mer 's von Zeit auf Zeit, Haus um Haus, einer dem andern als Einleger zuschieben oder anders für ihr'n Unterhalt aufkommen, is ein Teufel. Ja, 's is a schöne G'schicht, Hochwürden! Muß nur um Verzeihung bitten, daß ich mich so lang dabei verweilt hab'." —

„Das war mir eben ganz lieb, Herr Bürgermeister," sagte der Pfarrer, indem er sich vom Stuhle erhob, „so weiß ich um so besser Bescheid. Sie fragen gar nit, was ich dazu mein'?"

„Ei, du lieber Gott," seufzte der Bürgermeister. „Ich möcht' mich wohl gern unterstehen, aber ich fürcht' nur, ich hör' etwa wieder was vom Konsistori und —"

Jung-Ehrwürden runzelte leicht die Stirne. „Sorgen S' nicht, ich weiß auf meinen eigenen Füßen zu stehen. Es läuft durchaus nicht meinem Gewissen zuwider, daß ich den Versuch mache, den armen Leuten zu helfen, und so werde ich ihn machen."

„Vergelt's Gott, Hochwürden, für uns und für dö."

„Ob mir's aber auch glücken wird, das kann ich nicht wissen und darum bleibt vorderhand alles unter uns, Bürgermeister."

„'s bleibt, Hochwürden, können sich drauf verlassen."

„Vor allem aber, sonst ist's blind geschossen, muß der Jud' bewogen werden, daß er noch eine Weile zuwartet. Wenn S' ihn zu Gesicht kriegen, Bürgermeister, bitten Sie ihn her zu mir."

„Schick' ihn schon."

„Schön; nun b'hüt Gott, Herr Bürgermeister."

„Küss' d'Hand, Hochwürden."

Als er das Pfarrhofthor hinter sich schloß, sagte der lange Bürgermeister still bei sich: „Das is halt doch ein anderer als der frühere, der hat stund'lang zug'hört und nachher is er ein'm mit der Pfeifenspitz' über die Westenknöpf' g'fahr'n — trrr — ‚Ja, da kann ich mich nicht einmengen.' Fertig war'n mer — ‚und jetzt geh, Hanns-Kaspar!' Der jetzige faßt doch zu und gleich beim richtigen End' faßt er an."

Er war voll Vertrauen, der Herr Bürgermeister, und es kam ihm hart genug an, daß vorderhand alles — unter uns bleibt.

Ein paar Tage darauf stand in der nämlichen Pfarrstube vor dem geistlichen Herrn ein kleines Männlein in ziemlich schäbigem Kaftan, und die zwei langen Locken, die es beidseitig an den Schläfen trug, waren fast weiß.

„Ein' unterthänigen Diener, Euer Gnaden! Weil mer der Herr Bürgermeister gesagt hat: ‚Aron, du sollst gehen zum Herrn Pfarrer,' bin ich gekommen. Was werden Sie haben zu befehlen?"

Er sagte das anscheinend sehr unterwürfig, aber es war ihm anzumerken, daß er gerade nicht gewillt war, sich viel befehlen zu lassen.

„Schön, daß Sie gekommen sind," sagte der Pfarrer. „Setzen Sie sich, Herr Aron — Aron?"

„Wolf, zu dienen."

„Also, nehmen S' Platz, Herr Wolf."

„Danke. Gnaden, geistlicher Herr, werden denken, was for ä gefährlicher Nam', Wolf, grad as Löw', was ach öfter vorkommt bei unsere Leut'. Ja, mer sein von de reißenden Jüden. Andere sein von de Vegetation, Rosenzweig und Veigelstock, — lauter Zierpflanzen — und wieder ein' aus 'm Mineralreich, Saphir, Rubinstein, Brilliant, — as Se können merken, — lauter Edelsteiner! Doch was schwätz' ich, — womit kann ich dienen?"

„Sie haben den Neumayerschen Eheleuten Geld geliehen?"

„Ich hab' ihnen geliehen."

„Die haben aber nicht zurückgezahlt."

„Kein' Groschen vom Kapital. Und von de Zinsen hab' ich nix die Hälfte zu sehen gekriegt."

„So hat sich das die Jahre her aufgesummt und Sie haben sich's an das Gut schreiben lassen."

„Hab' es anschreiben lassen. Sicher ist sicher. Was wollt' ich machen? Verschenk' ich mein Geld? Nein, ich verleih' es, also verlang ich's zurück nach die Zeit und mittlerweil' muß ich leben von de Zinsen. Wie ich hab' gemacht das erste Geschäft mit dem Neumayer und er kommt zu lehnen Geld af a Jahr, weiß Gott, nur lebens- und sterbenshalber hab' ich mir geben lassen ä Geschrift, denn for's Dreifache und Vierfache is mer der Mann damals gut gewesen. Hätt' ich gewußt, was er sich hat geändert, hätt' ich gefunden zu sitzen die zwei Leut' taglang in die Händ' mit die Dingers —"

„Rosenkränze," half der Pfarrer ein.

„Mit de Rosenkränz', — aus meiner Tasche hätten se nix ein' Heller zu sehen gekriegt; gäb' ach kein' von meine Glaubensgenossen ä Pfennig, was alleweil sitzen möcht' mit 'm Gebetriemen. Kommt über den Menschen ä grausam Elend oder ä graußmächtige Freud', dann ringt er die ledigen Händ' ineinander und hebt se auf zum Himmel, was braucht er ä Werkzeug zwischen de Finger? Meint er, er könn' unserm Herrgott damit zu Leib gehen? 's Gebet ist kein' Maschin'arbeit."

„Wir kommen ab."

„Entschuldigen S', Würden, geistlicher Herr! Alte Leute schwätzen gern."

„Es heißt, Sie wollen nun Ihre Forderung einklagen und das Neumayersche Gut unter den Hammer bringen?"

„Mein', was will ich groß? Mein Geld will ich, was drein steckt in dem Gut, kann es nur herausschlagen der Hammer, nu, so muß es unter den Hammer."

„Lassen Sie darüber mit sich reden, lieber Herr Wolf."

„Reden Se, geistlicher Herr. Warum soll ich nix reden lassen mit mir?"

„Sie kennen ja die Verhältnisse der Landleute hier in der Umgegend. Keiner kann Sie überbieten. Das Anwesen wird Ihnen zufallen, aber der Handel wird böses Blut machen. Es wird heißen, Sie hätten die Neumayerschen an den Bettelstab gebracht."

„Mein', wird es so heißen, muß ich se reden lassen, de Leut'. An den Bettelstab wären die Neumayerschen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär'! Möcht' ich noch weiter ruhig zuwarten, mach' ich's denen nix besser und mir nur schlechter. Geb' ich kein Geld mehr — und ich geb' keins, — werd ä anderer sich finden, der gibt und wir sind dann zwei Gläubiger. Bringen mer se in Kumpanie an' Bettelstab."

„Liegt Ihnen denn was an dem Anwesen?"

„An dem Anwesen? Wahrhaftiger Gott, nix liegt mer dran. Mein Geld will ich heraus und ich weiß recht gut, was es mich werd' kosten for Müh' und Sorg' und Quälerei, bis ich bring' de R'alität an' Mann. Was werd' ich alles schlagen müssen zu de Kosten? Wohl ach ä Posten, was mich entschädigt dafür, daß af mindest' ä drei Vierteljahr sich jeder Bauer werd' ferchten, mit mir zu machen ä Geschäft. Schlimm, wenn se nix mehr von mir nehmen, aber ich muß noch haben ä Angst, daß ich von se krieg', worüber sich keiner a Quittung verlangt."

„Nun, so arg wird's doch nit werden."

„Ei waih, geistlicher Herr, Se kennen de Leut' noch nix so genau, wie ich se kenn', de sein von de ärgste Raufteufels da in der Gegend. Se schlagen zu auf ein', was sich wehrt, solang' der sich rührt und af ein', was sich nix wehrt, solang' se sich rühren können."

„Sie kennen alle die Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen Sie sich aussetzen, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen und bleiben darauf bestehen? Haben Sie denn etwas gegen die Neumayerschen Leut'?"

„Halten Se mich for kein' Grausamkeit. Was soll ich haben gegen die? Lassen Se mich offen reden, mer sein alle Menschen, Gnaden, geistlicher Herr, werden sich nix davon ausschließen. Hätt' ich ein' Haß, wär' möglich, daß ich fall' in Versuchung, zu ruinieren ein' Feind, es is das ein Vergnügen wie ä anderes und könnt' sein, daß ich mer's möcht' was kosten lassen. Gegen de Leut aber bringt's mer kein' Vorteil und macht mer kein' Vergnügen. De Neumayers — soll'n se hundert Jahr' leben und gesund sein, — von mir aus könnten se ach so lang af ihrem Anwesen sitzen. Ich hab' kein' Feindschaft gegen sie, aber ä Vorlieb' for sie därf mer ach nit von mir verlangen, därf ach nix verlangen, daß ich soll warten ohne ä Aussicht."

„Wenn sie aber wieder zum Arbeiten anheben möchten?"

„Wenn se das möchten, wär' ja keiner froher wie ich! Dann wart' ich zu, weil es hat Verstand, weil es hat mehr

Verstand, als ich lass' exekutier'n. Und billig möcht' ich's ihnen ach machen."

„Nun also, da sind wir ja, wo wir sein wollen und sollen. Herr Wolf, ich werde Ihnen etwas sagen, aber im Vertrauen."

„Würden, geistlicher Herr, reden von ein' Geschäft zu ein' Geschäftsmann, ich werd' nichts weiter schwätzen."

„Ich will es versuchen, die Leute zu bewegen, daß sie sich wieder zur Arbeit anschicken. Ich weiß nun freilich nicht, ob es mir glückt oder fehlschlägt; aber bis das entschieden ist, möchte ich Sie bitten, mir zuzuwarten."

„Soll mich Gott strafen, Würden, geistlicher Herr, rein meschügge müßt' ich sein, wenn ich Ihnen möcht' machen durch soi ä schöne Rechnung a Strich."

„Danke."

„Kein' Ursach', das is von meiner Seite for de gütige Intervenierung in de Sach'. Gott geb', daß sie nähm' ä solchen Ausgang, wie ihr zu geben wünscht der geistliche Herr."

„Wir wollen's hoffen. Gott befohlen, Herr Wolf."

„Ein' unterthänigen Diener, Euer Gnaden."

Diesmal war der Pfarrer voll Vertrauen, wie vor ein paar Tagen der Herr Bürgermeister, nur hatte er es besser wie dieser, der niemand mit hineinziehen durfte, weil es „unter uns" war. Der Pfarrer konnte es dem Bürgermeister sagen, daß sich der Aron zum Zuwarten verstehe und der Lange konnte sich während der Mitteilung, wie eine Pagode, vor lauter freundlichem Kopfnicken gar nicht beruhigen; dann sagte er zu sich mit großer Genugthuung: „Sag' ich's nit? Der versteht's!"

Ja, wem sagte er's denn auch?

Nur Geduld, es kann ja nicht ewig unter uns bleiben.

Wieder nach ein paar Tagen war es, da wurden die Neumayerschen Eheleute, die zum Pfarrer beschieden waren, von diesem sehr freundlich empfangen, er drückte beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu küssen.

„Setzt euch, Leuteln, setzt euch," sagte er. „Werdet müde sein."

„Halt ja, halt ja," sagten sie.

Es war so die Jahre her ihre Art geworden, daß sie sich erst müde saßen und dann wieder durch Sitzen erholten.

„Ich hab' das Beste über eueren Gebeteifer gehört," sagte der Pfarrer, „und es freut mich, so rechtschaffen Fromme in der Gemeinde zu finden."

„Ja, ja," sagten beide. Bescheiden waren sie just nicht.

„No, weil's Hochwürden, Herr Pfarrer, nur selber sagen," meinte die Neumayerin, „da bin ich froh. Förmlich übel hat ein'm dös dumme Volk die Andächtigkeit g'nommen. Der Bürgermeister selber hat gar dagegen aufbegehren wollen; dem hab' ich's aber g'wiesen."

„Ich hör', Ihr hättet ihm ein eisernes Kochgeschirr nachgeworfen."

Die Bäuerin wurde rot und der Bauer zog ihr ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Nun, nun," begütigte der Pfarrer. „Auch der Gerechte fällt siebenmal des Tags, nur muß er dabei seinen Nebenmenschen nicht zu hart mitnehmen wollen, eine hölzerne Schüssel hätt's damal auch gethan."

Nun erkundigte er sich eingehend nach all den Gebetverpflichtungen, welche die beiden Leute auf sich genommen hatten, und da sah er wohl, daß sie dachten, die Menge müsse es machen, daß dabei von wahrer Frömmigkeit keine Rede war, sondern alles auf eine gewisse Maulfertigkeit ankam.

„Ist recht, ist rechtschaffen recht," sagte der Pfarrer, nachdem er von allem unterrichtet war, was er wissen wollte. „Ich seh', das fördert schon, damit geht's vorwärts. Wären nur nit heuttags so gottlose Zeiten . . ."

„Ja, die wären, leider Gottes," sagten die beiden.

„Dann gäb' das schon ein gutes Beispiel," fuhr der Pfarrer fort. „Aber so eifert euch ja keiner nach, die Leute reden sich aus, sie kämen darüber mit der Arbeit nit zurecht."

Die Neumayerschen lächelten mitleidig.

„Aber wenn ihr mir beistehen möchtet —"

Das wollten sie und gern auch noch.

„So könnt' ich's ihnen wohl anders weisen. Man kann ja auch unter der Arbeit beten."

„So? So? Ja, ja."

„Ihr arbeitet doch, Leuteln, will ich hoffen?"

Da sahen sich die beiden Frommen erst eine kleine Weil' fragweis' an, dann sagte die Bäuerin: „Ei freilich. Wohl, wohl, das thun wir schon, soweit dadurch der Andacht kein Abbruch geschieht."

„Schön," sagte der Pfarrer, „so ist es recht! Der Andacht kein Abbruch durch die Arbeit und der Arbeit kein Abbruch durch die Andacht. Damit bin ich ganz einverstanden. Ihr habt zwar kein klein Teil Gebet auf euch genommen und dazu schafft euch euer Anwesen ein gut Stückl Arbeit, das weiß ich, aber das paßt mir eben. Ihr müßt mir halt den Gefallen thun und müßt unterweilen der Arbeit beten oder unterweilen dem Gebet arbeiten, wie ihr's damit halten wollt, dann könnt ihr mir doch ganz genau Bescheid sagen, wieweit einer mit beiden zurecht kommt und für die andern gibt's dann weiter keine Ausred'; ich kann den lässigen Rackern sagen, schaut nur die Neumayerschen an, die beten doch ihr schön Teil tagüber, aber unter so und so viel Vaterunser und Ave-Maria ackern die ein Feld um, unter so und so viel mäh'n s' eine Wiese, unter so und so viel stecken s' Ruben. Nit? Dagegen kann doch keiner aufkommen?"

Das meinten die Neumayerschen wohl selber und der Pfarrer sagte, er würde es ihnen nie genug danken können, wenn sie ihm helfen möchten, in der Weis' die Unfrommen in die Ecke zu treiben, denn so wäre am besten Hühner

fangen, sie sollten nur von Stund' ab beginnen, unterm Beten zu arbeiten.

Darauf gingen die beiden inmitten der Straße mit breiten Schritten, wie welsche Hahnen, durch das Dorf, denn sie sahen sich schon als leuchtende Beispiele.

Acht Tage später ging der Pfarrer über Feld, stand eine Weile bei den Neumayerschen Gründen still und sah den beiden Frommen arbeiten zu. Plötzlich begann er den Kopf zu schütteln, zog die Achsel in die Höhe, wandte sich ab und ging schnell hinweg.

„Was er nur haben mag, der Pfarrer?" sagte die Bäuerin. „Müssen morgen doch gleich hinschau'n, was er hat."

So sahen sie denn hin, diesmal aber war der Empfang durchaus nicht aufmunternd. Als sie sich nähern wollten, winkte ihnen der geistliche Herr zu, an Ort und Stelle zu bleiben, wo sie standen und als sie, dadurch ganz verblüfft, stotternd die Frage vorbrachten, was ihn gestern so in Eile vom Felde getrieben, da sprang er vom Sitz in die Höhe, rannte die Stube auf und nieder und faßte sich zeitweilig mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Warum ich's nicht länger mit ansehen konnte?" rief er. „Weil's so nicht geht, weil das nicht fleckt! Das wär' mir ein Beispiel, daß Gott erbarm'! Was z' gut thun wollt' ich mir auf euch, groß wollt' ich mit euch thun, ja, prost Mahlzeit, nit mit dem Finger darf ich nach euch weisen! Merkt ihr's denn nit, verblend'te Leut? Wie ihr die Sach' anfaßt, jagt ihr mir ja noch das Restel Frommheit von der Pfarr'!"

„Jesses, 's wird doch nit sein?" schrie die Bäuerin.

„Ja, wie denn doch auch nur, Hochwürden?" stammelte der Bauer.

„Liebe Leuteln," sagte der Pfarrer um vieles ruhiger, „thut mir doch das nit an, bei dem schweren Stand, den ich ohnehin hab', daß ihr, anstatt mich zu fördern, mich obendrein noch behindert. Heißt ihr denn das, was ihr auf dem Felde treibt, was wirken? Kann ich denn —

wie meine Absicht war — sagen: ‚Schaut die Neumayerschen an, die beten mehr als euer einer und kommen doch mit aller Arbeit zurecht?‘ Nit mucken darf ich, denn jeder gebetfaule Matz möcht' mir sagen: ‚Die Neumayerschen Felder stehen aber auch danach, daß man merkt, denen Leuten geht 's Gebet von der Hand und die Arbeit vom Maul!‘ Und auf die Letzt macht mir gar noch der Niedergang eurer Wirtschaft ganz Altfeldsdorf gebetscheu, drum thut mir den Gefallen und kehrt den Rechen um, laßt 's Arbeiten unterm Beten sein und betet lieber unterm Arbeiten, aber seht dazu, daß was vom Fleck geht.“

„Aber, Hochwürden,“ bemerkte kleinlaut die Bäuerin, „da kommen wir nit auf die vorgeschriebene Zahl.“

„Da bleiben Gebete im Rückstand,“ sagte der Bauer.

„Was tagüber Rest bleibt, könnt ihr ja vorm Schlafengehen in ein'm Stück weg vornehmen,“ meinte der Pfarrer.

„Das schon, das schon,“ sagten die Neumayerschen und sie möchten's wohl versuchen, denn sie möchten um alles in der Welt nit, daß der geistliche Herr ihretwegen Sorg' oder Ung'legenheit hätt'. Damit gingen sie.

Eine Zeit danach machte der Pfarrer wieder einen Gang über Feld und da er dabei — ganz zufällig — auf einen Steig geriet, der die Neumayerschen Aecker durchschnitt, so konnte er an selben unmöglich wie blind vorüber und mußte doch ein wenig zusehen, wie die Sache stand.

Die Neumayerschen blickten von der Arbeit auf und grüßten.

Der Pfarrer dankte sehr freundlich. „Ah,“ sagte er, „ich hab's ja gewußt, ihr seid meine Leute und auf euch kann ich mich verlassen. Jetzt lass' ich mir's gefallen, wenn das alles da in Halm und Kraut geschossen sein wird, dann sticht doch der reine Gottessegen den Spottvögeln in die Augen und ich kann jedem übers Maul fahren und sagen: ‚Schaut die Neumayer, die haben kein Halmerl weniger wie ihr auf den Gründen, aber wieviel Gebete mehr im Himmel!‘“

„Ach Gott, Hochwürden, Herr Pfarrer," seufzte die Neumayerin.

„Ja," sagte der Neumayer, „mein Weib ängstigt sich eh' schon in ihr'm Gewissen. Freilich, freilich, das Arbeiten thät's jetzt schon, dö Felder stehen schön, so schön, daß mir die Brachen dort auf der Anhöh' völlig leid thut; heuer richt' ich nix mehr, aber 's nächste Jahr soll mer der Pflug drüber. Ja, ja, nit wahr, hochwürdiger Herr, selb wär' alles schon recht? Aber, aber, ,'s andere End' kommt nach' hat der Dieb g'sagt, wie ihn der Schandarm am Strickl g'führt hat. Dö erste Zeit da hab'n wir rechtschaffenerweis' nachthinein das Tagrestel von den Gebeten nachg'holt, dann aber sein wir vor Müdigkeit allmal drunter eing'schlafen und auf die Letzt hab' ich in der Freud' drüber, daß mer so alles recht von der Hand geht, auch unter tags aufs Beten vergessen. Jetzt hat sich das aufg'summt, mir d'erbetens unser Lebtag nit und wenn mer hundert' Jahr alt werden!"

Der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf wie einer, dem ganz unvorgesehen was über die Quere kommt. „Ei, schau, schau, da wären wir ja mit einmal in einer Sackgasse, daß ich nit daran gedacht hab'! Ja, liebe Leuteln, zurückgehen können wir nimmer, das wär' ein Jammer und ein Schade, ein Jammer und ein Schade für die lieben Felder und für das gute Beispiel, mit dem ihr eben angehoben habt und obendrein brächt' euch die Umkehr keinen Nutzen, denn wenn ihr gleich an der Stell' die Werkzeuge aus der Hand legtet und alle eure Felder verbrachen ließet, was möcht's helfen? Mit dem, wozu euch jeder Tag verpflicht't und dem Gebetrückstand dazu kämt ihr doch nimmermehr aufgleich. Zwar mir möcht' das nichts verschlagen, denn wenn ihr — ganz ohne Verpflichtung — nur so recht fleißig beten möchtet, so gäbet ihr schon das gute Beispiel, an dem mir liegt. Ich hätt' euch halt auch gleich sagen sollen, ein Gebetverein ist eben ein Verein wie ein anderer und eingetreten ist nicht angeheiratet und kann jeder wieder austreten, wenn er es

für dienlich erachtet. Ihr hättet euch dann danach richten können, aber wie die Sache jetzt steht, seh' ich wohl ein, mit dem Gewissen muß es vorerst ins reine und da denk' ich, so oft halt so ein Fall eintritt, ihr laßt eine heilige Meß' lesen, einsteils als Danksagung für den Segen, den Gott eurer Wirtschaft schenkt und andernteils in der guten Meinung, dadurch eurer Andacht gerecht zu werden. Nun, ich hoff', das kommt doch dafür auf!"

Ah wohl, eine heilige Meß' käm schon dafür auf, das thäten sie selbst meinen, die Neumayerischen.

„Nun seht, dann kommt nur fleißig, die Kirche will ja auch ihr Teil. B'hüt Gott, Leuteln!"

„Wir küssen d'Hand, Hochwürden."

Und als ihnen der Pfarrer ein gut Stück aus den Augen war, da sagte der Bauer zur Bäuerin: „Du' Mutter, der Hochwürdige, das ist aber a Feiner!"

„Na ob", sagte die Bäuerin.

„Schön hat er uns d'rankriegt, das muß wahr sein; jetzt können wir frei nit anders, als wie er meint."

„Ja," sagte die Neumayerin, „es schaut völlig so aus. Aber mir bleib'n halt doch 's auserlesene Beispiel fürs Ort, das hat er g'sagt."

„Freilich, das hat er g'sagt, er hat aber auch g'sagt, mir sollten nur ja fleißig kommen, daß d'Kirch' ihr Teil kriegt."

„No, selb' müßt' mer ihr halt auch geb'n, Vater."

„Aber es is ja nit alleinig von dasmal die Red' und wie ein öften kann sich's schicken, daß wir mit die Gebete im Rückstand bleiben? Wenn mer dann jed'mal rennen sollten und 'ne Meß' lesen lassen, das reißt ins Geld, Mutter."

„Ei mein, freilich reißt dös ins Geld. Dös muß ich schon sag'n — seiner heiligen Weih' unbeschad't, — er kommt mir frei völlig wie ein Hallodri vor."

Der Neumayer kniff die Augen zusammen und zog die Mundwinkel ein klein wenig empor. „Hast auch recht auf-g'merkt bei seine Reden?"

„Ah wohl, ja, ja."

„Dann gib acht, wie mer 'n fangen! Hat er nit g'sagt, a Gebetverein wär' a Verein wie ein anderer, angeheirat't wär' mer nit und es könnt' jeder austreten, wann's ihm taugt?"

„Das hat er g'sagt."

„Na, so treten wir halt aus."

„Aber, Vater."

„Mach kein Wesen! Was hat er denn selber g'sagt? Deßtwegen bleiben mer doch 's leuchtende Beispiel fürs Ort."

„Ah wohl, das thät'n mer wohl bleiben."

„Na also! Wir treten aus. Da richten mir's billiger. Ganz umsonst hab'n mer's. 'n Gebetruckstand teil'n mer uns ein, nehmen 'n schön langsam vor, werd'n ihn schon zwingen. Brauchen kein' Meß' lesen z' lassen. Hehehe! So sieht er kein Kreuzer von uns und wir sein die Schlauern!"

Die beiden Leutchen schlugen vor Vergnügen in die Hände.

Von da an sah man die Neumayerschen wieder wie in ihren besten Zeiten wirtschaften und von einer Feilbietung ihres Anwesens wurde es gar bald ganz stille. Die Altfeldsdorfer freuten sich über diese erwünschte Wendung der Dinge, sich darüber zu verwundern, ließ ihnen der Bürgermeister keine Zeit, denn jetzt war die seine gekommen, wo er es laut werden lassen konnte: „'s Ganze ist 's Pfarrers sein Verdienst. Die Weil' her hat's unter uns bleiben müssen, aber, jetzt, wo alles wohl geraten ist, darf ich schon sagen, was ich gleich von Anfang an gesagt hab': ‚Der faßt 'ne Sach' beim richtigen End' an, der versteht's, Leuteln, der versteht's!"

Fragte man ihn aber, wie es denn eigentlich der Pfarrer angefaßt habe, so zog er bedeutsam die Augenbrauen in die Höhe, als wüßte er's wohl, aber das wär' der Punkt, der noch immer „unter uns" zu bleiben hätt'. Da war es nun freilich, als thäte man ihm gebranntes Herzeleid an,

wie eines Tages der Neumayer selbst mit der Geschichte herausrückte, wie es der Pfarrer angefaßt hätte, alles haarklein erzählte und sich als den Schlauern rühmte.

Der lange Bürgermeister blickte ratlos um sich, nicht ein Stück der Herde nahm sich des Hirten an, nein, alle blökten ganz respektwidrig auf Kosten desselben. Da kam unverhoffte Hilfe, das ganz schwarze Stück, dem Hobinger sein Knecht, der Mathies, erhob sich, er klopfte dem Neumayer auf die Schulter und sagte: „Laß dir sagen, du warst just so schlau, wie dich der Pfaff hat haben wollen und bist ein g'weisten Weg so schön selbständig g'laufen, wie ein Roß im Göpel. Drum sei fein bescheiden und dös nimm noch zum Vermerk und laß dir's a Lichtstürze übers leuchtende Beispiel sein: es mag einer sein, wie er will, nur darf er's nit übertreiben, ehrlich soll er sein und mein'twegen auch fromm mag er sein, aber zu ehrlich und zu fromm macht andern Leuten Ung'legenheit."

Die
Märchen des Steinklopferhanns.

(1874—1875.)

I.

Die breite Straße lief eine geraume Weile neben gelben Kornfeldern hin, bis ihr die Augen weh thaten, da war sie recht froh, daß der Tannenwald bis zu ihr hinrückte und sie eine andere Weile im Grünen und im Schatten laufen konnte. Die Felder bogen aber da von der Straße ab und zogen weithin an dem grünen Walde und das Korn sagte zu den Tannen: „Was so ein Wald für ein unnütz' Ding ist, höchstens umgehauen mag er das zu Ende führen, was wir begonnen, mag backen helfen und die Leute wärmen, denen wir Leib und Seel' zusammenhalten." Die hohen Tannen schüttelten die Köpfe und sagten: „Muß sich einer nie einbilden, er richt's allein auf der Welt; wir stehen hier auf der Wacht, daß nicht der kalte Wind über die Niederung weht und euch verbläst, daß ihr die grünen Halme verfroren auf den Boden sinken laßt, und wir ziehen den Regen herbei, der euch tränkt, und laßt uns einmal ausgehauen sein, dann wächst die weite Niederung hinab nicht halb so viel und der Kies und das Geröll' und die nackte Erde rücken gegen das Dorf, um dem Bauer gute Nacht zu sagen."

Ob die Bauersleut' manchmal so dachten vom Walde wie das Korn? Heute thaten sie es nicht, sie hatten bis an den Mittag geschnitten, jetzt war's heiß geworden, kaum zu ertragen, nun sollte Rast gehalten werden und da lobten sie sich den Wald, setzten sich in seinen Schatten nieder, aßen und ließen sich's die kleine Weile der Ruhe wohl sein.

Zuweilen saßen auch ein Bursch und eine Dirn' abseits von den andern allein, es ist sonderbar, daß sich das oft trifft, und daß alle Burschen und alle Dirndln sich fast immer das nämliche Zeug vorreden, eines wie das andere, seit unvordenklichen Zeiten und will das Ding nicht anders werden bis heut.

Gegen die Straße zu saßen auch ein Paar so Verliebte, beide nicht mehr gar zu jung, aber recht saubere, stramme Leute.

„Mein Gott," sagte die Dirn', — wie denn die Weibsleute immer die Sache von der praktischen Seit' anfassen — „mein Gott," sagte sie, „jetzt gehn wir schon als Knecht und Dirn' sieben Jahr' miteinander, wenn's nur zu was führen möcht', so wär' ja alles gut."

Darauf sagte der Bursch mit einem schweren Seufzer:

„Freilich wär' dann alles gut, aber daß wir halt so viel arm sein müssen."

„Mein' alte Bas' nähm' uns prob'weis' als Pfleger auf ihr klein' Anwesen," sagte die Dirne.

„Prob'weis'," sagte der Bursch und strich sich die Haare aus der Stirn, „prob'weis' freilich wohl," dabei fischte er mit dem Löffel einen Brocken aus der Schüssel, die er auf seinen Knieen hatte, „glaub's schon, gibst du den Spatzen in der Hand für die Taub'n am Dach? Wenn die Prob' übel ausfällt, so ist alles verfahren. Es hat der Bauer dieweil schon andere Leut', — wir möchten uns nit ein' Dienst auffinden, du möch'st da, weiß der liebe Gott wo, dann ein' Unterkunft finden . . ."

Die Dirne langte zitternd den Löffel aus der Schüssel.

„Hast halt recht, daß grad wir so viel arm sein müssen."

Mittlerweile schallten von der Straße herauf von Zeit zu Zeit einige Hammerschläge.

„Sie schlag'n wieder Steine für die Straß'," sagte die Dirne leise, und sah zur Seite, sie wollte gerne von etwas anderem reden als von ihrer gemeinsamen Not.

„Da ist gewiß auch der Steinklopferhanns nit weit," meinte der Bursch.

Da sang es unten auf der Straße:

„'s Salz thut ma z'bröseln
Und gibt's in ein Faß,
Und die Berg thut ma z'bröckeln
Und streut's auf die Straß',
So müssen sö alle,
Auch d' vurnehmsten Herrn,
Ob s' wöll'n oder nit wöll'n,
Doch Bergkraxler werd'n;
Dem ein' verreißt's die Stiefeln und
Den andern schupft's in Wagen,
Das schaut sich so viel lustig an
Beim Steinerschlag'n! — Juhe!"

Der Knecht und die Dirne oben im Walde waren aufgestanden.

„Dös is er selber," lachte der Bursch.

Die Dirne kicherte.

Beide traten in die Lichtung, an der ein schmaler Weg in Mannshöh' über der Straße führte, und sahen hinab. Unten stand der Steinklopferhanns, das war ein lediger Mensch, schon nah' an die Sechzig, er trug einen Filzhut, weiß Gott, wo er den einmal gefunden hatte, für den Regen mochte er gut sein, denn in der Krempe waren viele Löcher, durch die das Wasser sogleich ablaufen konnte, unter dem Hut fiel langes, schon etwas grau gemischtes Haar bis auf die Schultern herab, das hätte ihn, den Hanns nämlich, nicht den Hut, recht ehrwürdig erscheinen lassen können, hätte nicht ein wahres Spitzbubengesicht daraus hervorgeschaut; einen Bart trug er, der war vor nicht gar kurzer Zeit einmal rasiert gewesen und sah sich an wie ein Stoppelfeld; einen gewaltigen Brustfleck hatte er um, — eine Weste mochte ihn zu sehr spannen bei der Arbeit — und geflickte Hosen hatte er und Schuhe nicht von den feinsten. Jetzt fuhr er sich mit dem Hemdärmel übers Gesicht wegen der Hitze, damit machte er's aber nicht besser, denn den Schweiß wischte er wohl weg, den Staub aber strich er sich vom Aermel ins feuchte Gesicht.

angewöhnt, alle Welt zu grüßen; die um ihn lebten und die er kannte, damit sie ihm freundlich bleiben und ihm nichts in den Weg legen möchten, und die Fremden, weil er die Leute gar sehr bewunderte, die so in Geschäften oder zu ihrer Lust in aller Welt herumkamen! Wie achtbar war ihm der Krämer mit der Kraxe auf dem Rücken, dem flinken Fuß- und dem noch flinkern Maulwerk! Der Mann mußte Courage haben, daß er sich's getraute, so auf sich allein gestellt in der Welt hinzuleben. Dem Lustreisenden, der rüstig den heitern Bergen zuschritt, blickte er immer kopfschüttelnd nach; wie gut mußte es so einem gehen, daß er in hellem Uebermut nach den Höhen kletterte, wo der „Gruß-Franzl" doch froh war, wenn ihn diese „Beschwer" nicht oft im Jahr traf. Ja freilich, als Bub' hat es ihm oben gleichwohl gefallen, aber das ist lang her, seitdem ist so viel anders geworden und da droben ist's immer gleich geblieben, was war daran zu sehen?

Auch der Bettler auf der Straße war ein rechter Mann; den Leuten mit dem Maul die Groschen aus der Tasche langen ist keine kleine Kunst. Freilich, am Jahrmarkt, in der Tierhütte, da hat er einmal ein Untier mit langem Rüssel gesehen, das machte auch das Kunststück, was aber der Groschen wert war, den es damals einem reichen Bauer aus der Tasche zog, das wußte es wohl nicht.

Ja, ja, alle Leute, wie sie die Straße vor ihm vorbeiliefen, waren ihm höheren Ranges, darum grüßte er sie, und wenn sich ja einer dazu verstieg, ihm ein Almosen zu reichen, so fand er, daß die Menschen doch nicht so schlecht seien, als die Welt sie ausschreie, und er habe es ja gewußt, die so in der Welt herumlaufen können, die hätten leicht schenken, der Hausgesessene sei der eigentliche Arme!

Wie alle Welt, so bekam auch der Steinklopferhanns, der jetzt, wie jeden Abend, an der Hütte vorbeiging, seinen Gruß. Das war auch einer von den Couragierten, die sich allein für sich zu leben getrauten, ohne nach den anderen Leuten zu fragen.

„Guten Abend, Steinklopferhanns."

„Guten Abend, Franzl, ruck zu auf dein' Bankl und laß mich hersetzen, hab' heut rechtschaffen gehammert, hab' mich vielleicht bissel übernommen; wenn die Steiner gar so hart von 'nand' gehn, da klopf' ich wie wütig drauf los! Ein klein's wenig mag ich schon gern rasten."

„Na, fürs Sitzendürfen könnt'st schon was d'erzähl'n. Weißt nix?"

„Was fragst denn? Ich sollt' nix zum Verzähl'n wissen? Ich? Na, könnt' keiner mehr was verzähl'n, wenn ich net. Ich kauf 'n Schullehrer aus mit samt seine Bücher. Er meint gleichwohl, 's wär' alles wahr und verbrieft, was drin stund', aber mein' Seel', mein letzt's Stäuberl Tabak, wie ich's jetzt in die Pfeif' stopf', setz' ich dageg'n, daß seine G'schichten nit a Haar besser sein als die mein', a bisserl was Austipfelt's, a Brocken Lug' und a Bröserl Wahrheit und fertig ist die Verzählung. Soll freilich, sagt der Schulmeister, alles vorzeit passiert sein; na, wer hat's denn g'sehn, wie's da zugangen is? Von uns keiner. Und dö von damal hab'n auch keiner mehr g'sagt, als s' gewußt haben; is wohl auch viel Ausdenkt's dabei, wie's hätt' sein können, wenn man grad nit g'wußt hat, wie's g'wesen is? Der Müller im Ort hat auch sein Jüngsten, 'n Jakoberl, g'fragt, wie er 's erst' Mal in der Kirch' war, was er g'sehn hat. Sagt der: ‚Ein' Menge steinerne und aufg'mal'ne Leut', vor dö man sich nix z' reden 'traut hat, und dann hab' ich g'sehn, was wir ganz klein in der Kammer hab'n, großmächtig, ich hab's gleich d'erkennt, weißt, wie die zwei Leut' vom Baden kommen, und 's Vieh hat ihnen derweil die Aepfel vom Baum g'fressen.' Haha, 's war aber Adam und Eva im Paradies! — Und der Bub' hat's g'sagt, wie's ihm expliziert word'n is, für 'n Adam und d'Eva war er 'n Eltern noch z' jung. — No, was soll ich dir denn d'erzähl'n?"

„Weißt, Hanns, was Trostreich's, wo gut drauf z' schlafen is."

„So? So werd' ich dir halt d'erzähl'n, wie's mir am jüngsten Tag 'gangen is."

„No, is doch nit schon der jüngste Tag vorbeig'west?"

„Dös nit, aber traumt hat mer davon. Los' nur zu. Hab's noch kein'm erzählt."

2. Die G'schicht' vom jüngsten Tag.

Da sein wir so alle nacheinander herg'leg'n, wir Toten, drunter und drüber, einschichtig, paarweis', z' dritt und z' viert und wie sich's halt 'troffen hat, — ich weiß nit, war'n's 3000 Jahr' — 2000 Jahr', sechs Wochen, oder was für a Zeit war, nach mein'm Versterben, die allerältesten, wie die jüngsten Toten führ'n kein' Kalender. Auf einmal is mir, als wurd' 'blasen — aber schon wie! Du weißt noch, wie die böhmischen Musikanten bei uns war'n im Ort und sein ins G'meinwirtshaus in die klein' Gaststub'n kämma, wie da, so oft der kleine Dicke mit der großen Blechblasen ang'hob'n hat, die Wänd' zum zittern ang'fangt hab'n, just a so war's, tief bis in die Erd' h'nein hat sich alles 'beutelt.

Na, du weißt, unsereins schind't sich gehörig und man hat sein g'sund's Stückl Schlaf. Na, so denk' ich mir, is dös dumm, is g'wiß wieder so a Malefizball beim Wirten im Dorf unten, daß man kein' Ruh' hat — und will mir die Aug'n reib'n — heilige Mutter Anna, war das a Schrocken, wie ich mir mit die dürren Beiner in die leeren Augen einifahr' — und am ganzen Leib zum Scheppern anfang'!! — Jessas, denk' ich, du bist ja vorlängst verstorb'n — und hitzt dürft etwa gar schon der jüngste Tag sein. Wann ich nur g'schwind' mein' Hosen zum H'neinschliefen bei der Hand hätt' —! So kannst doch nit unter die Leut' gehn! —

Ich tapp' h'rum, greif' aber nur dort und da ein' Knopf von der Hosen, in derer sie mich vorzeit beig'setzt hab'n, und

wo ich an mich ankomm', g'spür' ich's deutlich, ich muß ausschau'n wie der ang'mal'ne Tod an der Kirchhofmauer. Brauchst gar kein G'wandstuck, denk' ich mir, hast ja eh' nix Unanständiges an dir, wenn dich aber nur nit der Spodiumbrenner aus der Kreisstadt d'erglengt, da gang's dir übel!

Ich überleg's noch, sollst h'naus oder nit? Aber es is so a Hundsmüdigkeit über mich kämma, daß ich zum Tunken ang'fangt hab'. Und wie ich mich so ausstreck', gespür' ich noch, daß sich an die Beiner was ansetzt, nit anderst wie der Feuerschwamm an die Bäum'.

Dann schlaf' ich wieder.

Wie ich munter werd', scheint die Sonn' in mein' Truhen, rundum is die Erd' aufg'wühlt, als wie von einer Million Mäus' und Maulwürf'; ich schau' mich an, o Fix h'nein, da is derweil der Feuerschwamm rundum sauber nachg'wachsen, ich bin a mordsauberer Bursch word'n, ich heb' mich, ich guck' h'rum — alle Gruben sein leer! Jesses Maria, hab' ich dir 'n jüngsten Tag verschlafen g'habt.

Ich war dir ganz verzagt.

Schau' in mein' Grub'n, sieh noch die schweren Hämmer, nimm s' auf die Achsel, denk' mir, gilt's oder gilt's net, schaust halt, wo du zum ewigen Leben dein Brot hernimmst; wann sie 's himmlische Jerusalem bauen, werden s' wohl auch a Straßen hinführen, müßt's doch im Himmel mit 'm Teufel zugehn, wann's da keine Steiner zum Klopfen gab'!

Wie ich noch so spintisier', kommen zwei Engerln daherg'flog'n, fledern um mich herum. Dös war so sauber, daß ich mein' guten Hamur wieder krieg' und sag': Na, ös himmlisch's Geziefer, was pfnurrts mir denn um 'n Kopf? Was wollts ös?

Sag'n s': Hanns, du sollst zum Gottvatern kommen.

Sag' ich: Eh'nder muß ich mich doch a weng waschen und anziehn.

Sag'n s': Dös gibt's net unter die Selig'n.

Sag' ich: Dös is unscheniert: aber ös werds uns doch nit 's ewige Leben neiden, wann mir im Schmutz d'ersticken, was nutzt uns die ganze Seligkeit?!

Sag'n s', ich soll keine Umständ' machen und mitkommen.

Einer packt meine Hammer und tragt mir s' nach und der andere führt mich, und wir kommen zum Gottvatern.

Und wie er uns sieht, hebt der Gottvater die Hand mit den drei ausg'streckten Fingern in d'Höh', wie im Bild am Hochaltar, und sagt: Grüß dich Gott, Hanns!

Sag' ich: Grüß dich Gott, Gottvater!

No, sagt er, wie g'fallt dir denn die aufg'wärmte Welt?

Sag' ich drauf: Lieber Gottvater, du mußt's für kein' vorlaute Red' nehmen, aber ich kenn' mich halt eben da noch nit aus. Die frühere Welt war auch kein schlecht's Stückl Arbeit — Gott bewahr' — a jed's hat was drein g'funden, was ihm g'fallen hat, und die meisten hab'n g'meint, die Dirndl wär'n dir so viel gut g'raten. Aber a bissel Zeit hätt'st dir schon lassen können, — was richt' eins in sechs Tägen? Es war ja sein' g'friemte Sach', dö auf 'n Tag hätt' fertig sein müssen! Ich hab' mich auch nit recht mit allem abfinden können — so that ich dich rechtschaffen bitten, wann mir's etwa da auch wieder nit anstehn sollt, thu mir den G'fall'n und mach', daß ich auch im ewig'n Leben wieder versterb'n kann.

Räsonnierhannsl, sagt der Gottvater und lacht, thu wie's d' willst. Ich hab's aber gleich gestern g'merkt, wie ich eng G'lump aufg'weckt hab', ös seids nit anderst word'n, wie 's g'wesen seids; seid's noch alleweil nit g'scheit!

Mein Gott, sag' ich, hätt'st uns g'scheiter g'macht!

Sagt er: Ja, glaubst, ich hab' mein Allmacht g'stohl'n, wollts ös gar nix dazu thun? In d' tausend und tausend Jahr' schau ich eng schon zu, und seid's noch alleweil so dumm! Wöllts ös nit 'leicht a ganz andere Welt und ein' ganz andern Herrgott'n? Tauget grad zu euch! — He, liegt da unten nit auch noch der Gruß-Franzl und schnarcht

in jüngsten Tag h'nein? Na, dem is da auch 's Grüßen verspart!

Lieber Gottvater, sag' ich, dös legt der nit ab.

Herob'n trag'n wir keine Haub'n, sagt er.

Da nimmt der ehender 'n Kopf 'abe, als er's sein laßt! Ich kenn' ihn, sag' ich.

Na, so sagt es der heiligen Veronika, sie soll ihm was zurichten für sein Kopf, lacht der Gottvater. Na, was sag' ich denn, muß der nit sein Mützen hab'n, daß er im ewigen Leben fortgrüßen kann, und dir muß ich wohl auch dein Pfeifen d'erlaub'n, daß d' doch meinst, du bist es!? Was half euch die g'scheiteste Welt? Jetzt mach, daß d' h'nunter kommst, zum Gruß-Franzl und sag ihm, ich nehm' eng nix in Uebel auf, die andern, die sich's da unten meist hab'n wohl sein lassen, die hab'n freilich a leicht' Auferstehn g'habt, die war'n ausg'schlafen, ös habts aber auf Erden schwer gearbeit'! Also sag ihm, es macht nix, wenn er 'n jüngsten Tag verschlaft und im ewig'n Leb'n soll er auch sein' himmlische Mützen hab'n! —

„Da wär' ich recht froh," sagte der Gruß-Franzl, „wann der Traum so ausging!"

„Warum sollt' er nit? Gute Nacht!"

Der Steinklopferhanns ging seiner Wege.

II.

Waren sie heute neugierig gewesen im Ort! „Horch, was ist das?" und „Horch, was mag's sein?" hieß es schon früh morgens, denn überm Berg drüben hat es so gepfustert und gerädelt, als ob eine Eisenbahn wär' — so sagten nämlich einige, die schon eine solche probiert hatten.

Der Ort lag im Thal und hinter den Bergen fing ein hübsch groß' Stück Flachland an, dort war es, wo es heut nicht recht geheuer schien, aber wie groß auch die Neugier sein mochte, es ging eben ans „Schneiden" und da hatte

keines Zeit für einen halbstündigen Aufstieg oder gar um den Berg herum anderthalb Stund' nach der Ausmünd' zu rennen und in die Ebene zu gaffen.

Um Mittag zur Rastzeit erst kamen ein Paar zurück, die eher ihrer Neugier ein Opfer bringen konnten, da sie gar nichts zu schaffen wußten. Die alten Ausnehmer, der „Leopold" und sein Weib waren schon früh morgens die Straße dahingehumpelt, wobei sie den Weg mit ihren Stöcken schlugen, — wahrscheinlich weil es ihnen nicht nach Wunsch vorwärts ging, — der aber kehrte sich gar nicht daran, blieb ruhig liegen, so lang er war, that wohl gar boshafterweis' manchmal unversehens ein Loch vor den alten Leuten auf, in das sie sodann mit kindischem „Hopperla" regelmäßig hineinstolperten.

Und als die beiden endlich doch, abgehetzt und hundemüde, das Thalende erreichten und vor sich in die weite Fläche hineinlugten, da kannten sie sich noch weniger aus. Denn dort und da stieg über den Feldern kohlrabenpechschwarzer Rauch auf, es gab aber keinen Feuerlärm von all den Kirchtürmen rings in der Weite und dazu pfusterte und rädelte es fort und fort. Eisenbahn war über Nacht keine ins Land gekommen — nein, nein, das geht nicht so schnell, das hat ihnen einer gesagt, der selbst an einer solchen mitgegraben und geschaufelt hatte.

„Nun, und was ist's denn?" und „was war's denn nachher?" fragten die Leute, nachdem sie den verwirrten Bericht gehört hatten.

Da waren ihrer zwei am Ort, die sich heute schon oftmals mit einem überlegenen Blinzeln angesehen hatten, und das war der reichste Bauerssohn und das ärmste Dorfkind. Der eine so reich und der andere so arm, daß ihnen das an ihre Rufnamen angehängt wurde und so hieß der eine „der reiche Lois" und der andere „der arme Melcher". Und sonderbar, der arme Melcher wußte es so gut wie der reiche Lois, was da überm Berg vorging und wenn er's aus Bescheidenheit oder Demütigkeit vor den andern nicht aussagte,

so war doch der reiche Lois, so gern er sich auch sonst überheben mochte, diesmal auf die Bekräftigung seiner Worte durch den armen Melcher angewiesen.

Als es vorm Jahr hieß, „in Wien hätten sie alles, was in allen vier Enden der Welt gearbeit', gehandelt und gebaut würde, unter ein großes Dach gebracht und da könnt' jeder hineingehn und sich's anschau'n," da litt es weder den reichen Lois noch den armen Melcher mehr daheim, der eine ließ sich von seinem „Alten" das Reisegeld und einen schönen Zehrpfennig geben, der andere hat sich bis Wien durchgebettelt und dort Verwandte — der Himmel weiß wohl wievielten Grades! — aufzufinden gewußt; ob es denen zur großen Freude geschah, thut nichts zur Sache, eine Woche herbergten sie ihn doch.

„Was wird's sein?" sagte der reiche Lois und streckte sich so hoch er war, und sah stolz um sich. „Was wird's sein? Der Oekonomiker, der Herr Graf enter 'n Berg schneid't mit Dampf — nit wahr, Melcher?"

Melcher nickte bekräftigend so leichthin mit dem Kopfe, als wäre das „Schneiden mit Dampf" der geringsten Kleinigkeiten eine, die er zu bestätigen wüßte, lohn' sich kaum der Müh' und wüßte „ihrer einer" noch gar andere Sachen.

„So, so," sagten die, die ins Tagwerken gingen. „So, so," und schüttelten die Köpfe. „Kämen s' richtig schon mit den Malefizmaschinen angerückt?"

Sie zweifelten gar nicht an dem, was der reiche Lois aussagte, sie hatten schon lange gefürchtet, davon hören zu müssen, und nicht nur, was der Mensch hofft, auch was er fürchtet, glaubt er leicht!

„Schneiden mit Dampf?" sagten die andern, denen die Sache nicht so nahe ging, und schüttelten zweifelnd die Köpfe.

Das war dem reichen Lois an die Ehr' gegriffen. „Ihr Fexen, seid ihr dabei gewesen, wie unsereins, daß ihr so red't? Schneiden mit Dampf? — Warum nit? Man pflügt,

man säet, man schneid't, man drischt mit Dampf! Meint man doch nit, man könnt' seinen eigenen Augen trauen, wenn man's mit ansieht, was man alles betreibt mit Dampf! Spinnt und webt man nicht, wäscht und mahlt man nicht, und weiß was sonst noch, alles per Dampf? Gelt, Melcher?"

Melcher nickte wieder bekräftigend und sagte aus: „man pflüge, säe, schneide, dresche, spinne, webe, wasche und mahle, und weiß was sonst noch, alles per Dampf."

„Schaut man so eine Maschin'," fuhr der reiche Lois fort, „glaubt man erst', das sei ein wahrer Höllenspuk, aber sieht man näher zu, kriegt die Sach' Händ' und Füß' und Kopf obendrein. Seht, obenaus geht der Rauch von der Feuerung in die Höh'" — Lois zeigt dabei nach seinem Hut, um den Leuten den Schlot der Maschine zu versinnlichen — „und hintenaus entweicht der Dampf." — Alle drängten sich herzu, um die Erklärung recht würdigen zu können, als aber gar der Lois ihnen zeigte, wie zur Seite rechts und links an langen Stangen die Sensen ins Korn hineinfahren und während die Maschine langsam vorwärts sich bewege, herumfuselten, solange noch ein Halm auf dem Acker stünde, und als er bedauerte, ihnen das nur mit seinen zwei alleinigen Armen vormachen zu können, da der Sensen rundum wohl an fünfzig oder hundert, wenn nicht gar mehr wären, und als sich in dieser Not der Melcher ihm anschloß, und beide gar belehrend mit den Armen fuchtelnd über das Feld hinschritten, da zweifelte keiner mehr, die Mähmaschine stand leibhaftig als unantastbare Thatsache vor ihnen. Ganz unbestritten wie der Telegraph und ebenso einleuchtend wie der, so was Alltägliches, daß eigentlich keiner zu sagen wußte, warum ihm das nicht schon längst selbst eingefallen sei, obwohl keiner seinem Buben widersprach, wenn der gelegentlich die Meinung an den Tag legte, daß an den langen Drähten gezogen würde und die Depeschen demnach aus lauter kleinen „Ruckerln" bestünden, die der Beamte am Arm oder Fuß, wo der Draht eben befestigt sei, verspüre.

War das Bescheidenheit, um vor den eigenen Kindern nicht mit dem Besserwissen zu prunken? Ach, die meisten Leute lassen sich noch heuttags die ungereimtesten Wunder, die niemand und nirgends erlebt, als glaubwürdig einreden und an denen, inmitten deren wir leben, gehen sie gleichgültig vorüber; da seht zu, denn da sind lauter begreifliche Wunder, und da ziehet fromm den Hut, denn das hat der Menschengeist erdacht und errungen, und das ist Geist von eurem Geiste, und der heitere Stolz, der euch beschleicht, wenn ihr still vor euch hinsagt: „Das hat der Mensch erdacht!" Das ist der Gruß Gottes an die strebende, ringende Menschheit!

Mittlerweile aber ging es gar sonderbar auf dem Felde zu, wo der reiche Lois und der arme Melcher den Leuten die Mähmaschine vormachten, denn nicht lange währte es, so fühlte jeder große Lust, zu zeigen, daß an ihm die Belehrung nicht nutzlos aufgewendet worden wäre, und daß er das Ding jetzt schon „weg" habe, und so schloß sich erst einer, dann der andere dem voranschreitenden Lois an und bald schritten alle Mannleute in einer langen Kette hinter dem Führer daher und fuchtelten also anschaulich mit den Armen, und da waren jetzt wirklich rundum wohl an fünfzig oder hundert, wenn nicht gar mehr Sensen in Arbeit und so mähten sie über das leere Feld, daß es eine Freude war.

Ja, wenn einer was Neues lernt, so ohne Müh', das gibt viel Lust und Freud' und geht nichts über einen wackeren Lehrmeister, etwa wie der reiche Lois einer war.

Abseits standen die Weibsleute und wußten nicht, sollten sie lachen oder erschreckt thun, denn die Männer arbeiteten sich ganz rechtschaffen ab, freilich ohne Nutz, und taktweis' war's immer ein Streich, wenn ihre Arme durch die Luft fuhren, und keiner zeigte eine Falte im Gesicht — der Augenblick war zu ernst.

Himmel, wie erschraken sie und wie fuhr die Kette auseinander, als plötzlich ein greller Pfiff ertönte, als sollte es der Maschine an gar nichts fehlen.

glauben kann, so hab' ich doch die Kandl h'runter g'nommen und hab' halt, so gut ich's troffen hab', das Maschin'geispenst geschmiert.

Und wie's geschmiert war, hat's auf einmal mit milder Stimm' ang'hebt zum reden: Hanns, hat's g'sagt, du warst heut auch einer von dö dummen Simpeln, dö sich nichts G'scheiters z' thun g'wußt hab'n als anderer Leut' Sachen zu ruinieren, und die kein' Respekt haben für das, was von braver Arbeit und rechtschaffenem Studieren in mir liegt! Aber dös verstehts ös net und da muß man stillhalten und sich zerschlagen lassen. Des wollt's halt nit verstehn, nit begreif'n, überhaupt nix lernen, es „glaubt" sich halt so viel leicht und es „weiß" sich halt so viel schwer, und so lang's a so bleibt, geht die ganze Aufklärerei wie a Kindertanz um 'n Maibaum allweil rundum und ohne daß man eng g'scheit machen kann, sag mer eng nur allweil: „Wie ös dumm seids!"

Da sag' ich drauf: Vergelt's Gott, aber dazu brauch' mer kein Maschin', dös sag'n wir uns selber untereinander all' Tag. Ah, so g'scheit sein mir schon, daß mer dumm sein! — Denn wie vorhin der Spuk so freundlich und eindringlich g'red't hat, hab' ich mir a Herz g'faßt g'habt, is mir aber glei wieder abig'ruscht, wie 's Maschin'g'spenst anhebt: Hitzten steig auf mein' Rucken, du mußt mit!

Ich will grad alle Heiligen zu Zeugen anrufen, daß ich seit der Kavallerie kein Roß mehr ang'schaut hab', daß ich Maschin'reiter schon gar keiner bin . . .

Aber da stoßt dös Ding fuchtig sein' eisern' Arm in den Stiefel auf der ein' Seiten und draht 's Radl auf der andern, daß der Schwungriem' fliegt.

In Gott's Jesus Nam', hab' ich mir denkt und bin halt aufg'stieg'n, und wie ich sitz', geht's a schon furt, daß mer der Atem und die Sinn' ausgeblieben sein, ich könnt' eng's drum a nit sagen, wohin mich der Malefizspuk g'führt hat.

's war mir aber so, als säß' ich auf 'm höchsten Berg von der Welt, wie er heißt, könnt 's ja 'n Schulmeister frag'n,

g'nug, daß ich drob'n war in der Walpurgisnacht vergangen's Jahr.

Und wie ich so herunterguck' auf dö Welt unter meiner, sagt die Maschin': So ist's jetzt!

Ich schau', da kommen s' daher in ein' langen Zug, Arbeitsleut' aller Art, alle verkrüppelt, bresthaft oder vorzeitig alt und ausgemergelt durch 'n strengen Erwerb, durch die ung'sunde Hantierung, durch Trübsal um ihre alten Täg' — und wie ich so in der Rund' schau', seh' ich die anderen, die noch geschaffen haben, sich hinunterrackern wie die Viecher mit der schweren Arbeit, sich 's Blut vergiften mit Staub, und so Farb', und andere Patzerei'n und wieder völlig z'samm'schrumpfen auf ein' Fleck, von dem s' die Sorg' ums Brot nit weglaßt, nit a wengerl in die frei' Luft, kaum im Jahr amal! Wie ich so das Elend da vor meiner sieh, schlag' ich die Händ' z'samm' und sag: Himmlischer Vater! Du triffst doch allmal die rechte Mischung zwischen Herzload und Herzensfreud', daß 'm Menschen nit z' gut und nit z' übel wird auf der Welt und er 's Leben aushalten kann, denn Uebermaß von ein'm oder 'm andern thut niemal a gut! Wie magst denn a so viel Mühsal auf ein' Fleck z'samm'trag'n?!

Sagt die Maschin': Strapazier dich nit, möcht' der Herr allen Fragern z' G'hör sein, verbrauchert er sein' ganze Ewigkeit zum Antworten. Derweil wir da reden, geht die Welt wieder ihr Ruckerl weiter. Schau lieber, wie's einmal sein wird.

Ich schau' wieder. Is die ganze Welt wie verändert g'wesen, alles, was man denken und sinnen kann, daß nur möglich ist, es rührt der Mensch nit selber mit seine Händ' dran, das haben Maschinen geschaffen, und an den Maschinen sind sie g'standen die neuchen Leut', unverkrüppelt, unverkümmert, schön groß, stark, und hat ihnen die Gesundheit und die G'scheitheit' aus dö Augen g'leucht', ist jeder wie ein König an der Maschin' g'standen, die er gemeistert hat bis aufs letzte Radl.

Das war gewiß recht fromm gesprochen, aber die Leute ärgerten sich darüber. Und wenn mich einer fragen würde, so würde ich sagen: Gott hatte gewiß seine Freude an diesem Aerger.

Indessen verwahrloste das arme Kind und nebenbei die kleine, aber doch einträgliche Wirtschaft, die Leute waren geärgert und zogen sich ohne weiteres Zureden zurück und das war wieder nicht gut gethan von den Leuten. Nur einer kam jetzt in das Haus, erst ein paarmal in der Woche, dann Tag für Tag, der alte Lehnerfranzl.

Wär' sonst zu einer Witwe im Ort ein früherer Liebhaber so häufig auf Besuch gekommen, die Leute hätten das gewiß recht sündlich und schandbar gefunden, aber da beide über die Jahre der „Löffelei" hinaus waren, so dachte man allgemein, die Bäuerin würde dadurch auf andere Gedanken kommen, man wollte es selbst dem alten Lehnerfranzl gönnen, wenn er mit ihr die Wirtschaft erheiratete und rechtschaffen darauf hausen und arbeiten wollte und das alles, damit es mit dem armen Kinde anders würde. Was doch so ein klein unschuldig' Ding über alle Lästermäuler vermag! Und wie die „bösen Leute" oft gut sind, wenn sich's nur der Mühe lohnt.

Aber dem alten Lehnerfranzl Arbeit zuzumuten, das war wohl ein wenig zu weit gegangen, ihr lieben Leute! Er kam ja nur, weil er hörte, daß sie so gottseliger Gesinnung geworden sei und bald da hinaufgehen wollte zu ihrem seligen Jakob in das himmlische Reich, und da er da oben so gut Bescheid wußte, so wollte er sie nicht ohne Weisung lassen. So kam er denn in der ersten Woche ein paarmal zu plaudern vom himmlischen Reich und nebstbei etwas Kuchen zu essen und ein Gläschen Wein zu trinken. Und als er sah, daß seine Gespräche Beifall fanden, daß er als „Wegweiser in das neue Jerusalem" bereits unentbehrlich geworden war, da kam er alle Tag', um die einzelnen Stationen der großen Reise eingehend durchzusprechen und — — sich ausfüttern zu lassen. So gut war es ihm schon lange nicht geworden,

aber daß sich alles aufzehrt, wo nichts gearbeitet wird, daß er's einer Witwe und einer Waise von der Schüssel fräße und der Tag nahezu vorher zu bestimmen war, wo er mit einem heuchlerischen „Vergelt's Gott" von der leeren Schüssel weggehen würde auf Nimmerwiederkehr, und wie dann die Schüssel allnächster Tage leer bleiben würde und Mutter und Kind hungernd davor sitzen würden, das bekümmerte ihn wenig, oder, wenn wir ihm viel Ehre anthun wollen, das vergaß er über dem frommen Eifer gottseliger Gespräch- und Gebetstunden!

Nun war den Leuten die Geduld gerissen, sie hatten einmal ausnahmsweise, wie sie meinten, Gnade für Recht ergehen lassen — hatten das Bessere über ihre Nebenmenschen gedacht und gesprochen und sahen sich jetzt getäuscht. Sie schämten sich förmlich ihres guten Herzens, nannten es eine Schwachheit, und wurden, wie es in solchen Fällen geht, ärger wie je, ja einige verschworen es sogar im stillen: Einmal gut gewesen und nie wieder.

Aber hoffentlich werden sie alle wieder einmal eidbrüchig und dann sollen die lieben Englein, was ich ihnen sonst immer, der braven Leute auf Erden wegen, nur höchst ungern gestattet habe, über einen von ihnen mehr Freude haben dürfen als über neunundneunzig Gerechte, und ich will selbst mitthun, wenn sie mich früher unterweisen wollen, wie sich Engel freuen.

Jetzt aber war der Teufel los an allen Enden und Ecken, die Wirtschaft wurde mit den unsaubersten Namen belegt, die Gespräch- und Betstunden in ihrer „Gottseligkeit" arg beanstandet, die Bäuerin alles, nur keine brave Frau, und der Lehnerfranzl dafür alles geheißen, was sich an wortreichen Zusammensetzungen haarsträubender Eigenschaften ersinnen ließ.

Dieses Gewitter mit seinem vernichtenden Grollen und zornigen Aufleuchten konnte nicht unbemerkt über dem Haupte der Bäuerin wegziehen, und als der Lehnerfranzl, der für derlei eine härtere Haut hatte, zunächst zu einer Gespräch-

stund' wieder bei ihr einsprach, fand er sie mit verweinten Augen auf ihrem Stuhle und zugleich zu seinem Mißvergnügen den Steinklopferhanns, den „Ketzer und Spöttler", neben ihr sitzen.

„Grüß Gott . . . miteinander!" sagte der Fromme mit einem aufrichtig bösen Seitenblick auf den unerwarteten Gast; dann sah er sich in der Stube um, da mußte etwas vorgegangen sein! — Da war ja aufgeräumt, und auch das Kind in der Wiege sah so frisch darein, das war offenbar einmal nach langer Zeit wieder gewaschen und gestriegelt worden, und die Bäuerin sah auch nicht so versudelt aus, hatte wenigstens in der Eil' einen reinen Rock übergeworfen und sich die wirren Haare glatt gestrichen; war da der „Geist der Eitelkeit der Welt" wieder eingezogen? Dann ade, du lieb' Himmelreich und ade, du schon so hübsch angewohnte tägliche Atzung samt dem erfreulichen Tröpfchen Wein!

Der Fromme that einen wehmütigen Seufzer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie das Zorn- und Schimpfgewitter gerade im Ort am ärgsten tobte, kam auch der Steinklopfer wieder einmal des Weges daher und mußte sich, da er sich früher nicht darum bekümmert hatte, die ganze Sachlage vorschimpfen lassen. Das Schicksal des armen Weibes ging ihm nah, er und ihr verstorbener Mann mochten einander gut leiden und bei sich dacht' er, getröst' ist sie word'n, erbaut ist sie word'n und nix genutzt hat's, gelacht hat sie aber noch nicht!

Und so sann er hin und her, wie er's anstellen möchte, ihr zu helfen, verfiel aber auf nichts Rechtes. „Blitz, Dunnerstreich," sagte er, „zersinnt sich einer, kommt er erst recht auf nix. Da faß' ich lieber grad an; hab' ich sie nur so weit, daß sie mir lacht, so ist's richtig, ein lachendes Gesicht vor mir verspart alle Müh', da fällt mir 's närrischste und richtigste Zeug ein." So ging er schnurstracks vor die Hütte der Witwe, klopfte an und trat ein.

Ein Blick zeigte ihm die ganze Schmutzfinkwirtschaft, die dort eingerissen war.

„Grüß dich Gott, Baltzerlies," sagte er, „einmal, hab' ich mir denkt, müßt' ich dich doch heimsuchen."

Sagte sie: „'s ist schön von dir, Steinklopfer, daß d' dich auch einmal umschaust, mein Alter hat noch die letzte Zeit oft von dir g'red't."

Sagt der Hanns drauf: „Gott tröst' ihn, dös freut mich, mir hab'n uns allzeit gut z'samm' vertrag'n."

Drauf fangt die Bäuerin zum Weinen an. „Daß d' heut kommst," hat s' unter Schluchzen vor'bracht, „das zeigt, daß d' mir Freund gesinnt bist. O, mein Gott, mein Gott, was s' über mich für Reden führ'n . . ."

„Wenn nur nix Wahr's dran ist," tröst' sie der Steinklopfer.

„Kein Tipferl," sagt sie und legt die Hand aufs Herz, „aber völlig verfeinden thut sich jeder mit die Leut', der mit mir red't — und doch bist zu mir kommen, vergelt dir's Gott. Sag aber, Hanns, was halt'st denn dein Hut in der Luft und legst ihn nit af 'n Tisch und was setzt dich denn nit nieder?"

„Na, weißt Bäuerin," sagt der Hanns, „viel is an mein' Hut net z' ruinieren, aber mutwillig riskier' ich 'n doch nit und leg 'n do in den Schmier h'nein."

Da hat die Bäuerin kein Wörtel g'sagt, is rot worden und hat mit ihrem Vortuch die Tischplatte sauber ab-g'wischt.

„Leicht möch'st mir 'n Sessel a a bissel abstaub'n," sagt der Hanns.

Die Bäuerin thut auch das und der Steinklopfer setzt sich und wie er sitzt, so fahrt er so mit 'm Fuß über 'n unsaubern Stubenboden, da is gleich der Staub aufg'flogen und der Mist hat unter seinen Sohlen geknistert. „Ich siech schon," sagte er, „du bist heut noch nit zum Auskehr'n kommen, laß dich nit aufhalten, derweil d' mit 'm Besen hantierst, können wir ak'rat so gut reden, als ob d' neben meiner sitzest."

Da holt die Bäuerin den Besen und kehrt aus.

„No," sagt der Hanns, „was du riegelsam bist, du zeppelst um wie a jung's Reh, nimmt man dich von rückwärts, könnt' man glauben, d' jüngst' Dirn' schwänzelt durch die Stub'n." Da war's der Bäurin doch, trotz aller Kümmernis, als müßt' sie ganz still vor sich hinlachen, aber sie unterdrückt's und sagt: „Du bist a narrischer Ding."

„Dös sag'n eh' dö mehrern," sagt der Steinklopfer. „Aber, Liesl, mein' Treu', du warst allmal a rechte Schafferin, selb' hat dir a dein Mann bei Lebzeiten viel tausendmal nachg'sagt und dich drum belobt und wie er kein' zweite hätt' finden können, die ihm 's Seine so z'samm'halt'. Drum hat er wohl a in Frieden seine Augen zu'than, wenn er gleich sein arm's Waserl da z'rucklassen mußt', denn du wirst ihm nix verwirten, ehender bleibt ihm amal mehr, als der Vater hinterlassen hat."

Da war der Bäuerin, als ging ihr ein schneidiges Messer durch die Brust. „Jesses und Joseph," sagt s', „na, na, Steinklopfer, er is zur Unzeit versturb'n, ich taug' auf derer Welt zu nix mehr."

„War nit übel," sagt der Hanns. Wie er aber das desperate Gesicht der Bäuerin sieht, denkt er, da mußt umsatteln, sonst kommst vor Traurigkeit selber nit auf. Sagt er: „Aber sag mal, Bäu'rin, wo hast denn dein Klein's, möcht' doch sehn, ob's dem Selig'n a weng gleichschaut."

Da schaut ihn die Bäuerin groß an. „Aber z'neben deiner steht ja die Wieg'n, wo's drein schlaft."

„Jesses, Jesses!" sagt der Steinklopfer und bückt sich tief herab, wie einer, der nicht weiß, ob er seinen Augen trauen darf. „Das wär's? Ich hab' schon lang sinniert, was das sein möcht', und hitzt is dös dein Kind! Möch'st es nit a bissel säubern, daß man's anschau'n kann?"

Da hat die Bäuerin erst ein trotziges Gesicht gemacht, dann hat sie gesagt: „Du schaffst aber heut viel an in meiner Hütten!"

„Gang mir a schwer, wann ich's in der meinigen sollt'," lacht der Steinklopfer. „Weil wir aber grad dabei sein,

möch'st mir nit a Glasel Kornbranntwein schenken, a bissel Herzstärkung kunnt' ein'm net schaden, du hast wohl lang 's Kleine verabsäumt und dös hat sich nit brav aufg'führt, es riegelt ein'm d'Seel auf."

Jetzt ist die Bäuerin ernstlich bös worden. „Wann d' mich bloß heimsuchst, daß d' mich h'runtermachst, wär' mir glei' lieber, du warst nit kommen."

Sagt der Hanns drauf: „Begehr nit auf, gib mir mein' Herzstärkung, so mach' ich dir a Kindsdirn' und wasch' dir 's Kleine."

Drauf hat die Bäuerin wieder lachen müssen und wie sich der Hanns dann nach der Herzstärkung übers Kind hermacht und hat's waschen wollen, wie man ein' Holzkübel scheuert, und wie das gründlich bös geworden ist und gegreint und gestrampft hat und wie ihm der Hanns wieder zugeredet hat mit dem Spruch vom seligen Vater: Ob d' haltst oder net! da hat die Bäuerin doch lachen müssen und ganz laut noch dazu; völlig erschrocken ist sie darüber und hat um sich geschaut, ob es niemand hört, aber das Kind hat sie dem Steinklopfer aus seinen Fängen genommen und hat's selbst gewaschen und wie das bei der Mutter war und der Steinklopfer hat ihm immer im Spaß gedroht, daß er wieder mit dem Striegel käm', da hat das Kind gelacht wie toll und die Mutter hat gelacht und der Steinklopfer hat die närrischsten Gesichter nach beiden geschnitten.

Und wie das abgethan war, da hat der Steinklopfer sich im Zimmer umgeschaut, hat gesagt: „Na, hitzt sieht's doch brav und manierlich aus und braucht sich kein anständiger Besuch zu beklagen, wenn d' jetzt noch ein' saubern Rock überwerfen und a bissel Ordnung mit deine Haar machen möch'st, — denn du tragst a Frisur, Bäu'rin, wie die Sunn' im Kalender aufg'mal'n is — so hätt'st mir alle Ehr' an'than, und ich wär' z'frieden."

Nachdem auch das geschehen, sagte der Hanns: „Na, so meint man doch wieder, man ist bei eng wie vorzeit und kunnt' der Jakob — Gott tröst 'n — glei' bei der Thür h'rein

kommen und sag'n: „Heim sein mir wieder, ob's halt' oder net."

„Jo, mein armer Jakob!" sagt die Bäuerin, und wie sie und der Steinklopfer wieder niedersitzen: „Jetzt red aber von was G'scheiten!"

„Ja, ja," sagt der, meint aber, 's wär ihm lieber von allem andern eher zu reden, als was etwa die Bäu'rin g'scheit nennt.

Und all' zwei sind lang still gesessen und gerad zur Zeit ist die Thür aufgegangen und der Fromme ist hereingekommen.

„Grüß Gott . . . miteinander!"

„Auch so viel," hat der Steinklopfer g'sagt und hat den Willkomm' recht ehrlich gemeint, denn mehr zur Rechtzeit hätt' ihm keiner kommen können und kein Erwünschterer schon gar nicht als der alte Lehnerfranzl.

Da hat der Fromme wehmütig geseufzt; warum, haben wir vorhin gehört. Dann aber ist er zornig worden und hat barsch den Steinklopfer gefragt: „Was machst denn du da?"

„Bissel Ordnung!" hat der gesagt.

„Geh zu denen, die dich rufen," hat der Alte drauf gesagt.

Und drauf der Steinklopfer: „Grad dö mich brauchen, rufen mich oft nöt."

Mittlerweil' war die Witib wieder melancholisch worden und hat sich jetzt ins Mittel gelegt. „Wartelt's nit miteinander," hat sie gesagt, „ös seids mir all' zwei lieb und wert, mein Seliger war immer mit 'm Hanns gut, du (den Lehnerfranzl hat sie gemeint) darfst mer 'n nit in mein' Haus verunehr'n. Er is a billiger Mon, und wenn ich dich bitt', du sollst mir vom ewigen Leben was d'erzählen, so kennt er schon a a Art und hört manierli zu."

Der Lehnerfranzl warf einen Blick, der besagte, daß er das sehr bezweifle, auf den Steinklopfer, schüttelte den Kopf und sagte: „Und spott halt, und spott nachher!"

„Nachher, möglich, aber a erst nachher. Fang nur an, beim wievieltesten Himmel seid's denn letzthin stehn blieb'n?" so sagte der Steinklopfer und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Der alte Lehnerfranzl faltete die Hände, blickte salbungsvoll zu den Balken auf, die querüber an der Decke der Stube hinliefen, und verfiel in tiefes Nachsinnen.

Er dachte aber in diesem Augenblicke nicht an das Himmelreich, sondern nur, wie er den Steinklopfer wegbringen möchte, und da hatte er einen frommen Wunsch, der mehr an das Gegenreich der Seligen gerichtet war, daß nämlich jenen der Teufel holen möchte, natürlich mit Zulassung Gottes.

Der Steinklopfer aber war im Innern von den freundschaftlichen Gesinnungen des Lehnerfranzl ganz durchdrungen, und wurde durch den stillen verzweiflungsvollen Aerger desselben in die heiterste Laune versetzt. Er fing an, sich höchst bedenklich hinter dem Ohr zu krauen, faltete gleichfalls die Hände und sah ebenfalls salbungsvoll in die Luft und sagte in dieser Stellung: „Lehnerfranzl, sag mir einmal, um welche Zeit herum hast denn du die letzten Nachrichten aus 'm Himmel kriegt?"

Keine Antwort.

Der Steinklopfer aber fuhr, ohne sich zu rühren, fort: „Weißt, ich möcht' nicht gern, daß einer wider Wissen und Willen die Leut' irrführt und Sachen sagt, wo er freilich selbst nicht weiß, daß sie schon lang nimmer wahr sein. Von was für ein' Himmel verzählst denn der Baltzerin, vom alten oder vom neuchen?"

Diesmal brummte der Lehnerfranzl in die Luft: „Dumm's G'red', 's gibt doch nur ein': vom alten, natürlich! Möchts ös Ketzer 'leicht gar ein' neu'n einführ'n?"

„No, so is's richtig so, wie ich mir denkt hab'," sagte der Steinklopfer, „du weißt halt nix davon, daß vor etwa drei Monat' alle alten Himmel kassiert worden sein!"

Da zuckte der Lehnerfranzl zusammen, rückte die fromm gefalteten Hände voneinander und ballte sie zu sehr weltlich schlagfertigen Fäusten und richtete den Blick, aber nicht salbungsvoll, auf den Sprecher. „Du Höllenbraten!“ schrie er, „wo steht das geschrieben, wo is's geoffenbart? Halunk'! Red!“

„Was braucht's geschrieben zu stehn,“ sagte sehr gelassen der Steinklopferhanns, „hab' ich's doch von ein', der dabei war.“

„Der dabei war? Du Narr, wer kann dabei gewesen sein, der's wieder hätt' auf der Welt aussag'n können? Wer denn?“

„Geduld dich a bissel, alles nach der Reih', nix durcheinander, so geht's nach der Ordnung. Vor a drei Monaten ist der Baltzer-Jakob — Gott hab 'n selig — verstorben, und kurz drauf, wie's eng erinnern werd'ts, is a armer Teufel von Handwerksbursch ins Ort kommen, siech und elendig, und den hat man so h'rumkugeln lassen — um ‚Gotteslohn‘ — in ein' Heuschober (so wie damal mich auf 'm Steinbruch, wie mir gleich übel 'gangen is) und hat sich kein Teufel um ihn umg'schaut und so hat er a paar Tag hin'zog'n und is verstorben. Am dritten Tag hat man ihn eingrab'n woll'n, na, ös werd'ts eng noch auf den Schrocken entsinna, wie er da auf einmal wieder lebendig wird. Dann hat er sich nach und nach z'samm'klaubt und wie er wieder ganz bei'nander war, is er fortzog'n aus der Gegend. Na, der wird doch dort g'wesen sein? Von dem hab ich die G'schicht', und war auch a Auftrag vom seligen Baltzer dabei, — aber mir hab'n 's immer verschob'n, z'weg'n, ös könnt' die Witib z' stark angreifen.“

„Von mein' Jakob?“ sagt die Bäuerin halb freudig halb ungläubig.

Da hat der Lehnerfranzl laut aufgeschrien: „Lies', laß dich nit bethör'n um dein Seelenheil, das ist wieder eine von dö höllischen Lugengeschichten, mit denen er die Leut' verwirrt!“

„Möch'st ein'm nur du nit ins Handwerk pfuschen mit die himmlischen G'schichten, wobei dir weniger um die Leut' als um das Ihre is! Uebrigens is mein' G'schicht' wohl a net besser und a net schlechter als a andere und kann man s' wohl anhör'n. Und was die Botschaft an die Baltzerlies angeht, so mein ich, du wart'st 's ab, ob sie meint, es wär' verlog'n und aus seiner Art, oder ob sie's dafür nimmt, es hätt' ihr seliger Mann zu ihr g'red't. Und no kusch dich, los zu oder laß's bleiben, für dich reu't ein'm die Müh', daß man sich eins ausdenkt, und für dich is's a net."

5. Die G'schicht' von dö alten Himmeln.

Nämlich hat der Handwerksbursch g'sagt, wie er von sein' Begräbnis als a Lebendiger wieder z' Hauf' 'kommen is in sein' Heuschober. Grüß dich Gott, bucklete Welt, hat er g'sagt, hon schon g'meint, wir wär'n fertig miteinander, und fahr' a grad nit vor Freud' aus der Haut, daß wir hitzt wieder weiter miteinand' fortwursteln söll'n, aber um dös, was i alser Toter erlebt hab', reut's mich nöt, daß ich auf der Welt war, nöt', daß ich versturb'n und a nöt, daß i wieder lebendig word'n bin. Nur lustig. Halt's oder halt's nit!

Sikra h'nein, sag' ich, woher hast dös Sprüchel?

Sagt er: Von ein' Bauern, den ich da drent' troffen hab', Baltzer-Jakob heißt er, acht Täg' vor meiner war er verstorb'n.

Is alles richtig, sag' ich. Hast 'n im Himmel troff'n?

Ja, Himmel, sagt er, wann's mehr ein' gab!

Du Höllenbraten, sag' ich, warst doch selb' drenten und bringst solche Lugen aus. Halunk'!

Sagt er: Halt 's Maul, laß dir verzähl'n und nachher red! Wie ich da übri komm', hab' ich gleich g'merkt, da is was los; dö Seel'n — es war'n lauter frisch verstorbene, von a acht, höchstens vierzehn Täg her, alle ohne Unter-

stand, — sein durcheinand' g'rennt wie Ameisen, wenn man in ihren Haufen h'neinstört. Ich frag' nach, was g'schehn wär', sagen s', der himmlische Herr hätt' die Himmel inspiziert und sider gestert wär'n s' alle versperrt.

So wie man halt im Gedräng' leicht a Ansprach' find't, so bin ich auf 'n Baltzer 'troffen und der hat mir verzählt, wie dös alles her'gangen is.

Vor undenklichen Zeiten, manche meinen gar gleich nach der Schöpfung der Welt, hätt' der liebe Gott a Reis' g'macht; dö so sag'n, berufen sich drauf, wie er die Welt so sorglich eing'richt' hätt', daß sie sich von selbsten schon a Weil' fort-helfen könnt'; na, is's so oder nit, g'wiß wird sein und grundg'scheite Leut' sein schon lang drauf käma, daß unser lieber Herr a auf dö andern Stern' was zu schaffen und zu verrichten hätt' und so is er halt a gute Weil ausg'wesen und wie er wieder heimkommt, so find't er alle Wolken an-geräumt mit lauter Himmelreicher; wie sich's die Menschen derweil erricht' haben.

No, er schaut nach in allen Himmeln; in türkischen hat er hinein'schaut, wo dö Muselmänner fleißig g'raucht haben, sein dabei in die Jasminlauben g'sessen und hab'n sich da gleich dö Pfeifenröhrln schneiden können, und is alle Tag zu ein' jeden ein' Jungfrau auf B'such 'kommen.

Pfui Teufel! hat der Gottvater g'sagt, is das ein Himmel? Und, sagt er zum Erzengel Michel mit 'm feurigen Schwert, daß d' mir dö Menscher gleich ausjagst, ich hab das Läppeln und Täppeln doch nur g'stift' und verlaubt, daß mir die Leut nit z' weni werd'n auf der Welt, so a Löffelei ohne Zweck stund' mir an.

Dann schaut er h'nein in unsern Himmel, wo die Selig'n auf dö Wolken herumliegen und Lobgesang und Harfenspiel war. Sagt er, da is's schon solider, aber langweilig, dös halt' kein' Christenseel' auf die Dauer aus.

Und so is er alle Himmel durch'gangen, a den hannakischen, wo die Bauern an ein' Bach voll Met g'leg'n sein, und über 'n Berg h'runter sein ihnen dazu d'Knödln ins Maul

g'rollt. Kurz, der Gottvater hat g'sagt: Sein dös Himmeln? Wann s' ma unt' a bissel g'scheiter werd'n, verlangt sich eh' kein' Seel h'nein, dös is alles Menschenwerk und folglich nit ewig! Und also hat er die Himmelreicher zug'sperrt. Und dann hat er g'sagt: Also soll es sein, dö Menschheit soll sich ohne Himmel behelfen. Jeder soll seine Pflicht vorerst auf Erden redlich erfüllen, eh' er nachfragt, was nachher kommt und mit ihm geschiecht! Und wer da gelebt hat kreuzbrav und grundehrlich auf Erden, der braucht mein Gericht nicht zu fürchten und mein' Lohn nit zu erbetteln, der wird auch im guten Vertrau'n die Augen schließen, daß, wie auch mein B'schluß ausfallt, ich, der Allvater, weiß, was mein' Kindern frommt und taugt.

Dazu haben die Engel „Amen" g'sagt. —

So hat mir der Handwerksbursch verzählt, daß ihm der selige Baltzer verzählt hätt'!

Und wie s' no so reden, kommt ein himmlischer Bot' und sagt zu dem Burschen: Du mußt's nit in Uebel aufnehmen, aber den Wirrwarr heroben wirst g'sehn hab'n; der Todesengel hat sich an dir vergriffen, was kein Wunder is, denn du heißt „Huber", er hätt' ein' andern nehmen sollen, schau also dazu, daß d' wieder auf die Erden h'nunter kommst!

Da hat sich der Huber aufmachen wollen, der selige Baltzer aber hat g'sagt: Schau Huber, bei der Gelegenheit, wann d' wieder abi kimmst, thust mir ein' G'fallen, halt's oder halt's net?

Es halt schon! hat der Huber g'sagt.

Geh zu mein' Weib, hat der selige Huber drauf g'sagt, und sag', ich lass' s' schön grüßen und sag ihr, was mein' Hoffnung is. Sag ihr: ich hoff', wie sie war, wird s' a für ihr Lebzeit verbleib'n, sie soll um Gotts will'n auf ihr Hauswesen schau'n wie früher, damit's nit heißt, ich hätt' s' vielleicht erst zur Arbeit und Reinlichkeit antreiben müssen, wo sie doch mein' brave Hauswirtin war, so ihr Gott vergelt und ihr weiter Kraft und Stärke gäb'! Und nur recht soll sie wirten und fürs Kind soll s' sorgen, damit das nit

an der Mutter irr wird, sundern sich denkt: Hab' so a brave Mutter, wird wohl der Vater a brav g'west sein! Was mich ins Grab hinein g'freun möcht'! Und aufzieh'n soll sie das Kind durch ihr Beispiel und das war bisher und so soll sie's auch ferner bestehen lassen: redlich die Pflicht auf Erden erfüllen, ohne Nachfrag', was nachher kommt und g'schiecht, kreuzbrav und grundehrlich. Halt's oder halt's net!

Da is der Huber lebendig wor'n — i weiß nit, ob sich der Baltzer selig ausg'red't hat . . .

„'s halt' schon," sagte die Bäuerin, welche dem Steinklopfer die eine freie Hand reichte, denn am andern Arm trug sie das Kind.

„Ketzerlump," sagte der Lehnerfranzl, „taugt dir kein Himmel? Die Höll' mit ihrer ewig'n Qual wirst du schon verspür'n. Du bist 'm Teufel sicher." Damit rannte er auf und davon und hat sich auch später nimmer blicken lassen.

Zufällig oder nicht trafen sich der Steinklopfer und der alte Lehnerfranzl gegen Abend im Walde; der letztere hatte es sicher nicht darauf angetragen, denn es wurde ihm nicht ganz wohl bei dieser Begegnung. Der zehnte mag's nicht leiden, daß man ihn so mir nichts dir nichts dem höllischen Erbfeind zuspricht, und wenn's in seine Macht gegeben ist, so tränkt er's gewiß dem Gelegenheitsmacher des Teufels ein, und wer wollte das wohl jetzt dem Steinklopferhanns verwehren? Ja, wenn nur der Ferdl dagewesen wär', da hätte seinem alten Vater leichter ums Herz sein mögen, aber der „Himmelsakermenter" saß um die Zeit für sicher im Dorfwirtshaus oder . . . weiß der Himmel, wo sonst!

Nicht umsonst ging das im Geiste dem alten Lehner vor, denn der Steinklopfer hatte sich richtig vorgenommen, extra für ihn auszutipfeln.

6. Eins vom Teufel.

„Lehnerfranzl," sagte der Hanns, „is mir lieb', daß ich dich treff' —"

„Hm," brummte der Alte, was ebenso gut heißen konnte: „Mir auch," oder gleichwohl das gerade Gegenteil davon.

„Er war bei mir," fuhr der Steinklopferhanns fort, „und laßt dich schön grüßen."

„Wer?" fragte der Lehner.

„Na, der Teufel," sagte der Steinklopferhanns. „Seit d' verwichen zu mir g'sagt hast, wann mir kein Himmel taugt, wurd' mir d'Höll' mit ihrer ewigen Qual nit ausbleib'n und ich wär' 'm Teufel sicher, hab' ich kein' ruhig' Nacht mehr g'habt, so fürchtig is mir bis in die Seel' h'nein word'n." —

Gott sei Dank, hat sich der Lehner denkt, er verzählt mir nur wieder eine von seine dummen G'schichten.

Vergang'ne Nacht war's, ich sitz' auf mein' Bett, die Thür war nit versperrt; na, du weißt, ich versperr' niemal die Thür, forttrag'n kann mir kein Mensch was, 'leicht trifft sich's doch einmal und bringt mir einer was h'rein.

Ich sitz' also auf mein' Strohsack, thut sich die Thür auf und kommt der Höllische herein. Magst dir denken, daß ich net wenig erschrocken bin und g'meint hab', hitzten is's vorbei, er holt dich und abi geht's in' Erdboden, weiß wieviel tausend Meilen, wo der siedige Schwefel brennt.

Aber der höllische Zuspruch thut nix dergleichen, nimmt sich mein dreiharets Stockerl aus 'm Eck füri, setzt sich an mein Bett, und wie er da sitzt, sagt der Teufel: Grüß Gott!

Sikra h'nein, wie ich g'sehn hab, daß der Seel'nkramer so höllfreundli war, denk' i, da mußt auf der Hut sein, der führt was im Schild.

Der aber lacht und sagt: Brauchst kein Hirnschmalz aufz'wenden, ich kenn' ja deine Gedanken, und mußt mich net so dumm halten, da d' mir eh' sicher bist, daß ich mir no viel Müh' um dich gab.

Selb' hat mich g'margerlt, sag' ich: Der Teufel is dir sicher, net i!

Bitt' dich gar schön, sagte er, laß dö Sponponaden und mach dich net groß, da sein no ganz andere Leut', weißt, Großkopfete, dö mir a net auskönnen und dö viel weniger G'schichten machen, als wie du, g'ring's Mandel.

Wann i dir z' g'ring bin, sag' i, so steh halt nit auf mi an.

Sagt er: Dös thu i eh' net; aber ös könnts mir ja doch nit aus, ös armen Hascher. Seid's ja doch alle dressiert vom Kind auf, daß 's hübsch vertraglich mit mir lebts. Meinst denn, es wär' nach 'm Gottvatern sein Sinn, daß ös all' Ostern die Sünd'n abbeutelts wie der Hund d'Flöh, daß danach wieder neuche zuspringen mögen; oder 's Kirführten in schön' Summerszeit, wo da und dort a Mandl und a Weibl z'ruckverbleibt und sich ins Grüne verliert; oder wann alle Heiligen anrufts, allemal in ein' Brummer, daß man einschlafen könnt' drüber? Oes arme Waserln, dös g'lengt nit da auffi, aber es lebt sich unschenierter dabei und was verbleibt eng danach über — da ös doch sunst nindascht auswüßts — als daß 's mir in mein' Höll' rennts und eng a bissel abwarmts. Man kriegt völlig a Erbarmnus über eng und wann's a nit recht erlaubt is von der himmlischen Polizei, so muß mer engs doch stecken, daß's mit der Höll nit gar so arg is, wie's die Leut' machen — — Sagt er: Greif mich amal an, Hanns.

Ich greif' zum Bett h'raus und tapp 'n ab, hat der Kerl a feine Woll' und is drunter wutzerlfett.

Na, sag' ich, du bist fest beinander, was ein' wundert, wenn man denkt, daß d' in der ewigen Marter und in der Pein ohne Aufhör'n und End' bist.

Sixt, sagt der Teufel, dös is's ja, daß's allweil so gleichmächtig fortgeht, drum g'wöhnt man's und kriegt a harte Haut.

Drauf hat der Teufel „B'hüt Gott" g'sagt und is 'gangen, und ich bin, weil's schon amal nit anderscht kommen kann und doch so is, alser weng vertröster z'ruck blieb'n. Aber, hat der Teuxel g'sagt, eh'nder er 'gangen is, ein' G'fall'n könn'st mir doch erweisen, wann d' den Lump wieder siehst, dem ich früher die sündigsten Stückeln hab nachsehn müssen und der jetzt so über mich schimpft, den alten Lehnerfranzl, dann thu mir die Freundschaft . . .

Jetzt fing einer zum Laufen an, denn es knackte und krachte im Gezweig, der andere mochte aber nicht zurückgeblieben sein, denn das Laufen hatte mit einmal ein End' — —

In der Nacht kam der Ferdl heim und fand seinen Vater im Bette liegen, den Kopf hübsch in Tücher gehüllt. „Was ist Euch denn?" fragte er.

„Der Steinklopfer is über mich 'gangen," sagte der Alte mit weinerlicher Stimme.

„G'schieht Euch recht," sagte der gute Sohn. „Ist's ums Himmelreich her'gangen? Denk' mir's. Ich wollt', er hätt' Euch 's aus 'm Kopf verschlag'n, weil Ihr doch anderen nur jede Freud' damit verleiden wollt!"

's kommt vor, daß ein oder der andere Himmelsvermahner das thut, aber es waren auch nicht „unschuldige Freuden", die der Lehnerferdl meinte, und doch mußte sich der Alte das von seinem Jungen sagen lassen; der war sein „Jugendspiegel", und er gefiel sich nicht darin; traurig ist nur, daß der Spiegel, der den Eltern die Thorheiten ihres Lebens zeigt, dabei selbst nicht rein verbleiben kann!

Mittlerweil' stieg unser Steinklopferhanns, nachdem er also dem Teuxelsauftrag gerecht geworden war, den Steig zu seinem Steinbruch hinan und er sang:

„Ich fürcht' net 'n Teufel,
Ich fürcht' net dö Höll'.
I bleib' mer stets gleich,
Ob a kummt, was d'r wöll.

Kreuzbrav und grundehrli'
Auf all unsern Weg'n,
Was frag' i viel weiter?
Es kann uns nix g'schehn!"

Der Verschollene.

Eine Geschichte.

(1878.)

In der Handschrift Anzengrubers lautet der ursprüngliche (später durchstrichene) Titel: Geschichten aus zweiter Hand. Nacherzähltes von L. Anzengruber. Daran schloß sich die folgende (nachher gleichfalls getilgte) Vorbemerkung:

„Man hört hie und da manches, das des Aufzeichnens wert ist, und da thut man gut, nichts daran zu künsteln, nichts durch unnützen Aufputz zu verderben, sondern es möglichst so wiederzugeben, wie man es empfangen hat und es einem noch in den Ohren liegt. Titel sind nie welche dazu gesagt worden, so mögen sie auch wegbleiben. Hat der Leser einmal eine Geschichte bis zu ihrem guten oder üblen Ende inne, so mag er sich ebenso wohl ein Bild ausdenken von dem, der sie erzählt hat, als auch ihr einen Namen geben, unter welchem sie ihm noch besser gefällt, und das gibt vielleicht mehr Unterhaltung als Rätselraten und Rebuslösen."

A. d. H.

Da ist vor Zeiten einmal ein Mann durchs Tirolerland gegangen und nimmer zum Vorschein gekommen. Nur Gott wußte, was aus ihm geworden. Er war von „da draußen", wie man schon längst in Oesterreich sagte, wenn man Deutschland meinte und nun erst seit kurzem in aller Wahrheit so sagen mag.

Der Verschollene war ziemlich bei Jahren und bei Vermögen. Nach der Herzensmeinung der lieben Angehörigen hätte der alte Herr wohl bleiben können, wo es ihm taugte oder nicht taugte, wenn er nur überhaupt irgendwo geblieben wäre; aber sich dergestalt ins Hochgebirge zu versteigen, daß man auch nicht mit dem kleinsten Stückchen mehr vorfindlich bleibt, das war doch recht leichtsinnig und rücksichtslos gegen die Verwandtschaft. Die kleidete sich freilich sofort in Schwarz und wand Flöre um die Hüte, aber das Gericht meinte, das wäre kein Beweis, daß der Vermißte nimmer am Leben sei, mehr als ein Dutzend saldierter Rechnungen für bezogene Trauerwaren zähle in der Angelegenheit der einzige Totenschein, war der nicht zu beschaffen, so mußte die schöne Erbschaft liegen bleiben, — ich glaube die Gerichtsherren sagten — dreißig Jahr. Ei, du lieber Gott, was war da dem Gram und Herzeleid für ein gar weites Ziel gesteckt! Mittlerweile konnte manch einer, wenn auch nicht übers Hochgebirg, den gleichen Weg nehmen wie der liebe, alte Herr Onkel, oder was er der Sippschaft eben war.

Vorerst hatte man die Geschichte in allen Zeitungen verlauten lassen, und dabei war der Verschollene angegangen worden, falls er noch am Leben sei, seiner tiefbekümmerten Familie tröstlichen Bescheid zukommen zu lassen. Nun,

es war doch tröstlicher, daß er beharrlich schwieg. „Der gute Mann ist tot," sagte die Verwandtschaft. „Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür," sagte das Gericht, „aber wir brauchen die Gewißheit!"

Obwohl unter einem jedermann höflichst ersucht wurde, mitzuteilen, was etwa über den Verbleib des alten Herrn Aufklärung schaffen konnte, so hatte sich doch niemand gemeldet. Da that die Familie ein übriges und schrieb einen Preis aus, den der gewinnen sollte, der für bestimmt sagen konnte, welches traurige Schicksal den verehrten Verschollenen betroffen. Man sieht, es war ein ehrlicher Handel. Die Familie verlangte für ihr Geld ein „trauriges Schicksal", das mochte sich jeder gesagt sein lassen, und einen etwa noch lebenden Onkel ein Haus weiter zu Kauf bieten.

So ein Preis lockt Leute, die sich darauf verstehen. „Pah," — sagte ein Polizeiagent, und das war einer der geriebensten, — „und wenn er schnurgerade Gott zugelaufen wäre, so muß er dabei den Weg doch mitten durch die Leute genommen haben. Ich will mir die Sache ansehen."

Damit schnürte er sein Bündel und ging, sich die Sache anzusehen. Er reiste den nämlichen Weg, den der Verschollene gegangen. Da war kein Wirtshaus, keine Keusche, keine Almhütte, wo er nicht eingesprochen hätte, kein Senner, kein Wurzelgraber, kein Geißjung', den er nicht befragt hätte; von der Stelle, wo der alte Herr das Hochgebirge betreten, folgte er Schritt für Schritt dessen Spuren.

Da traf er endlich auf eine elende Keusche, in der hatte der Verschollene zur Nacht geherbergt und am Morgen darauf hat man ihn in eine wilde Schlucht hineingehen sehen. Der Keuschler und sein Weib hatten ihn gesehen, ein Senner wollte ihn noch begrüßt haben und einem Schafjungen war fast so, als möcht' er sich entsinnen, da wär' einer, ganz der Beschreibung nach, hineingegangen. Aber auf dem gleichen Wege hat ihn niemand zurückkehren und am andern Ende keiner herauskommen sehen. In der Schlucht dürfte er also verblieben sein.

Da stand der Agent auf dem schmalen, steinigen Wege, inmitten ungeheurer Felsenwände. Zwischen ein paar Steinblöcken strebten mächtig hohe Tannen empor und deuteten höhnisch gegen Himmel: „Der weiß es!“ Ein kleines Wässerchen schoß eilig dahin, gurgelte manchmal an den Steinen, die ihm den Weg verlegten, aber es sagte nichts aus.

Damals soll auch ein schöner Morgen gewesen sein, gerad wie heute. Der Agent ging die Schlucht auf und nieder, er beäugelte jeden Stein, die ließen ihn machen. Er ging stundenlang, denn er machte den Weg von einem zum andern Ende mehreremal, aber er blieb mutterseelenallein und da konnte er wohl merken, daß man schnurgerade Gott zulaufen kann, ohne dabei den Weg durch die Leute zu nehmen. Eben war es just nicht zu gehen, aber um sich zu Tode zu fallen, dazu war's nicht angethan, und gesetzt, es wär' dem alten Mann aus Schwäche ein Unfall zugestoßen, man hätte ihn doch aufgefunden. Es sah ganz danach aus, als wär' er einem bösen Boten begegnet, der ihm den kürzesten Weg nach dem Himmel gewiesen und ihn buchstäblich aus der Welt geschafft hat. Und wenn jetzt so ein riesenstarker Aelpler daherkäme, möchte es für einen jungen kräftigen Menschen nicht gar geheuer sein, geschweige denn für einen alten gebrechlichen. Der Agent fuhr mit der Hand nach der Tasche und fühlte mit einiger Beruhigung, wie der Lauf der Pistole kalt durchschlug, welche er mitführte, um nötigenfalls ein paar Löcher in eine fremde Haut zu schießen, ehe es ihm an die eigene ginge.

Nun hatte er sich die Sache angesehen und er gestand sich, die sah recht verdrießlich aus. In der Schlucht war kein Unfall, sondern ein Verbrechen geschehen und der Leichnam verschleppt worden. Das stand bei ihm fest, aber damit zugleich die Erkenntnis, daß nahezu alle Aussicht, den Preis zu verdienen, verschwunden sei. Er war während der Suche wohl darauf gefaßt gewesen, den Vermißten als Opfer eines verbrecherischen Angriffs aufzufinden und er hatte schon zu mehr als einem Ermordeten den Mörder „stellig“ gemacht,

aber es war dabei immer alles — wie er sagte — unter Leuten vorgegangen; wenngleich der lose Faden zehnmal riß, eine nichtig scheinende Aussage, oft aus dem Munde eines Kindes, knüpfte ihn wieder an, zuletzt wurden die Kreise immer enger, mitten durch liefen alle Fäden nach einem Punkte und da saß dann groß und breit, wie eine Spinne im Netz, frei und offen vor aller Augen der Schuldige, daß man ihm auf den Kopf hin sagen konnte: „Du bist es!" Hier aber war nirgends anzuknüpfen und stünde er selbst vor der Leiche des Ermordeten, diese konnte von niemand agnosziert werden als von dem Mörder, von dem geständigen Mörder, denn hier fand der Verdacht keinen Boden und die Anklage keinen Beweis.

Aergerlich stieg er von den Bergen nieder, nahm den kürzesten Weg nach der breiten Landstraße und gedachte, dahin zu gehen, woher er gekommen; das war aber doch von etwas zu weit her, um es in einem Strich unter die Füße zu nehmen und so mußte er sich wohl dazu verstehen, zeitweise Rast zu halten. Gegen Ende des ersten Tages seiner Wanderschaft erreichte er ein größeres Einkehrwirtshaus und entschloß sich, daselbst zu übernachten. Am frühen Morgen darauf trat er reisefertig in die Gaststube.

„Schon wieder fort?" fragte der Wirt.

„Ja. Bin nicht herumstromenshalber ins Tirolerland gekommen. Was bin ich schuldig?"

„Nit der Red' wert." Der Wirt nannte einen geringen Betrag und schickte sich an, auf eine Papiernote herauszugeben; er zog die Geldlade aus dem Wandschranke, vor dem er stand.

Sehen ist eine Kunst. Mancher holt gleichsam mit den Augen aus einem Winkel Stück für Stück die Gegenstände hervor und übersieht dabei noch eins und das andere, während einer, der's versteht, alles auf einen Blick weg hat.

„Alle Wetter, Herr Wirt, was habt Ihr da für eine abscheuliche Zwiebel?" sagte der Agent und meinte damit eine Taschenuhr, die in der Lade zwischen verzettelten Papie-

ren hervorstach, in einem tombakenen Gehäuse, plump und groß wie ein Hühnerei.

Der Wirt griff sie heraus. „Ei, der (er gebrauchte einen Kraftausdruck) ärgert mich, so oft ich ihn anseh'. Es ist übers Jahr her, da sind an der Straße die Rekruten vorübergezogen, haben bei mir zugesprochen und eine fette Zeche gemacht und wie's zum Zahlen kommt, muß ich das Ding da mit in Kauf nehmen; um fünf Gulden hab ich sie müssen drein gehen lassen, keine drei krieg ich dafür."

„Mein' es selbst," lachte der Agent, „dem Gewicht nach wird sie keiner kaufen; das wär' noch ein Handel, bei dem für Euch was herausfäh'! Aber vielleicht kennt Ihr den, der sie Euch aufgehängt hat und mögt sie ihm nach der Zeit einmal ums Gleiche zurückstellen."

„Kennt ihn unser Herrgott nicht besser wie ich, so bleibt der beim jüngsten Gericht unaufgerufen."

„Wär' schad," dachte der Agent, „da ihn wohl auch kaum eines auf Erden wird aufgreifen können." Er fragte den Wirt noch eines und das andere. Ob der sich entsinne, an welchem Tage die Rekruten vorüberzogen? Wieviel ihrer wohl gewesen sein mögen? Woher sie gekommen? Wohin sie gegangen? Und schließlich erklärte er, Besonderheit halber die Uhr ankaufen zu wollen, wenn sie um das Geld feil wäre, wofür sie dem Gastgeber aufgehalst wurde, er wende jedoch keinen Groschen mehr daran.

Der Wirt rückte die Rechte mit der Uhr dem Reisenden hin und hielt die hohle Linke ihm entgegen.

Der Handel war geschlossen, der Agent ging seiner Wege und nachdem er noch paar Tagreisen und ebenso viele Nachtlager hinter sich hatte, traf er heim.

Da saß er an seinem Schreibtische, vor sich hatte er die Uhr liegen, der Mantel derselben war geöffnet, innen zeigten sich die Buchstaben J. G. H. eingegraben und außen war in rohen Linien eine Figur angebracht, welche man bei genauerem Zusehen für einen Jäger halten konnte, der in die Luft schoß; dazu würde denn auch der Schlüssel gepaßt haben,

der an einem schmalen Lederriemchen vom Bügel herabbaumelte und am oberen Ende einen ausgreifenden Jagdhund darstellte. Dieser Schlüssel aber fehlte, dagegen zeigte der Ring am Bügel eine glattgeriebene Stelle, wo der Lederstreifen ehemals befestigt gewesen war. Kein Zweifel, das war die Uhr des Vermißten!

An die Verwandten desselben richtete nun der Agent ein langes und breites Schreiben über das Ergebnis seiner Nachforschungen. Er meinte, dasselbe „ganz unmaßgeblich" als ein sehr trauriges bezeichnen zu müssen, um so trauriger, da er die Ueberzeugung hegen konnte, nichts versäumt zu haben und daher ein anderer auch mit nichts Besserem zu dienen im stande sein dürfte. Sicher war der Verschollene, Namens Johann Georg Heinecke, in dem bewußten Engpasse getötet und sein Leichnam verschleppt worden und mutmaßlich war der Thäter ein eben zum Militär ausgehobener, der zu seinem Truppenkörper einrückte; der Versuch aber, denselben ausfindig machen zu wollen, wäre ein ganz aussichtsloses Unternehmen.

Allerdings handelte es sich hier um einen jungen kräftigen Menschen, den man wohl derzeit noch bei Leben vermuten konnte und kaum einen Tagmarsch vom Thatorte war eine Spur von ihm aufgetaucht, jedoch nur, um sofort wieder im Sande zu verlaufen. Der Gastwirt kannte keinen der an jenem Tage bei ihm Eingekehrten, das läßt vermuten, daß sie sich viele Tagreisen weit von fernen Dörfern oder auch einzelnen Weilern zusammengefunden, und der eine, um den es sich handelt, konnte einen weiten Weg zurückgelegt haben, ehe er auf sein Opfer traf. Die Rekruten waren wohl unterschiedlichen Waffengattungen zugewiesen und nach verschiedenen Quartieren einberufen worden, da war keinem nachzugehen, den man nicht genau kannte, da liefen alle Spuren dem Kreuz und der Quere nach übereinander. Die That geschah ohne Zeugen, selbst der stumme Ankläger, der in solchen Fällen die menschliche Gemeine laut nach Sühne aufschreien macht, die Leiche des Gemordeten, war beiseite

geschafft worden, der Thäter ging aus der Heimat in die Fremde; er verließ den Ort, wo er gegen Nahestehende wie Gleichgültige eine gewisse Vertraulichkeit gewohnt war und wo ihn alles zur Mitteilsamkeit reizte, und geriet nach einer Stadt und unter Menschen, welche beide er nicht kannte und mißtrauisch und verschlossen abwartete, was man wohl ihm zu sagen hätte. Als aber lange danach der alte Herr vermißt und ihm nachgefragt wurde, da war Gras über die Geschichte gewachsen, über ein Jahr hatte der Wirt die Uhr im Schrank liegen, wußte es nicht, daß sie mit der Beschreibung übereinstimmte oder hatte nie davon gelesen noch erfahren.

Auf den Fund der Uhr that sich der Agent am Schlusse seines Schreibens etwas zu gute, denn er hielt sich für berechtigt, dieselbe gewiß als „ein teures Angedenken an den edeln Verblichenen" anzusehen und fragte an, welchem der hochachtbaren Erben er sie einzusenden habe, dafür wurde nur eine geringe Vergütung, etwa das fünf- oder sechsfache des Erstehpreises, gefordert und mit der ergebensten Anhoffnung geschlossen, man werde in Anerkennung gehabter Mühe und Auslagen wohl großmütigst eine entsprechende Entschädigung beifügen.

Die Antwort auf das Schreiben des Agenten lief bald ein. Man anerkannte in ihm einen der gewiegtesten Polizisten, bedauerte lebhaft und wohl auch aufrichtig, daß seine Bemühungen vergeblich gewesen. Nun kam aber etwas, das war nicht ehrlich! Man glaubte aus seinem Schreiben herausgelesen zu haben, daß ihm die bewußte Uhr, vielleicht als ein Zeichen der Erinnerung, wert geworden und obwohl man sich von dem teuern Angedenken an den edeln Verblichenen nur schwer trenne, so wisse man doch keine Art, den Dank für gehabte Mühe und Auslagen beredter auszudrücken, als indem man erwähnte, auch durch ihr Alter sehr merkwürdige Taschenuhr ihm geschenkweise überlasse mit dem tiefgefühlten Wunsche, selbe möge nur glückliche Stunden zeigen.

Der Agent warf den „verwünschten Knödel", wie er sich ausdrückte, in eine Schreibtischlade, beauftragte den Teufel und seine Großmutter mit der nötigen Reparatur, da sich gewiß kein zeitgenössischer Uhrmacher damit befassen möchte, und nannte die hochachtbaren Erben ein schmutziges Gesindel.

Jahre waren darüber vergangen. Der Agent Anton Wüllfert — mag einmal auch sein Name genannt werden — hatte inzwischen manche Gelegenheit wahrgenommen, sich neuerlich als gewiegter Polizist zu erweisen und da sich kein Anlaß fand, ihn zu erinnern, so hatte er den Verdruß fast völlig vergessen, den ihm der selige Johann Georg Heinecke, wie anzunehmen war, freilich ganz ohne Willen und Wissen, bereitete.

Eines Tages ging der alte Spürer und Schnüffler in einem der Vororte der Stadt durch eine abgelegene Gasse. Kinder trieben sich auf dem Fahr- und Gehwege herum, spielten an den Rinnsteinen und saßen auf den Stufen vor den Gewölbthüren. Wüllfert blieb stehen und sah dem Treiben zu. Mit einmal kehrt er sich ab, tritt in einen nahen Obstladen, kauft Kirschen, beteilt damit im Vorüberschreiten manchen kleinen Schreihals und hält vor einem kleinen Mädchen stille, das an der Erde saß und in dem kleinen Händchen einen Gegenstand spielend hin und her schlenkerte. Zwischen den winzigen Fingerchen schwang ein schmales Lederstreifchen und daran hing ein Uhrschlüssel, der oben über dem Ringe einen Jagdhund in vollem Lauf nachbildete.

Er bot der Kleinen die Kirschen, diese griff freudig danach und von dem nahen Hausthore kam eine Frau mit freundlichem Lächeln herzu.

„Wie heißt du denn?" fragte der Agent das Kind.

„Sophie."

„Und wie noch?"

„Kehneder."

„Kerneder," verbesserte das Weib, „das R mag ihr halt noch nit von der Zunge."

„Wie alt is das Mäderl?"

„Zweiundeinhalb' Jahr wird's mit nächstem."

„Ein nettes Pauxerl. Ja, seit die schönen Kinder, die tausend Wochen zählen, mir kein Gehör mehr schenken, plauder' ich halt mit den ganz kleinen."

Die Frau lachte und schüttelte den Kopf; so arg werd' es wohl nicht sein, der Herr sei noch ganz riegelsam.

„Aber," sagte Wüllfert, „wird der Vater nicht greinen, wenn du ihm den Schlüssel von seiner Uhr verschleppst."

„Ach, das dürft' freilich nicht sein, aber der Schlüssel weiß von keiner Uhr, den hat die Sopherl aus 'm Kehricht aufgelesen."

„Scheint ein uralt' Ding zu sein. Woher das stammt?"

„Ei, meines Mannes Bruder, der paar Tage bei uns war, hat ihn weggeworfen."

„So. Also vom Onkel hast du das? Wer ist denn dein Onkel?"

„Fedwebel," sagte das Kind.

„Ja, Feldwebel war er," erklärte die Mutter, „aber jetzt ist er wieder beim Zivile und z' tot froh, daß er einmal seine Zeit beim Militär ausgedient hat. Nein, was so ein Soldat alles durchmacht und zu erzählen weiß, drüber muß man sich nur erstaunen! Wir haben ihn paar Tage bei uns gehabt, bis er in seinen Platz hat einstehen können, er ist gelernter Fleischer und ein gescheiter Kopf; der wär' im stande, einen von Sachen abzureden, die man von Kind auf für wahrhaftig gehalten hat, und so scharf und eindringlich macht er's, daß man ihm kein Wort darauf zu sagen weiß, aber man bleibt halt doch lieber bei der Meinung, die man einmal gewohnt ist. Ja, das muß man ihm lassen, reden versteht er, der Schwager Alois, und ist auch so dem Ansehen nach ein netter Mensch, es wird ihm nit fehlen. Die Kundschaften, die 's Fleisch bei seinem Herrn nehmen, wollen eh' schon bemerkt

führte, hinter einem Ofenschirm versteckt, ganze Scenen zwischen zwei bis vier Personen auf, und all das bis zum Kranklachen drollig, kurz, wenn es je einen gegeben, so war das ein ausgemachter Tausendsasa.

Bald, das verstand sich von selbst, durfte er keinen Abend wegbleiben. Er zeigte sich in manchem gefällig, was man von ihm verlangte, nur in einem Punkte machte er Schwierigkeiten, wenn er gebeten wurde, etwas zu wiederholen. Doch auch da fand man bald Abhilfe, man merkte, daß der alte Breiting nachgab, wenn ihm Alois Kerneder zuredete; denn der wäre ein Tiroler, meinte der Lustigmacher, und die möge er gut leiden, die seien aufrichtig und geradeaus. Nachdem man einmal das wußte, steckte man sich immer hinter den Tiroler, und der war nicht wenig stolz darauf, daß, nächst dem Alten, ihm die Wirtshausgäste manchen guten und schlechten Spaß zu verdanken hatten; er suchte daher, trotz der Verschiedenheit des Alters, sich näher mit dem pensionierten Amtsdiener zu befreunden und fand ihn, obwohl der sonst wenig Einreden und gar kein Anordnen vertrug, sehr nachgiebig, das mußte benutzt werden! An einem besonders lustigen Abend trank Kerneder mit dem Alten Bruderschaft und hatte von der Zeit ab das beneidete Vorrecht, das Programm der allabendlichen Unterhaltung frei bestimmen zu können.

Er war sich auch der vollen Wichtigkeit dieser Stellung wohl bewußt, denn es kostete ihm nur ein Wort, so gab sich sein unterhaltender Duzbruder gar nimmer mit der Gesellschaft ab; er hatte sich schon gewöhnt, denselben wie etwas ihm Zugehörendes zu betrachten, vielleicht als eine Art Wundertier, das er gezähmt habe und das sich nur auf sein Kommando mit seinen Künsten sehen läßt. Dafür vergalt er aber dem Alten mit voller Vertraulichkeit und weihte denselben in die ganze Geschichte seines Lebens ein, denn ein so vortrefflicher Freund hatte billig Anspruch, ihn ganz genau, wie von Kind auf, zu kennen.

Mittlerweile hatten die Gäste im kleinen Wirtshause

dreißig frohe Abende verbracht; von diesen vermag aber bekanntlich keiner für sich allein zu stehen und muß sich an den dazu gehörenden Tag anlehnen, womit also nur gesagt ist, daß ein Monat vergangen war, was man freilich billiger mit einer Zeile richten könnte, aber man will es doch auch schön machen und das muß man uns Erzählern zu gute halten, sonst werden wir ungehalten und legen die Feder weg.

Da kam nun ein Abend, an dem wollte es nicht heiter werden. Man war wohl gewöhnt, immer einem das große Wort zu lassen, und das war der alte Breiting; aber diesmal war es ein anderer, den man auch allein reden und machen ließ, obwohl man nichts Besonderes erwartete und ihn lieber draußen gesehen hätte, was man jedoch aus billiger Scheu ihm beileibe nicht merken ließ. Der Eindringling war ein bekannter Polizeidiener, und da man nur nach solchen Leuten ruft, wenn es nicht recht geheuer ist, so machen sie oft die ehrlichsten Leute bange, denen es auch neben den ungerufenen nicht recht geheuer werden will.

Wußte er's, oder wußte er's nicht, jedenfalls war er gegen die Gesellschaft ebenso rücksichtsvoll, wie diese gegen ihn und ließ sich nichts merken und that vielleicht darum nur um so gesprächiger. Anfangs sprach er vom Wetter, von der Mode, wie lästerlich sich jetzt die Frauenzimmer trügen, denn die Frauenzimmer haben sich, wenn man die Männer reden hört, allerorten und allerzeiten lästerlich getragen, einmal, weil die Kleider zu wenig verhüllten, das andere Mal, weil sie die schöne Gestalt, so Gott dem Weibe verliehen, ganz den Blicken entzögen, kurz, sie mögen's machen, wie sie wollen, sie thun nie recht. Dann rückte er mit etwas Stadtklatsch heraus; als aber nichts recht verfangen wollte und er vermutlich nichts anderes mehr wußte, gab er sich, als was er war, und begann von Verbrechen und Verbrechern zu erzählen, was er besser gleich anfangs hätte thun sollen, denn das fanden die Leute doch Aufhorchens wert.

„Meine Herren," sagte er, „heute hat sich ein seltener Fall ereignet, ein Mörder hat sich selbst gestellt."

„Selbst gestellt?“ wie aus einem Munde.

„Selbst gestellt! Ich war bei der Protokollsaufnahme, habe auch als Zeuge unterfertigt, es ist der Mühe wert, die Geschichte anzuhören, denn da sieht man wieder einmal deutlich, daß der alte Gott noch lebt und den Leuten das Gewissen weckt.“

Er rückte seinen Stuhl näher an den Tisch. Kurz vorher hätten ganz bestimmt die beiden Nachbarn rechts und links ihre Sessel ein wenig zur Seite gezogen, aber jetzt schoben alle dieselben herzu.

„Selbst gestellt, wie ich sage, meine Herren. Es war heute gegen Mittag, kommt ein langer, hagerer Mensch mit bleichem Gesicht, eingefallenen Wangen und scheuem Wesen auf das Amt, fragt nach dem Herrn Kommissär; wir weisen ihn zu dem; es vergeht keine Viertelstunde, wird an der Klingel im Zimmer gerissen, wir laufen hinzu, müssen einen von den anderen Herren als Schriftführer hineinberufen und nun ist's losgegangen. Frag' um Frage, Antwort auf Antwort, alles haarklein. Der Kerl hatte, erbschaftshalber, seine leibliche Tante vergiftet und hat das mit Geschick und Glück vollbracht, so daß es seiner Zeit nicht aufgekommen ist; drei Jahre ist's her mit dem heutigen Tag. Wie das nun zugegangen ist, daß es dem Mörder das Geständnis herausgezwungen hat, da spielt sichtbar eine höhere Fügung hinein. Ich will das jetzt erzählen, wie er es selbst zu Protokoll gegeben hat und welch außerordentliche Dinge dabei auch zur Sprache kommen, ich habe nichts dazu gethan und nichts weggelassen, das versichere ich den Herren.

„Der Mensch hatte seiner Tante das Gift nach und nach beigebracht. Sie kränkelte erst eine Weile, er holte den verrufensten Arzt ins Haus, und als sie starb, bestätigte dieser ohne weiteres, daß er sie zu Tode gedoktert habe, das geschah ihm mit den meisten seiner Patienten und er hatte somit guten Grund, es auch hier zu glauben. Die achtundvierzig Stunden über, als die Leiche im Hause lag, war dem sauberen Neffen gar nicht wohl, er fieberte etwas, aber

als sie zu Grabe gebracht war, da atmete er auf und dachte, nun wär' alles gut. Er trat das Erbe an, war ein nettes Stück Geld und ein kleines Häuschen, darin blieb er wohnen, nur daß ihn nichts an die Verstorbene erinnere, stellte er alle Zimmergeräte um und ließ nichts an dem Flecke, wo es gestanden; doch um sich recht einzugewöhnen, fand er's für nötig, sich ein wenig Mut zu machen, und dazu nahm er von Zeit ab manch guten Schluck, was sich denn auch bewährte, und so saß er unangefochten auf dem ungerechten Gut, bis der Jahrestag des Mordes herankam. Er verließ an selbem Tage die Wohnung mit frühem Morgen, blieb gut vierundzwanzig Stunden weg und kehrte erst mit nächstem Frührot heim, und wie er in sein Zimmer tritt, dasselbe, wo die Verstorbene aufgebahrt wurde, da wird's ihm finster vor den Augen, die Wände sind schwarz ausgeschlagen, die Fenster verhangen und inmitten der Stube steht der Sarg und darin liegt leibhaftig die selige Tante; man kann sich wohl denken, daß er da hinter sich faßte und nach der Thürklinke griff, aber langsam hebt sich die Tante im Sarge empor, setzt sich auf, reckt den Arm und droht ihm mit dem Finger; da ist er an der Thür zusammengebrochen und gelegen, er weiß selbst nicht wie lange. Wie er wieder zu sich selbst kommt, scheint die Sonne ins Zimmer und ist alles gewesen, so wie er's sonst immer gefunden. Nun denkt er, was weiter? Du hast dich eine ganze Nacht über herumgetrieben und viel getrunken, warst nicht recht bei dir."

„Das denk' ich auch," sagte Alois Kerneder über den Tisch.

„War falsch gedacht," entgegnete der Polizeidiener. „Nächsten Tag hielt er sich nüchtern, that nur ein paar Gänge zu etlichen Bekannten und kehrte mit einbrechender Nacht heim. Der Mond scheint hell ins Zimmer, unser Patron nimmt nichts Sonderliches wahr; wie er aber auf das Bett zuschreitet, das im Mondlicht milchweiß daliegt, und streift die Decke von den Polstern herab, da liegt das fahle Totengesicht der Tante vor ihm, er aber macht schleunig

‚Kehrt euch‘ und wischt durch die Thüre, verbringt wieder eine Nacht außer dem Hause, denkt, es hat mir eben von gestern noch im Sinn gelegen und das Mondlicht hat mich genarrt.“

„Er war nicht dumm,“ warf Kerneder ein.

„War's auch nicht, aber unserm Herrgott war er doch nicht gescheit genug. Das war so ein Deuterchen: ‚Du, geh in dich, was es dich auch kostet, mach lieber freiwillig Ordnung, eh' es gröber kommt!‘ Und 's ist gröber gekommen. Das Jahr darauf hat er die verstorbene Tante öfter zu Gesicht gekriegt, als ihm lieb war. Er hat das so erzählt, plötzlich in lustigster Gesellschaft hätt' ihn eine Unruh' befallen, eine Furcht nach Hause zu gehen und regelmäßig, so oft ihm das widerfahren, sei auch das Gespenst zur Stelle gewesen; entweder saß es an einem Nähtischchen beim Fenster und richtete sich langsam bei seinem Eintreten empor, oder es lag im Bette und gehabte sich wie die Sterbende beim Verscheiden, zum öfteren sah er es wieder aufgebahrt, und je näher der zweite Jahrestag des Mordes kam, je häufiger wurden die Erscheinungen. Da dachte er's mit einemmal los zu werden, schnürte sein Bündel und machte sich auf und davon. Das Häuschen mit allem da h'rum und darin ließ er durch einen Mäkler verkaufen, reiste etliche Monate landein landaus durch die Welt und zog zuletzt hierher nach der Stadt. Nun hielt er es schon für gewonnen. In der völlig neuen Umgebung erinnerte ihn nichts an die Ermordete, das Gespenst hatte sich nimmer blicken lassen, seit er von dem Thatorte weg war, und so sah er ohne Beängstigung dem dritten Jahrestag entgegen, ja er versuchte es, je näher der herankam, desto übermütiger zu werden, trat oft vor seinen Geldschrank hin und sagte in der Stille: ‚Das hab' ich nun einmal und das kannst du mir nicht nehmen,‘ — dazu schlug er ein Schnippchen — ‚mach dir also keine Ungelegenheiten.‘ —

„So trieb er's, bis nur mehr eine Woche auf den dritten Jahrestag fehlte, das war vom heutigen gerechnet, gerade

vor acht Tagen. In letzter Zeit hatte er schmutzige Geldgeschäfte unternommen, welche man gemeiniglich durch Vermittler betreiben läßt, so daß die armen Schuldner zwischen Geldgeber und Agenten eingeklemmt und um so gründlicher ausgepreßt werden. Selbe Nacht vor einer Woche nun kommt er nach Hause, besinnt sich, er habe einem Vermittler auf den morgenden Tag Geld zugesagt, geht zu dem Schrank, schlägt dort wieder sein Schnippchen und lacht eines vor sich hin, nimmt eine Tausendguldennote heraus, geht zu seinem Schreibtisch und denkt sie in ein Couvert einzusiegeln; da ist es ihm, als knarrte die Thüre in ihren Angeln, obwohl er sie gut verschlossen wußte, leise kam es an ihn heran, eine magere eisig kalte Hand greift nach der seinen, in der er sofort alle Kraft verliert, und diese gespenstische Hand rückt die seine mit dem Geldbrief in das Licht, hält sie dort fest, bis das Papier verflackert und die Asche auf den Sekretär langsam herniederfällt. Erst als ihm das Licht die Finger sengt, fährt er mit einem Schrei zurück und sieht sich allein, aber daß er nicht geträumt hat, das beweist ihm das Häufchen Asche auf dem Tisch. Das Grauen, das ihn befällt, kann er nicht verwinden, er kriecht unter seine Bettdecke, zieht sie über den Kopf und liegt schlaflos bis zum Morgen. Wie die Sonne in das Zimmer scheint, wagt er sich aus den Federn. Behutsam, als fürchte er jemand aufzustören, öffnet er den Geldschrank, nimmt eine gleiche Note wie gestern, legt sie auf den Schreibtisch, brennt eine Kerze an und beginnt zu siegeln, da knarrt wieder die Thüre, leise mit trippelnden Schritten hört er's an sich herankommen, der kalte Schweiß bricht ihm aus, rasch will er den Brief aus der Hand fallen lassen, da tönt ein kurzes heiseres Lachen hinter seinem Rücken, seine Finger werden steif, kneifen wie eine Zange in das Papier und werden damit ins Licht gerückt; bis auf das letzte Stümpfchen, dessen Brand ihm die Nägel vergilbt, hält er es aus, dann öffnet er die Hand und sinkt in den Stuhl zurück und unter der Thüre, die sich zu schließen scheint, sieht er die verstorbene Tante, sie

macht ihm einen Knicks, so tief, wie man wohl aus Spott thut, dabei verzieht sie aber keine Miene, ihr Gesicht sieht nach ihm her, leichenfahl, mit gebrochenen Augen und geöffnetem Munde.

„Von Stund' ab war es aus. Er versuchte es, unter die Leute zu gehen, aber es war ihm immer, als ginge das Gespenst hinter ihm her. Wenn er, um ein Gespräch anzuknüpfen, auf jemand zutrat, so sah er die Erscheinung diesem zur Seite stehen oder über dessen Rücken gucken, er merkte, daß seine Verstörtheit auffiel und schloß sich in seine Stube ein.

„Eine fieberhafte Angst trieb ihn an, die Probe zu machen, ob er das Gespenst denn jedesmal herbeirufe, so oft er den Geldschrank öffne, und es erschien jedesmal und dann war er genötigt, Geld zu verbrennen, um es wieder los zu werden, denn darauf verschwand es, anfangs schnell, dann immer langsamer und langsamer, so daß er in Verzweiflung Note um Note aufgriff, sie in das Licht hielt und Schritt für Schritt die fürchterliche Erscheinung mit gutem Papiergeld ausräucherte, bis sie weg war und er sich über den Schaden, den er angerichtet, wie rasend in die Haare fuhr. Aber er konnte es nicht lassen, nachzusehen, wie sein Reichtum von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zusammenschmolz. Schrankthüre und Zimmerthüre klappten zugleich auf, der Spuk war wieder da und ohne Besinnen griff er wieder zu, äscherte ganze Hände voll guten Geldes ein und sah mit himmelschreiendem Entsetzen den Augenblick herankommen, wo er nichts mehr im Schrank haben werde, um die gräßliche Gestalt wegzubannen und diese bei ihm verbleiben würde. Und das geschah am Morgen vor dem dritten Jahrestag, als gestern; stumm verblieb das fürchterliche Ding, das nicht lebend und nicht tot war, tagüber auf seiner Stube und als die Nacht herankam und es sich in den starren Zügen des Totengesichtes zu regen begann, als wollte es aufblicken und zu reden anheben, da stürmte er hinaus und rannte im Düster und Dunkel fort, aber immer rückte das

Gespenst hinter ihm her, mit gleichen Füßen über den Boden gleitend, als zöge er es nach. Zwei Meilen von der Stadt brach er zusammen und ein paar Schritte vor ihm stand der Spuk still, ruhig auf einem Flecke ausharrend bis zum Frührot, da raffte sich der Mensch auf, schleppte sich nach der Stadt zurück und stellte sich selbst auf dem Amte. Nun, meine Herren, was sagen Sie zu der Geschichte?"

Man sagte verschiedenes. Einige behaupteten, sie sei gar erschrecklich und sie würden wohl heute nacht davon träumen, andere meinten, sie sei ein rechter Fingerzeig und eine Warntafel für gottlose Gemüter; dahin aber einigten sich alle, daß es unterdem sehr spät geworden und Zeit zum Nachhausegehen wäre.

Unter der Thüre fragte Alois Kerneder den Polizeidiener, ob auch ein Arzt dabei gewesen.

Der Polizeidiener fragte seinerseits, was ein solcher dabei hätte thun sollen.

„Den Menschen untersuchen," antwortete Kerneder, „denn es steht zehn gegen eins zu wetten, daß der krank ist, vielleicht nie im Leben einen Hund, geschweig' eine Tante, vergeben hat, das Ganze sich nur einbildet und die Herren vom Amte nach kurzer Freude den Verdruß erleben, statt einem Mörder einen Narren gefangen zu haben."

„Das wird sich ja zeigen."

Man trennte sich.

„Tobi," sagte der Fleischerknecht zu Breiting, „wir gehen zusammen; ich denk', heut brauchst mich ohnehin." Damit nahm er den Alten unter dem Arm. Der Spaßmacher schien wirklich nicht ganz fest auf den Beinen.

Als die Schritte der anderen verhallt waren, sagte Kerneder: „Heut abend waren die Gänshäut' wohlfeil. Was sagst du dazu, Tobi? Mit solchem Zeugs macht man Hasenköpfe fürchten, nicht Kerle, wie wir sind."

„Uns nicht, wie wir sind," sagte schwerfällig der Alte.

„Ich will dir noch eins sagen, Tobi. Wenn der Narr die ganze Mordgeschichte nicht bloß im Fieber geträumt hat,

wenn er wirklich seiner Tante den Garaus machte und hinterher zum Kreuze kroch, dann ist er der erbärmlichste Feigling und es geschieht ihm ganz recht; was einer nicht zu tragen vermag, das soll er sich nicht aufladen."

Breiting blieb stehen, zog seinen Arm aus dem seines Führers und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf dem mittleren Rockknopf: „Loisl, das kann keiner tragen!"

Kerneder lachte auf, es war nur ein kurz abgestoßener Laut. „Warum nit?"

„Das wär' ein übermenschlicher Kerl, der das zu tragen vermöcht'! Allen Respekt! Aber so, wie heut erzählt worden ist, schnappt wohl jeder über. Das ist eine Fügung."

„Tobi, sei kein alter Esel! Du lebst doch schon lang genug auf der Welt, daß du wissen könntest, es spielt keine Fügung ins Leben hinein. Thu und treib, was du magst, es spielt keine Fügung hinein, sag' ich dir, von keiner Seite, und wär' ich an des Narren Stelle gewesen, nicht zur Polizei, in die Apotheke wär' ich gegangen, Blutegel hätt' ich mir setzen lassen und Latwergen eingenommen, das führt die Gespenster säuberlich ab und zieht sie aus dem Blut, wo sie allein sitzen. Das wüßt' ich, hätt' ich's auch nie in einem Buche gelesen. Ich hätt' mich nicht einschüchtern lassen."

„Woher solltest auch du solche Anfechtungen haben? Was weißt du davon zu reden? Solange du Soldat warst, Loisl, sind Friedenszeiten gewesen, sonst hätt' sich wohl im Feld eine Gelegenheit schicken können, einen oder ihrer mehr auf das Korn zu nehmen. Es ist das gruslich genug, doch da heißt's, was du nicht willst, daß dir geschieht, das füge den andern zu und das ist Pflicht, aber wo es Verbrechen wird, wo ich herfall' über einen, der mir wehrlos und unbereit über 'n Weg läuft, das ist doch ganz etwas anderes."

„Pah, es treibt sich wohl mancher in der Welt herum, der seinen Mann auf dem Gewissen hat und den es nicht mehr beschwert, als hätt' er eine Fliege erschlagen."

„Das ist ein dummes Reden von dir, Loisl. Wir können uns nicht hineindenken, wie so einem zu Mut ist.“

Wieder klang jenes kurze Lachen. Kerneder legte seine Hand schwer auf die Schulter Breitings. „Alter, du hast keine Ahnung, wie gut ich mich da hineindenken kann.“

„Paperlapap, zwischen Hineindenken und Hineindenken ist ein gewaltiger Unterschied. Vorher macht man sich Gedanken und hintennach kommen ganz andere von selbst, und dann merkt man, daß das vorherige nicht das rechte Denken gewesen ist. Ah, red, so ein' wie du sagst, den gibt es nit, kann's nit geben.“

„Hannsnarr, wer sagt dir das?“

„Den müßt man mir erst aufweisen, eh' ich's glaub'.“

„Aufweisen müßt' man dir 'n?“

„Das müßt' ein schmiedeiserner Mensch sein.“

„Nun, dann bin ich so ein schmiedeiserner Mensch!“ sagte der Fleischerknecht, sich aufreckend, so lang er war.

„O, hoho, aus Rechthaberei wirst mir noch aufbinden wollen, du hättest einen umgebracht!“

„So sicher, wie du mich da vor dir stehen siehst, hab' ich's auch gethan und frag' nichts danach.“

„Hab' ich's nit gesagt?“ Der Alte schüttelte sich vor Lachen, und als er nach und nach wieder zu Atem kam, sagte er: „Du hast wohl gemeint, ich würd' gleich vor Schreck zur Seit' springen, daß d' mich brav auslachen könnt'st? Nein, mein Lieber. Den will ich auf 'm Kraut fressen, den du umgebracht hast.“

„Wenn ich ihn zur Stell' hätt', die Red' sollt' dich reuen.“

„Wie hat er denn geheißen, der nämliche?“

„Seinen Namen hab' ich ihm nicht abgefragt.“

„Wo hat man ihn denn seiner Zeit aufgefunden?“

„Den findet kein Mensch auf.“

„Das denk' ich selbst!“ Der alte Spaßmacher brüllte vor Lachen.

Kerneder packte ihn mit einem harten Griff am Oberarm. „Du Hund, du, wofür hältst du mich? Meinst du,

ich flunkere?" Er gab ihn wieder frei und fuhr halblaut fort: „Ich sag', was wahr ist. Wie ich als Rekrut hab' einrücken müssen, da bin ich bergüber herab der Straße zugewandert. Fuchsteufelswild war ich, daß ich von Haus und Eltern fort gemußt hab', obendrein war ich damal just kein Sparmeister und meine Leute sind so arm gewesen, daß sie mir nur ein paar Groschen haben mitgeben können; die waren am ersten Tage verthan und noch einen hatte ich zu gehen, bis ich auf die Straße traf, und dann konnte ich, solang der Weg lief, neben übervollen Burschen hertrotten, und mich hänseln und necken lassen. Das lag mir im Sinn, als ich am nächsten Morgen in eine Schlucht einbog. Schon von weitem sah ich ein kleines Männlein auf mich herzukommen, dachte mir, den gehst du an, der schenkt dir wohl ein paar Gulden. So wär' mir's lieb gewesen und darum bildete ich mir ein, so würde es auch geschehen. Als der aber herankam und ich ihn anredete, da näselte er was, das ich nicht verstand — es war ein Ausländer — und wollte an mir vorbei. Ich vertrat ihm den Weg und da griff er ein paar Kreuzer hervor; mir schoß das Blut ins Gesicht, ich hatte wohl bemerkt, wie er dabei ängstlich nach allen Seiten umsah und dann nach mir her, das entschied alles, was werden sollte. Eine heillose Wut überkam mich. Sollte ich wie ein Bettler abziehen, weil der mir gegenüber ein Knauser war? Zu Mord und Totschlag war ich ja ausgehoben worden, und da steht ein Kerl, der für Leib und Leben fürchtet und das selbst nicht höher anschlägt als ein paar Kreuzer. Thu' ich ihm danach, bleibt mir allemal ein Ueberschuß! So griff ich ihn und erwürgte ihn mit seinem eigenen Halstuch, leerte seine Taschen und zog den Leichnam über einen kleinen Bach, der dort floß. Im Frühjahr ist der wildes Wasser und wäscht am Fuß der Felswände förmliche Gruben aus, in eine solche zwängte ich den Körper; in der Nähe lehnte an einem Felsblocke, darauf Tannen standen, eine mächtige Steintafel, vielleicht unlängst heruntergebrochen, die stand so, daß ich mich nur anzustemmen brauchte, um sie

fallen zu machen, sie schwang über, schlug Steingebröckel an den Kanten herunter, schloß die Höhle dicht zu und als sie lag, rieselte das Wasser darüber weg; wie sie jetzt eingekeilt liegt, bringen sie keine fünf Mann in die Höhe. Dann ging ich meiner Wege. Das ist die Geschichte, wahrscheinlicher als die närrische von vorhin. Du magst sie nun glauben oder es bleiben lassen."

„Glaub' sie schon," sagte langsam der Alte.

„Nun, dann glaub auch, daß ich nichts danach frage, vielleicht weil ich Fleischer und an Blut gewöhnt bin, ob von Rind oder Mensch, das gilt gleich. Ich erinnere mich, daß ich ein paarmal davon geträumt habe, wie denn alles, was man erlebt, einem im Traum vorkommen kann, worauf aber wach kein vernünftiger Mensch etwas gibt. Freilich muß man sich sicher wissen. Wärst du ein so schlechter Bruder, wie du ein guter bist, und wolltest jetzt schnurstracks aufs Polizeiamt rennen, ich hielt dich nicht mit dem kleinen Finger; da ließe sich nichts erweisen, nicht, wie der geheißen hat, noch wo er liegt . . ."

Breiting richtete sich auf, er schien einen halben Kopf höher als sonst. „Seinen Namen kann ich dir sagen und an der Stelle war ich, eh' ich noch an dich hab' denken können, jetzt weiß ich mir auch den Mann aufzufinden." Er zog eine Uhr hervor, deren Schlüssel an einem Lederriemchen baumelte, er ließ sie schlagen, es war drei Uhr morgens. „Kerneder, kennst du die? Die hast du damals dem Wirt an der Landstraße an Zahlungsstatt überlassen und den Schlüssel hast du vor nicht ganz sechs Wochen hier bei deiner Schwägerin verstreut."

Der Fleischerknecht war völlig nüchtern geworden. Er stand starr, dann schrie er auf: „Höllenhund, elender, wer bist denn du?"

„Der Polizeiagent Anton Wüllfert, von dem du vielleicht schon gehört hast und der dich jetzt, mit oder ohne Fügung, das gilt auch gleich, in Haft nimmt. Alois Kerneder, du bist mein Gefangener!"

Bei diesen Worten traten aus dem Schatten der nächsten Häuser einige Männer hervor und auf die beiden zu. Der Fleischerknecht machte einen raschen Seitensprung, lief ein paar Schritte; einen Augenblick sah man in seiner Hand ein Messer blinken, dann taumelte er und fiel denen, die ihn haschten, schwer in die Arme. Mit einem sicheren, kräftigen Stoß hatte er sich ins Herz getroffen.

Anton Wüllfert that es sehr leid, daß der „schöne Fall" nunmehr nicht zur Verhandlung kommen könne, aber er tröstete sich damit, daß er jetzt in der Lage sei, mit den hochachtbaren Erben des seligen Johann Georg Heinecke eine erfolgreichere Korrespondenz anzuknüpfen.

Darin wird er wohl recht behalten haben und in anderm behält er's auch, ob die Sühne für eine geschehene That mit oder ohne Fügung sich einstellt, das gilt gleich, am wohlsten wird immer dem zu Mute sein, der weder eine Fügung noch einen Zufall zu fürchten braucht, der sich weder mit Blut noch mit fremdem Eigen, weder mit Gewaltthat noch mit Gemeinheit besudelt und dem man dereinstens auf dem Sterbebette über der stillen Brust die reinerhaltenen Hände faltet.

Der Hoisel-Loisel.

Eine Räubergeschichte.

(1881.)

In der Amtsstube des Gemeindehauses eines kleinen Landstädtchens schritt der vielmögende Bürgermeister auf und nieder, ein noch junger Mann, er hatte die Rechte studiert, sich dann auf die Oekonomie verlegt, und war ein „recht gemeiner Herr", wie die Bauern sagten, und damit meinten, ein leutseliger.

Im Auf- und Niederschreiten wandte er manchmal ungeduldig den Kopf nach dem Gemeindeschreiber, der mit fiebernder Hast alle Laden seines Schreibtisches aufzog und die darin befindlichen Papiere durcheinander warf, offenbar suchte er nach etwas, das sich um so weniger finden lassen wollte, je ängstlicher danach gekramt, geblättert und leise geflucht wurde.

Der Bürgermeister hielt in seinem Gange inne und nahm wirklich die Miene eines „Gestrengen" an, als er sagte:

„Grumbacher, Sie verlegen doch einmal alles. Die letzte Nummer des Evidenzblattes muß man doch zur Hand haben."

Der Schreiber senkte den Kopf, warf aber seitwärts einen sehr mißgünstigen Blick nach der Thüre, in deren Nähe ganz gleichmütig der Mensch stand, um dessenwillen er sich alle diese Mühe geben und den Verweis gefallen lassen mußte.

Es war das ein ziemlich alter Bursche in etwas vorgeneigter, demütig-zutraulicher Haltung, die Kappe hielt er in der Rechten, er brauchte sie nur vorzustrecken, so befand er sich in jener „Fechterstellung", in welcher er gleichzeitig der Hartherzigkeit der Menschen entgegentrat und sich der Armut zu erwehren suchte. In der Linken hielt er einen Zwangs-

paß, der ihm noch nicht abgenommen worden war. Ein solches Dokument verpflichtet den Besitzer, sich auf dem kürzesten Wege nach seiner Heimat zu begeben, ganz abgesehen davon, ob er sich nach derselben sehnt, und ist auch just keine Empfehlung für dort.

„Nun, haben Sie's endlich?" sagte der Bürgermeister, indem er ein bedrucktes Blatt aus der Hand des Schreibers in Empfang nahm. Er begann auf selbem nachzusuchen.

Manche freut es, ihre Namen in einer Zeitung erwähnt zu finden und sie mögen behaglich zuhören, wenn ihnen ein anderer solches daraus vorliest, das ist aber bei dem Evidenzblatte nicht der Fall; denn dieses ist so eine Art Wohnungsanzeiger für jene, welchen die Polizei oder das Gericht ein oder mehreremal auf kürzere oder längere Zeit ein freies Quartier verschaffte. So oft so ein Name im Laufe der Jahre wiederkehrt, steht auch immer gewissenhaft dabei, wievielmal der Betreffende schon früher die Wohlthat eines solchen Unterstandes genossen, auf wie lange und wodurch er sich derselben würdig gemacht, so daß zuletzt die Evidenzhaltung eines ordentlichen Spitzbuben mehr Zeilen erfordert als ein Heiratsantrag, in welchem ein alternder Junggeselle oder eine verblühte Jungfer ihre guten Eigenschaften herausstreichen, mag er noch dazu in Versen abgefaßt sein. Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß noch keiner, dem ein Sicherheitsbeamter aus dem genannten Blatte vorlas, dabei sich sonderlich unterhalten habe.

„Nun, Alois Hoisel," sagte der Herr Bürgermeister, von dem Papiere aufblickend, „da steht ja eine ganz nette Reih' von Abstrafungen."

„Lappereien, lauter Lappereien," sagte der Demütige im Tone bescheidenen Einwandes.

„Hm," der Bürgermeister räusperte sich und hob den Finger. „Raub!"

„Na, ja, der Raub," wiederholte der Vagabund mit einem eigentümlichen, geringschätzigen Lächeln. „Der Raub, der steht oben an, aber nachher find't sich nix Schlechtes."

„Ei, der Teuxel! Der Hoisel-Loisel scheint ganz sonderbare Begriffe von Gutem und Schlechtem zu haben. So ein Kapitalverbrechen hat Er sich freilich nimmer zu schulden kommen lassen, davor hat Er sich gehüt', aber sonst ist Er halt doch ein unverbesserliches Individuum."

„Nit 'm Leb'n noch 'm Eigentum gefährlich," schaltete Loisel mit Sachverständnis ein.

„Red' Er nit. Ein Mohr laßt sich nit weiß waschen, noch weiß brennen. Da steht's: Betteln, Vagabondage, Reversion, Falschmeldung, Wachebeleidigung, thätliche Wachebeleidigung, Widersetzlichkeit . . . wiederholt und wiederholte Mal!"

„All's nit gegen 's Leben oder Eigentum."

„So?" fragte der Bürgermeister und las laut und mit Nachdruck weiter: „Boshafte Beschädigung fremden und öffentlichen Eigentums . . ."

„Na ja, Straßenlatern', Wachstub'n- und Zelleneinrichtung, wegen der Disziplin halt."

„Was?"

„No mein, daß ich halt im Disziplinarweg g'straft worden bin, wenn 's Gefängnis nit ausg'reicht hat."

„Was heißt denn das wieder?"

„Ja, sehn S', unterthänigster Herr Bürgermeister, die Geschicht ist halt so. Im Sommer bringt mer sich leicht fort, wann mer sich gleich nit die paar Groschen für ein' Nacht im Massaquartier d'erbettelt, so kann mer doch bei der grün' Bettfrau — im Freien — schlafen, aber im Winter, no mein, was will mer denn da anfangen? Da hab' ich halt allweil was ang'stellt, daß ich die harte Zeit über bin eing'sperrt g'west, und hat die Straf' nit zug'reicht bis h'naus aufs Fruhjahr, so hat's halt ang'stückelt werd'n müss'n; ganz ohne böse Absicht hab' ich mir dann was ausdenkt, etwa 'n Wächter, der mich hätt' vom G'fangenhaus zur Polizei überstell'n soll'n, daß ich den g'haut hab' oder so was, nix Unehrenhafts net. Is mir auch noch allmal g'lungen, daß ich auf die Weis' zu mein' Zuschuß von 'r paar Wochen oder Monat kommen bin."

„No, ich merk', da war Er ja gar nit ungern eing'sperrt?"

„O, du mein, wie S' nur da fragen können, Euer G'streng! Freilich, das muß eins wissen, wie's da drin is! Die Pfleg', wann ein'm was fehlt, die rechtschaffene Behandlung, die regelmäßige Kost, kurz, die Ordnung halt, die Ordnung! Die hat unsereins ja gar nit herauft in der Freiheit und wann nit die schlechte G'sellschaft wär', möcht einer niemal losgehen."

„Nun, ich sollt' doch meinen, daß besser wär', sich durch ehrliche Arbeit fortz'bringen."

„Gott soll mich strafen, wenn ich anfangs anders gedacht hab', aber mein ehrerbietigster Herr, es gibt auch Umstände in diesem Leben. Wie ich wegen dem Raub," — wieder zuckte jenes eigentümliche Lächeln über das Gesicht des Vagabunden — „zehn Jahr' auf mich g'nommen hab', das war eine schwere Dummheit — ganz unbedacht" —

„Wenn Er's nur einsieht."

„Ei, ja wohl, dös schon. No, wie die zehne abg'sessen war'n, mußt' ich meine drei Jahr' Militärzeit nachdienen. Woher ich abg'stellt word'n bin, das hat mer g'wußt, ich war beacht' und bewacht wie ein wild's Tier an der Ketten, wo einer mit 'm Karbatsch' daneben steht. ‚Rühr dich, so schmier' ich dir eine übers Fell, daß dir die Mucken vergehen, wenn dir wieder ein' auffsteigen sollten!' No, ich hab' g'funden, daß's ein Soldat just nit viel besser hat, als ich's g'habt hab', von wo ich herkommen bin; aber ab'gangen ist mir nix, ich hab' mich g'halten, wie sich's g'hört und in meiner Militär-Konduit'listen wird ein hohes Bürgermeisteramt nix Nachteiliges finden."

„Das ist richtig."

„Wie ich aber vom Militär frei 'gangen bin, da waren ein dreizehn Jahrl vorbei, kein Städter bin ich net word'n und kein Bauer mehr g'west! Arbeit hab' ich mir gleichwohl rechtschaffen g'sucht, aber wann eine g'funden? Hat mer doch einer g'sagt, — sagt er: ‚Was, Sie suchen ein'

Arbeit, wo wir g'lernte Arbeitsleut' nur randweis' eine finden und Zwischenzeit mit Weib und Kind hungern müssen? Sie sein ein alleiniger Mann, stellen S' was an, daß S' ins Zuchthaus kommen, 'n Sträflingen schickt mer d'Arbeit zu, ehrliche Leut' herausf finden keine!' — Niederschlag'n hätt' ich 'n am liebsten mögen, wie er dös sagt, wär er nit ingleichen ein armer Hund g'west wie ich. Mer muß nur wissen, wie dös is, wenn der Hunger ein'm weh thut und mer niemand hat, zu dem mer hingehn kann af ein' Löffel Suppen, ziehet jeder die Schüssel verwunderig z'ruck: ‚Was willst denn du da? Ich kenn' dich net!' — Da hab' ich mir denkt, so unchristlich werd'n die Leut' doch net sein, wann mich auch kein einzelner von sö bei sein'm Tisch leid't, so schenken mir doch vielleicht ihrer mehr was auf den Löffel Suppen und hab' mich aufs Betteln verlegt; da war'n aber gleich die Anständ' da, no und dös hab' ich g'wußt, daß's ein' in der Straf' wirklich besser geht, so hab' ich mir halt dann selber die Anständ' g'macht, wie s' mir ang'standen sind, aber wie g'sagt, nix Unehrenhaftes nit!"

„So, so," sagte kopfnickend der Bürgermeister, „nun, da werden wir wohl nit lang warten dürfen, so wird der Hoisel-Loisel dazuschau'n, daß er wieder ein' Anstand hat?"

„Ah, nein, dös is nit. Da wär' ich ja nit erst so weit her'gangen. Ich hab' 'm Herrn Kommissär mein Wort 'geben, daß ich diesmal wirklich heimgeh' und heimbleib'. Ich will mich jetzt zur Ruh' setzen."

„No, 's ist wirklich schon höchste Zeit, daß Er einmal g'scheit wird, alt g'nug dazu wär' Er!"

„Halt ja, halt ja, 'r G'streng!"

„Aber, was wird Er denn jetzt anfangen?"

„Ja, so gleich im vorhinein wußt' ich das wohl nit z' sagen; aber ich denk', aus alter Freundschaft nimmt mich schon eins als Einleger."

„Ist bissel viel verlangt, Hoisel."

„Na ja, es kommt halt drauf an, daß ich eins zur Ein-

sicht bring' und heut kann ich noch nix sagen, aber wir können sich ja später ganz ehrfürchtig drüber reden, Herr Bürgermeister!"

„Bring er doch nit so verkehrte Redensarten vor," lachte der Bürgermeister. „Ich denk' nit dran, daß ich mit 'm Hoisel ganz ehrfürchtig reden werd', sorg Er nur dafür, daß ich's immer im guten kann!"

„Ah ja, freilich, freilich, — wird nix vorkommen!"

„Na, und jetzt geh' Er mit Gott!"

„Oh mein, dös wär' mir eh' recht, wann der sich auf dös Kumpanieg'schäft einließ' und mit mir ging, er möcht' Wunder wirken und ich thät' mit 'm Teller absammeln gehn."

„Hoisel! Hoisel!"

„Nix für ungut! Armer Leut' G'späß nimmt der Herrgott nit für übel, nur der Reichen Uebermut möcht 'n aus 'm Himmel jag'n. Ein G'spaß, nix weiter!" Er hob beteuernd die Hand mit der Kappe in die Höhe. „Keine Lästerung. Bewahr! Wo ich mich zur Ruh' setz', nix nöt mehr, gegen kein' Paragraphen! O, nein! Küß' d'Hand!"

Die Thüre fiel hinter ihm ins Schloß.

„Ein sonderbarer Kostgänger," sagte der Bürgermeister, „fürcht' nur, er bleibt nit lang allein des Herrgotts seiner und fällt der Gemeind' zur Last. Das scheint wirklich bei ihm ein Ehrenpunkt gewesen zu sein, nichts gegen das Leben und Eigentum anderer zu unternehmen, denn von schwerer körperlicher Verletzung, Diebstahl oder Betrügerei kommt in der langen Liste seiner Abstrafungen kein einziger Fall vor. Was war denn das aber mit dem Raub, ist der in hiesiger Gegend vorgefallen?"

„In hiesiger Gegend," antwortete der Schreiber, „an der jetzigen Klosterhofbäuerin."

„Ei, was Sie sagen! An der?"

„So hab' ich mir erzählen lassen, Herr Bürgermeister, denn ich hab' damals noch nicht die Ehre gehabt, der löblichen hiesigen Gemeinde zu dienen. Schier siebenundzwanzig

Jahr' ist's her, die Bäu'rin hat bald darauf geheiratet, aber zur Zeit war s' noch als ledige Dirn auf ihrer Eltern Gehöft; da ist einmal im Wald der Bursch über sie herg'fall'n und hat ihr, trotz Geschrei und Gegenwehr, ein schweres goldenes Kreuz vom Hals gerissen, aber ihre zwei Brüder und der Vater sind dazu 'kommen und haben ihn stellig g'macht. Die Bäuerin hat nit wollen, daß die Sach' vor Gericht kommt, aber der Alte hat kein' Spaß verstanden."

„Weiß mer nit, war der Hoisel damals in Not?"

„Man sagt: nein. Aus purem Uebermut hätt' er's gethan."

„So? Wenigstens macht's der Klosterhofbäuerin alle Ehr', daß sie von der gerichtlichen Verfolgung hat absehen wollen. Ist halt in allen Stücken ein achtbares Weib, das! — Nun also, gut'n Mittag, Grumbacher!"

„'r Diener, Herr Bürgermeister!"

Noch waren die Schritte seines Vorgesetzten nicht verhallt und schon hatte der Schreiber sämtliche Laden seines Schreibtisches versperrt, und seinen Kanzleirock gegen einen anderen vertauscht; er ging mit einer solchen Eile daran, das Amtslokal zu verlassen, daß wohl der Verdacht aufkommen konnte, er schlüge die Ehre, löblicher hiesiger Gemeinde zu dienen, nicht gar zu hoch an.

Ja, die Klosterhofbäuerin war in allen Stücken ein achtbares Weib, niemand wußte das anders zu sagen. Vor etwa sechs Jahren war sie Witwe geworden und obwohl sie da schon im vierzigsten Jahre stand, so war es nicht allein Geld und Gut, oder all der trefflichen Eigenschaften, deren man sich bei ihr versah, die eine oder die andere, was ihr kurz nach Ablauf des Trauerjahrs mehrere „gar schönthuliche" Freier zuführte, sondern auch ihre wohlerhaltene äußere Erscheinung, die hohe üppige Gestalt und das einnehmende Gesicht, das in glatter Völle und in den frischen Farben der

Gesundheit blühte, wie das einer der jüngsten Dirnen. Aber sie schlug alle Bewerbungen aus, indem sie auf ihre beiden Kinder hinwies, welche damals schon ziemlich erwachsen waren und wovon der Bursche nunmehr zweiundzwanzig Jahre und die Dirne achtzehn zählte, dadurch nahm sie nur in der Achtung der Leute zu, denn die Männer, verheiratet oder ledig, hätten keinem Einheimischen, geschweige denn einem Fremden, ein solches Glück gegönnt, die Weiber sehen es gerne, wenn eine ihresgleichen „die Treue bis übers Grab hinaus" bewährt, wenn sich auch die meisten vorbehalten, es für ihre Person anders zu machen, da leider ihr Seliger nicht danach war, und die Dirnen fanden es „groß rechtschaffen" von der Bäuerin, daß diese, die ja schon einmal an der Reih' war, es mit keinem zweiten versuchte und ihnen keinen Ledigen wegnahm, so daß sich in der Stille noch jede auf jeden, als auf ihren ersten, Hoffnung machen konnte.

So stattlich und so groß angesehen wie seine Bäuerin war auch der Klosterhof. Wie leicht zu erraten, hatte das Anwesen seinen Namen daher, daß es einst einem Kloster zugehörte; aber auch, als es nach Aufhebung des letzteren in weltlichen Besitz überging, blieb der Segen Gottes darauf haften und der jeweilige Klosterhofbauer konnte überzeugt sein, daß er die solidesten Baulichkeiten und die fettesten Gründe im ganzen Landesviertel besitze und alle Ursache habe, für die Errichtung der einen und die Aufspürung der andern den geistlichen Herren ein dankbares Angedenken zu bewahren, denn so seltsam es sich anhört, doch ist es eine ausgemachte Erfahrung, wie abgeschieden von allem weltlichen Treiben und abgezogen von allem irdischen Tand solche fromme Ordensbrüder auch dahinleben, wenn eine Angelegenheit sie zwingt, mit der argen Welt Handels und Wandels halber zu verkehren, dann überkommt sie plötzlich die Gnade der Erleuchtung, so daß sie ihres Vorteils besser als Profane walten, nur Gutes geschenkt nehmen und nur Bestes kaufen.

Ein wasserreicher Bach, der wohleingedämmt war, durchschnitt der Quere nach die weitausgebreiteten Gründe und

über den festen Steg, unter welchem er dahinfloß, ging der breite Fahrweg, der ferne aus dem Walde hervorkam, eine lange Strecke inmitten von Feldern und Wiesen sanft hinanstieg und bei den Wirtschaftsgebäuden endete; diesen zur Seite auf einem kaum merklichen Hügel lag das Wohnhaus, der wohlgepflegte Garten hinter demselben rückte bis an das Wasser hinab; zwei weibliche Gestalten schritten dort zwischen den Blumen- und Gemüsebeeten dahin und ergingen sich in dem warmen Sonnenschein, der heute über dem Lande lag, die eine war groß und stattlich, die Klosterhofbäuerin, die andere um vieles kleiner und runder, ihre Tochter. Abseits in einer Laube, für sich allein, saß ein hübscher Bursche, der aus einer Pfeife qualmte, der junge Bauer.

Die beiden Frauen standen still.

„Du loft*), Mutter?" fragte das Mädchen.

„Wohl," sagte die Bäuerin. „Schon die längst' Zeit hör' ich eine Amsel pfeifen."

„Die hör' ich eben auch und denk' nur wie dumm, ich bild' mir ein, sie thät' fast, als wollt s' ein' Ländler pfeifen."

„'s kann ja wohl eine zahme sein, die ausgeflogen ist. Ein oder das andere Stückl kann man so einem Tier schon einwerkeln. Laß uns einmal näher hinzugehen!"

Die beiden schritten nun hinab bis an den Zaun, der an dem Bache hinlief, schlichen längs dieser Einfriedigung den Tönen nach und als sie hinter einem dichten Busch hervorlugten, da nahmen sie wohl den Vogel wahr, der so gut zu pfeifen wußte — wie eine Amsel; der Hoisel war's, der sich dort aufs Gras gestreckt hatte, als er jetzt der beiden Frauen ansichtig ward, erhob er sich flink, rückte seine Mütze und streckte sie dar. „Bitt' gar schön!"

Die Bäuerin und das Mädchen lachten laut auf, so lustig kam es ihnen vor, wie ruppig sich der Vogel in der Nähe ausnahm und daß sie nun für den Amselpfiff, der sie hergelockt hatte, bezahlen sollten.

---

*) Losen = aufhorchen.

sie eine gute Strecke zurückgelegt hatte, bog sie in einen schmalen Seitenpfad ab, der nach einem Thalgrund führte und hier überkam sie ihre frühere Hast und sie eilte dahin, bis ihr eine ärmliche Hütte in Sicht kam, je mehr sie sich aber derselben näherte, verlangsamten sich wieder ihre Schritte.

Ein paar Kürbisstauden, die an der Erde fortkrochen, und ein schmales Ackerstreifchen, das mit Erdäpfelpflanzen bestellt war, bildeten die dürftige Umgebung der Hütte, der selbst das, was sie schmücken sollte, zum sicheren Verderben werden mußte, die Rankengewächse, die rings an den Mauern hinankletterten und ihre Haftstränge und Luftwurzeln in jede Ritze einbohrten.

Die Bäuerin blieb einen Augenblick horchend vor der Thüre stehen. War überhaupt wer in der Hütte, so war er allein. Sie klopfte an, innen erschallte der Zuruf einer weiblichen Stimme, da öffnete sie die Thüre und trat bei der Botengänger-Traudel ein.

Die Inwohnerin der Hütte stand mit dem Rücken gegen die Thüre, sie beugte sich über den Herd und blies das Feuer an. Entweder kochte sie sich einen Kaffee als Ersatz der Mittagskost, oder sie wärmte sich diese jetzt auf, nachdem sie wieder einmal verspätet dazukam.

In der feuchten dumpfigen Luft zwischen den nackten unfreundlichen Wänden befiel die Klosterhofbäuerin ein leichter Schauer. „Grüß Gott," sagte sie leise.

Bei dem Klange dieser Stimme riß es die Traudel völlig herum. „Ho, Klosterhofbäuerin," rief sie erstaunt, „du bist's? Da sollt' mer doch 'n Ofen einschlagen, aber haben müßt' mer ein'; der Herd ist dazu z' fest."

Es ist eine gang und gäbe Redensart, dort zu Lande, wo diese Geschichte spielt, wenn ein „seltsamer", soll heißen seltener Besuch die Stube betritt, daß man sagt, man müsse oder solle den Ofen einschlagen; gewöhnlich bleibt es bei

dem freundlichen Vornehmen, vorzeit wo alle aus Kacheln bestanden, hätte sich das auch verhältnismäßig ganz leicht bewerkstelligen lassen, heutzutage aber, wo der Blechofen oder gar der aus Gußeisen selbst in Bauernstuben sich vorfindet, machte diese Liebes-Ehr' oder Freudenbezeigung, es ist schwer zu entscheiden, was es vorstellen soll, wohl einige Umständlichkeiten.

Die Botengänger-Traudel war kein Jahr früher oder später auf die Welt gekommen als die Klosterhofbäuerin, jetzt aber, wo sie dieser gegenüberstand, sah sie danach aus, als hätte sie zehn Jahre länger gelebt; die Not, deren sie sich in ihrer Jugend durch harte Arbeit zu erwehren suchte, der sie später als Botengängerin in Sonnenbrand und Frost zu entlaufen trachtete, hatte sie gezeichnet.

Die Klosterhofbäuerin schöpfte tief Atem, ehe sie hastig die Frage hervorstieß: „War er schon bei dir?"

„Wer?" fragte die Traudel entgegen.

„Der Hoisel."

„Der Hoisel? Bist g'scheit?"

„Er ist aber da und will auch bleiben."

„So? Da ist er und bleiben will er? No wohl, da wird 'n der Kuckuck schon auch daher führen."

Beide Weiber blickten eine Weile schweigend zur Erde. Traudel hatte sich auf eine Herdecke geschwungen, da saß sie und drehte einen hölzernen Rührlöffel spielend in den Händen, die Klosterhofbäuerin stand aufrecht und zerknüllte ihr Taschentuch, mit einmal aber beugte sie sich vor und streckte die Arme gegen die Botengängerin aus. „Sieh," begann sie mit zitternder Stimme, „was gemacht hat, daß ich dir all die Jahr' her scheu ausgewichen bin, das führt mich jetzt zu dir. Ich konnt' mir nit helfen, ich mußt' allweil denken, dir käm' die Geschicht' mit dem Raub nit recht richtig vor."

„Ei wohl," die Traudel lachte heiser, „da wär' dir auch nit zu helfen gewest, wenn du anders gedacht hättest, denn ich weiß um alles."

Die Bäuerin schrak zusammen und faltete die Hände. „Um alles, du sagst, um alles, Traudel?"

„Um alles," lachte diese wieder. „Ich müßt' ja nit dir und dem Hoisel nachgeschlichen sein, oft genug, wie ich gemerkt hab', daß ihr beide anfangt, falsch und schlecht zu sein, falsch gegen mich — er, weil er mich um deinetwillen verlaßt, du, weil du ihn von mir abredest — und schlecht, weil doch alles zwischen euch nur in Unehr' verlaufen konnt'. Aber ihr habt nie gemerkt, wie oft ich euch nah' um die Weg' war, auch an selbem Abend, im Wald, wo's den Spektakel z'weg'n 'm Raub abg'setzt hat, und so gut wie ihr zwei hab' auch ich g'wußt, daß da von Rauberei kein' Red' war, was dir der Bursch etwa hätt' nehmen mögen, hätt' er im Einverständnis mit dir g'nommen; wie aber deine Leut', ob zufällig, oder auch aufpasserisch, dazu 'kommen sein, da war's der Hoisel, der dich selber ang'lernt hat, zu schreien und dich zur Wehr' z' setzen. Gelt ja, so is's g'wesen? Weiß ich's 'leicht nit? Ganz gehörig hab' ich dir's geneidet, daß er dir z'lieb, ohne zu mucken, die schwere Straf' auf sich nimmt, wie dumm es war, so brav ist's auch gewesen! Drum, wie ich im Gefängnis mit ihm z'samm'kommen bin, hab' ich ihm versprochen, daß ich nix verlauten lassen will, trotz ich all's Wahre aussagen könnt'. Es sollt' ihm werden, wie er's gewollt hat, denn ich hab' das Ganz' für eine Sach' ang'sehen, alleinig unter euch zweien, die niemand andern was angeht. So hab' ich gedacht und so denk' ich heut noch und hab' ich bisher das Maul gehalten, so werd' ich's auch für künftig thun; er selber dürft' sich nit auf mich berufen, wenn er schlecht genug wär', die Geschicht' unter die Leut' bringen zu wollen, aber das darfst du wohl nicht fürchten, ist er dir rechtschaffen genug all die Jahr' her fern 'blieben, wird er doch nit jetzt mit einmal sein' Sinn ändern? Wofür wollt' er's denn thun? Was hätt' er davon?"

„Füttern will er sich lassen," fuhr es der Klosterhofbäuerin grob heraus, dann setzte sie ihre Rede in klagender Stimme fort: „Du kannst dir gar nit denken, wie ich er-

schrocken bin, wo er heut mit einmal vor mir steht, wie aus der Erd' g'wachsen und ich 'n erkenn' und er mir sagt, wie er gegen früher viel g'scheiter word'n wär' und derweis' jetzt mit mir z' reden hätt'; grad noch, daß mich die Füß' trag'n hab'n, wie ich vor ihm ausg'rissen bin. Aber durch d'Leni hat er mir Post sagen lassen, daß wir uns schon noch reden würden und er sich Unterstand, Kost und Geld erhofft."

„Ei du mein," kopfschüttelte die Traudel, „da schau eins, wie sich ein Mensch mit der Zeit ändern kann! Freilich wohl auch, es kommt oft g'nug vor und b'sonders 's Elend macht kein' braver. No, aber du hast's, du kannst's thun, daß d' dich mit ihm abfind'st."

Die Bäuerin starrte mit großen Augen vor sich in die Luft und die Hand mit dem Taschentuche hob sich vorläufig bis zum Kinn. „Das kann ich aber eben nit," sagte sie. „Käm' ihm der Uebermut, wär' ich nie sicher, daß er nit mehr und mehr begehrte, und ich kann ihm das nit geben, was er sich jetzt verlangt, denn nach dem, was die Leut' davon halten, daß zwischen ihm und mir vorg'fallen wär', glaubet doch keins, daß die christliche Nächstenlieb' so weit ging', und da möcht' ein Verwundern und ein Gered' anheb'n und ein Nachfrag'n und ein Lauern, daß nit einmal ein Schuldlos's davor bestünd' und nit eher möchten sie nachlassen zu spüren und zu fündeln, bis offen daläg', was all die langen Jahr' her unter unsers Herrgotts gnadreichster Fürsorg' verborgen geblieben, bis mein' Ehr' verspielt wär' und ich in meinen alten Tagen dastünd' in Schand und Spott vor den Leuten und vor den eigenen Kindern! Das vermöcht' ich aber nit zu überleben — ich vermöcht's nit!" Laut aufschluchzend drückte sie das Tuch an die Augen.

„Bist wohl auch ein arm's Weib, du!" rief die Traudel, indem sie sich von der Herdecke schwang. „Und ich, ich lass' dich da stehn und stehn." Die Botengängerin schoß nach einem Winkel, aus welchem sie einen Stuhl hervorzerrte und der Bäuerin zuschob. „Da, sitz nieder."

Die Bäuerin stäubte den Sitz ab, das mochte geraten

sein, weniger aber, das Tuch dann wieder an die Augen zu führen, was sie that, als sie jetzt saß und still vor sich hin weinte.

Die Traudel stand ihr zur Seite und schlenkerte verlegen mit beiden Armen auf und nieder. Voll und ganz überkam sie das Mitleid, das der Dürftige für den Reichen empfindet, der ihm in gleich gedrückter Lage, sei es mit gebrochenem Stolze, oder verarmt am Gute, vor Augen kommt; er, der all seine Tage Herrischthun und Besserhaben gewohnt war! „Wie bitter muß dem erst sein, mitzumachen, was unsereins, das nix gilt und nit zählt, sein' Zeit von klein auf mitmacht? Uns gibt man keine Ehr' und wir hab'n kein Gut, kann uns die eine nit genommen werden und 's andere nit verloren gehen." Das schoß der Botengängerin durch den Kopf und zugleich auch, daß sie nun doch wenigstens irgend etwas sagen solle. Sie legte linkisch beide Handflächen aneinander und begann sie zu reiben. „Sag einmal, Klosterhofbäuerin, weil du gesagt hast, du wärst eben dessenthalben zu mir hergekommen, was könnt' denn wohl ich für dich thun?"

Die Bäuerin faßte sie hastig an den Händen. „Das werd' ich dir sagen, Traudel! Ich bin gewiß, der Hoisel sucht dich auf; du hast's vorhin selbst gesagt, du meinst nit, daß er dir wegbleibt; wenn er kommt, so red ihn von sein'm Vorhaben ab, red ihm zu, daß er mein' Frieden nit untergrabt —"

Traudel zuckte die Achseln. „Ja, mein', wenn er wirklich ein anderer word'n is, da kehrt'n wohl niemand mehr auf die gute Seite. Was gibt er da auf ein Reden und gar auf mein's?"

„Grad auf das. Um 's Heilands willen, Traudel, sei christlich, laß 's Vergangene vergessen sein und hab' ein Erbarmnis —"

„Thu nur nit so jammerig, Bäuerin, es geht mer nah', — wer bist du und wer ich? Sag' ich denn, daß ich nit will? All's was ich kann, will ich ja gern thun, um kein Wort soll mir leid sein und so leicht lass' ich auch nit ab

von ihm, zureden will ich ihm wie ein'm kranken Roß. Ich sag' ja nur, ich fürcht', daß er nit auf mich hört."

„O, auf dich wohl. Du warst ja allzeit uns zweien überlegen, auch damal warst du die Bravere und die G'scheitere. Und, Traudel, wenn du mich aus derer Drangsal erlöst, das will ich dir gedenken, laß dir sagen, ich will dir's gedenken."

„'s braucht's nit. Ich verlang' mer nix dafür."

„Ich weiß, Traudel, wohl weiß ich's, daß du dir nix verlangst, aber laß mir mein' Freud' und verschmäh's nit. Wo ich jetzt weiß, daß du zu mir halt'st, is mir schon leichter und ich fühl' mich getröster. B'hüt Gott, Traudel, 's ist Zeit, daß ich geh', nit bei dir, noch auf 'm Weg möcht' ich von ihm betroffen werd'n."

„B'hüt Gott, Klosterhofbäuerin."

Als die Botengang-Traudel allein war, rückte sie den Stuhl an den Herd und langte den Topf vom Feuer. „Was ihm nur mit einmal einfallt, dem alten Herumtreiber?" murmelte sie. „Es ist nit schön und ist nicht recht, nein, wahrlich nit. Jetzt heißt's wohl g'scheit sein! Zum Bereden g'hören allweil zwei: eins, das 's Maul braucht, und ein anders, das drauf hört, und so mitten unter find't sich wohl 's rechte Wort. Schlau und fürsichtig muß mer drein gehn, nit mit der Thür ins Haus fallen, fein warten, bis's der andere selber aufthut und dann hineinschlupfen und ihm zu sein' eigenen Fenster heraus zusprechen. Es soll mir nit gehn, wie 'm Schulmeister, was ein kleiner Freigeist is, die Weghuber-Sepherl vom Wallfahrten abreden wollt' und glaubt hat, er führt schon 's rechte Wort, worauf sich nix mehr sagen laßt, fertig in seiner Tasche mit. ‚Was laufst so weit,' — hat er g'sagt — ‚kriegst wunde Füß' und versäumst drüber Haus und Feld? Ist der liebe Gott nit überall?' Dadrauf hat die Alte g'sagt: ‚Ei mein, 'n Herrgotten geht's ja gar nix an, ich geh' ja zu unserer lieben Frau af 'n Sonnberg.'"

Der Mond war aufgegangen, aber noch stand er nicht hoch, just über den Aehren der Kornfelder. Büsche und Bäume am Saume des Waldes, an den Rändern der stillen Thalgründe und Wiesenplane, oder zu beiden Seiten der breiteren Wege umspielte noch Zwielicht; die schmalen Pfade aber verloren sich, je weiter sie führten, in tieferes Dunkel, bis schließlich der, welcher sie beschritt, von stockrabenfinsterer Nacht umfangen, innehalten und sich, einen Fuß vorsichtig vor den anderen gesetzt, mit vorgestreckten Händen, weiter tasten mußte. Je nach Gemütsart schickte sich der Betroffene darein und wenn es gar arg wurde und Ast um Ast ihm an den Kopf schnellte, so erleichterte er sein Herz entweder durch fromme Stoßseufzer zu Gott und all seinen lieben Heiligen oder durch mehr oder minder kräftige Flüche; das letztere that der Hoisel.

„Soll doch ein Heiligkreuzdonnerwetter darein schlagen! Was für ein Esel war ich, daß ich mir nicht, solange noch Licht war, 'n Weg gesucht hab'? War eine Zeit, wo ich ihn so oft gegangen bin, daß ich mich mit verbundenen Augen zurecht gefunden hätt'. Teuxel, 's is halt doch z' lang her. Geh ich jetzt irr, so komm' ich vielleicht z' tief h'nein, oder z' weit ab und statt 'm Spaß, der Traudel ihre großen Augen und ihr verwundert' Wesen z' sehn, blüht mer was anders! Sternfixhagel, am End' kann ich nachtüber da im Busch und Tann herumsteigen, oder mich mit der Wildsau auf eine Streu legen! Höllmentisch auch schon! No, schau, ho, da mein' ich, ich bin doch recht!"

Die Bäume lichteten sich etwas und als er zwischen den Bäumen durchlugte, da zeigte sich gerade an der Stelle, wo er es erwartete, ein erhellter Fleck, das Fenster der Hütte.

Der alte Bursche schritt auf die Hütte zu und pochte an.

„Wer ist's noch so spät?" fragte es innen.

„Mach nur auf, Traudel. Sollt'st auch schon mein' Stimm' vergessen haben; es ist einer, den d' kennst."

Die Thüre ward aufgeriegelt, der Mann trat ein und

stellte sich, so groß und breit er war, vor die Botengängerin hin.

„Ei, du mein, wen hab' ich denn da?" sagte sie und leuchtete ihm mit dem irdenen Oellämpchen ins Gesicht.

„Den Hoisel als Ganzer," lachte er.

„Jesus!" Die Lampe zitterte in den Händen des Weibes, nicht in gespielter Ueberraschung über den unvorhergesehenen Besuch, der vorausgesagt und erwartet war, sie zitterte wirklich; der Mann sah herabgekommener aus, als Traudel erwartet hatte. Ein herbes Lächeln spielte um ihren Mund, als sie sagte: „No, schön sauber hast dich aber h'rausgewachsen, das muß ich schon sagen, obwohl ich weng Ursach hab', daß ich's bered', denn ich mein' schier, wir schau'n eins 'm anderen gleich."

„Ei ja, Traudel, du bist auch z'samm'gangen, halt ja."

„Was willst du denn aber bei mir?"

„Daß d' mich af 'm Stroh im Geißstall hinter deiner Hütten übernachten laßt, wollt' ich dich bitten, für d' heut'ge Nacht, vielleicht auch für d' morgige, oder noch ein paar, dann find' ich mir schon ein' Unterstand; du mußt wissen, daß ich heim 'kommen bin, weil ich mich einmal zur Ruh' setzen will."

„Zur Ruh' setzen heißt nix thun," sagte Traudel und stellte die Lampe auf den Herd zurück, von wo sie selbe aufgegriffen hatte. „Ja, bist denn du so reich?"

„Kein' Gedanken. Ich komm' nach sieb'undzwanzig Jahr' grad so arm heim, wie ich 'gangen bin; aber dafür sein andre reich."

„Die geb'n nix umsonst."

„Umsonst verlang ich auch nix. Ich weiß so gut, wofür ich's krieg', wie die andern, wofür sie's geb'n. Uebrigens ist das eine Sach', worüber du auch lachen wirst, wenn ich dir davon sag'."

Hoisel nahm ohne Umstände auf dem Stuhle Platz, der vor dem Herde stand. Traudel setzte sich abseits auf einen Schemel. „Na, 's neugiert mich schon," sagte sie.

„No schau, ich denk' halt, wie 's alte Sprichwort geht: ‚Lang 'borgt ist nit g'schenkt!' Wie ich mit der Klosterhofbäuerin steh', das ist dir wohl bewußt. Was hab' ich alles auf mich g'nommen, z'weg'n der ihrer Ehr', ihr'n guten Ruf und noch obendrein ihrer Ruh' weg'n?! Na und jetzt verlang' ich dagegen und dafür halt auch was. Sie wird sich hüten, mir nein z' sagen!"

„Du wirst doch nit jetzt aussag'n woll'n, was lang vorbei ist? Wirst doch nicht so grauslich sein und sie ins Gered' bringen woll'n?"

„Ei, mein, was dös angeht, da kennst mich nit, da bin ich ein noch viel grauslicherer Kerl, wie ich ausschau'."

„Geh zu!"

„Laß 'n Spaß beiseit', 's is mein völliger Ernst. Entweder sie laßt mir nichts abgehn, oder . . ."

„Wenn du so denkst, will ich nix mit dir z' schaffen hab'n. Nit einmal bei meiner Geiß lass' ich dich schlafen. Dort is d' Thür', schau daß d' weiter find'st."

„Narrische Traudel, wie magst denn du da aufbegehr'n? Das ziemt dir doch gar nit. Wie warst du erbost gegen sie, sein'zeit."

„Das war eben sein'zeit und ist jetzt vorbei, wie auch vorbei und lang verwunden ist, wie ihr zwei mir weh 'than habt. So viel Jahr hinterher könnt' ich an einer Bosheit 'gen d'Bäuerin kein G'fallen finden; gar eine, wie du sinnst, brächt' mich ganz auf ihr' Seit'."

„O, jetzt kommt 's Weiberz'samm'halten!" lachte Hoisel.

„Ja, ganz recht, jetzt kommt 's Weiberz'samm'halten, wie's immer kommt nach einer Zeit und Weil', wenn's dumm' jung' Blut keins mehr verblend't und mer mit klare Augen der Mannsleut' Treiben betracht' und nur mehr nach Recht und Billigkeit fragt. Kommt euch ja selber zu Gunsten. Ihr mögt falsch sein gegen die ein' und die andere von uns, noch rechnet mer euch's z' gut, wann ihr nur z'letzt einer getreu verbleibts und ihr Wort haltet. Dagegen aber wirst du kein Weibsleut finden, das den kein Schuft nennt, der

hint'nach eine verunehr'n will, weil's ihm vertraut hat. Daß dein damalig' Spiel 'n Einsatz nicht wert war, das geb' ich zu, und daß's dich späterhin g'hörig g'reut haben mag, das will ich schon glauben."

„Mein's wohl! Höll'sakra, das war aber auch ein Einsatz! Auf ein' Wurf: Ehrlichkeit, d' schönst' Lebenszeit, all's Eing'wohnte und Eing'lebte und kein Zurechtfinden mehr für später! Ja, machte man sich nur Gedanken zu derer Zeit, wo man mit allem Thun so flink bei der Hand is, mer überleget sich's wohl und ging nit blind jeden Weg, ohne z' wissen, wo er hinführt, und erst recht nit, wenn mer davon wüßt'. So dumm thät' ich heut nimmer. Wohl treff' ich mit leerem Sack heim, aber dafür ist da was h'nein 'kommen." — Er legte den Finger an die Stirne. — „Jetzt weiß ich, was ich weiß und dasselbe, was ich weiß, will ich auch ausnutzen."

„Dann muß nix Guts sein, was du weißt, wann das erste, wozu dich 's anstift', ein' Schlechtigkeit is! So ein G'scheitheit kommt, noch so spät, doch allweil z' früh und du hast mir damal, wie du dumm drein 'gangen bist, weitaus besser g'fallen. Ist gleich all's um ein' andere her'gangen, das mußt' ich mir doch g'stehn: ‚Der Hoisel hat da rechtschaffen brav 'than.' Und dasselbe Denken war mir nit unlieb, denn das is auch so ein Stückl Weiberz'samm'halten, daß sich keins möcht' über ein' schämen müssen, dem 's einmal gut g'wesen is; der eignen Ehr' will'n, hört mer nit gern, was ein'm ein eh'maligen Schatz verleid't und worüber einem d' Welt die Lieb' zu ihm verdenken könnt'."

„Versteh', versteh' schon," grinste der Hoisel. „Is doch auch nur ein Schönmachen vor euch selber. Aber mich bekümmert nit, ob's eine freut oder reut, daß s' mir nachg'rennt is."

„Sag dös nit! So wie's war, daß's g'wesen is, war 's noch allweil so, daß du dir inwendig was hast drauf einbilden können. Mach du dir nit das einzig Fleckl, was d' weiß erhalten hast, auch noch schwarz! Wüßt' ich, daß dich nur der leidige Faulteufel dazu treibt, ich saget, laß's

sein, will ich dich halt d'erhalten, nit durch meiner Händ' Arbeit, mit der richt' ich nix mehr, aber mit mein' Füßen, mit dö ich über Berg und Thal lauf'."

„Und denkst, 's ganz' Jahr soll ich mit dir Mehlnocken fressen? Närrische Traudel! Du meinst's gut, aber ich mein' 's besser. Gegen dich hab' ich gut z' machen, nit gegen sie. Laß du mich mein jetzig' Spiel spielen; sollst auch dein' Teil davon haben."

„Meinst du, ich möcht' von ein' Brot essen, wo ein' kein Bissen g'segnet is, sondern jeder verflucht? Meinst du, daß ich in' Sack ein' Groschen stecken möcht', an dem das bittere Aug'wasser einer geängsteten Seel' glänzt? Nie mein Lebtag! Was heißt du dein jetzig' Spiel? Im damalig'n war Herz Trumpf und ehrlich bleibt's es auch. Schlagst du aber jetzt Treffbub' auf, 's Schwarzpeter-Blatt, die Spitzbub'nkarten, is das dein jetzig' Spiel? Dann laß dir aber auch sagen, daß ich dir zutrau', du hast nit erst siebn'undzwanzig Jahr' 'braucht, um auf solche Stückeln zu verfallen und kein' Meil' Wegs her, so viel ihrer sein, um's zu überlegen, das ist dir schon ang'haft't wie Un'ziefer 'm Zigeuner; Arbeitsscheu war's, was dich fort'trieb'n hat, und Arbeitsscheu hat dich fern g'halten, und jetzt, wo d' mittlerweil' der unsaubere Bettler worb'n bist, vor dem d'Kinder erschrecken und d'Leut' scheuen, jetzt kommst heim, schlechter wie einer, der Nachtherberg' bettelt und den man in d'Scheun' legen laßt, aus Furcht, er möcht' ein'm s' sonst anzünden, ja, schlechter wie ein solcher, denn als was du fälschlicherweis' 'gangen bist, als das kommst du jetzt wahrerweis' heim, als Räuber, jawohl als Räuber, der ein' 's Messer ins Herz stoßt und drein umkehrt!"

Der Hoisel erhob sich vom Stuhle. „Traudel!" schrie er zornig.

Sie war schon lang vom Schemel aufgestanden und trat jetzt auf ihn zu. „Na, was gibt's?"

Hoisel setzte sich wieder nieder, betrachtete mit blinzelnden Augen die Botengängerin, wie sie da vor ihm stand, von

Kopf bis zu Fuß, dann sagte er ruhig: „Mußt doch nit in ein'mfort alleinig reden, dalkete Traudel! Hör erst, dann red. Laß dir sagen, dann sag wieder. Was weißt denn du, wie ich word'n bin? Red'st da die ganz' Zeit her zu ein'm andern, wie ich einmal einer war, aber jetzt nimmer bin. Für da am Ort bist du ein recht vernünftig' Weibsleut, wann du aber auch über Berg und Thal laufst und tagüber in hundert Stuben h'neintappst, so triffst doch überall auf dieselben Kreuzköpfeln, wo keiner mit seine Gedanken übern Kirchturm h'nausreicht; wer damit bis zum Wetterhahn langt, halt' sich schon für 'n G'scheitern, aber wie's in der Welt zugeht, das wißt ihr allz'samm' nit. Schau du aber jahr'lang mitten innen in einer großen Stadt dem Wesen und Treiben der Leut' zu, wie die sich abbalgen und untereinander auffressen wie 's Getier im Wald, da leucht' dir bald ein, leben und glücklich sein, kann eins nur auf anderer Kosten! Willst mehr Glück als einer, mußt ein' anderm das Sein' wegnehmen und zu dein'm dazuschlag'n, willst's besser haben wie hundert, mußt's Hunderten abjag'n, wie tausend, Tausenden. So thun s' auch ohne Frag'n und B'sinnen. Stuck auf Stuck, wie er's andern Leuten abzwingt, baut sich dort einer sein Haus auf, sieben Stock hoch wachsen s' oft aus der Erd' und je höher er's damit bringt, je mehr steht er in Ehr' und Ansehn, fragt keins, wie viel dadurch ins Elend 'kommen sein. Die Frommen, was unsern Herrgott bitten, daß er ihnen d'Schelmstückeln g'segnet, sein grad so brav wie die, die kein Teixel nach ihm frag'n. Warum soll denn ich grad der Narr sein und dös Zuschau'n nit nutzen und auch mein' Vorteil wahrnehmen, wann's leicht sein kann? Du wirst sagen, es wär' nit schön? Nit schön wär's, wirst halt sagen?"

Traudel schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß sie nichts zu sagen habe.

„Ei, mein," fuhr Hoisel fort, „was frag' aber ich nach 'm Schön'? Ich frag' nur nach 'm Nutzbar'n. Schön is's mir nit vorkommen und kommt's mir nit vor. Wenn du

aber so nebenstehst, und meinst, jetzt und jetzt müßt' der Uebermut der ein'n und der Jammer der andern zum Himmel schrein', oder bis in d'Höll' dringen und doch niemal kein' Zeit was davon merkst; wann du siehst, wie bis auf den Tag, wo s' ein' h'naustrag'n auf 'n Freithof, ob in hölzerner Truhe oder im blechernen Sarg, ein jeder sich unterwind't, was er will und keiner fürcht', nit der Arme, daß ihm unter seiner Holzschachtel, noch der Reiche, daß ihm unter der blechern' Bratpfann' der Teixel ein Feuer anzünd't, da geht dir wohl ein Licht auf, daß gelebt gelebt is, daß das kleine Neichtl Zeit ganz unser is und daß wir uns um kein' Herrgott und kein' Teixel z' kümmern brauchen, wie sich kein Herrgott und kein Teixel um uns kümmert! Wann d' aber nachher betracht'st, was 's Leben heißt und was dran is, dann, mein' liebe Traudel, sagst wohl wie ich: ‚Es zahlt sich nit aus, daß mer gut und brav is!'"

Hätte sich nun Traudel recht eifrig um Gott und die Welt angenommen und ihm vom Lohne des Guten, der Strafe des Bösen und dergleichen mehr vorgeredet, er würde wahrscheinlich dazu das Maul breit gezogen haben, so aber trat sie an ihn heran und sagte: „Schau, Hoisel, dadrüber kann ich mit dir nit streiten, denn ich lang' mit meine Gedanken nit einmal bis zum Wetterhahn an der Kirchturmspitz'. Es mag sich ja all's so verhalten, wie du sagst; mag gelebt gelebt, kein Herrgott und kein Teixel und am Leben nix drum noch dran sein, warum aber stell' ich dann mein' Sinn af 'n Kopf, thu' ein' anderm weh, daß mir gut g'schieht, wann 'sselbe Gutg'scheh'n nit einmal vorhalt' und nach 'm klein winzig' Neichtl Zeit all's miteinander vorbei is? Da strapazier' ich mich nit erst und zahlt sich auch nit aus, daß mer bös und schlecht is!"

Der Hoisel schüttelte nachdenklich den Kopf, das war aber ein Zeichen der Zustimmung. Wie überraschend ihm auch diese Ergänzung seiner Weisheit kam, ebenso einleuchtend war sie für ihn und das Kopfschütteln besagte nichts anderes als: „Nein, 's zahlt sich auch nit aus!"

Am andern Morgen war er aus der Gegend wieder verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Monate waren ins Land gegangen, da wurde ein kleines zum Klosterhofe gehöriges Grundstückchen eingezäunt, eine Hütte darauf erbaut und als diese unter Dach gebracht worden war, saß mit einmal die Traudel als auf ihrem Eigen darauf. Nun wollten sich die Leute erinnern, daß vor nicht gar lang die Botengängerin ein' mächtigen Papierpack auf den Hof gebracht habe, den sie nur der Bäuerin einhändigen wollte; kann wohl nichts anderes darin gewesen sein, als ein schwer' Stück Geld aus der Lotterie! Ei, die Klosterhofbäuerin kennt sich aus. Wird so ein Glück lautbar, kommen alle Bettler und Borger von fern und nah' und rennen einem die Thüre ein, so hat sie es lieber verschwiegen und die alleinige Traudel ins Vertrauen gezogen und das Verheimlichen war so pfiffig und findig, wie die offenbare Wohlthat an der Alten barmherzig und christlich. Ja, die Klosterhofbäuerin ist halt in allen Stücken ein achtbares Weib, das weiß keiner anders.

Es ist wahr, die Leute sind neugierig und wenn man ihnen über etwas nicht Rede stehen will, kommen sie darüber nicht zur Ruhe und lassen andere nicht zur Ruhe kommen, aber das muß man sagen, sobald sie sich einbilden, sie wären von selbst hinter die Sache gekommen und wüßten so gut oder gar besser um selbe, als der, den sie eigentlich angeht, dann achten sie mit lächelnder Großmut das Schweigen dessen, der ihnen ja doch nichts zu sagen hätte, als was sie ohnehin schon wissen; gelingt es, sie zu diesem lebhaften Spiele der Einbildungskraft anzuregen, so ist man auch aller Fragen ledig. Nun, der Klosterhofbäuerin war das gelungen; durch den mächtigen Papierpack, den sie sich von der Traudel unter großem Wichtiggethue zutragen ließ und der nicht wertvoller war, wie bedrucktes Papier eben ist, worüber verschiedene Ansichten herrschen; doch in der Leute Augen erklärte der Gewinst die Großmut gegen die

Botengängerin und alle die Heimlichkeit bürgte für den Gewinst.

In der Hütte, die also, ganz ohne Frage, der Traudel gehört, spricht alle Sonntage ein Mann zu, den man aber auch manchmal unter der Woche mit der Kraxe auf dem Rücken dort vorbeigehen sieht; findet er die Thüre zu und die Fenster verhangen, dann zieht er weiter, trifft er aber die Botengängerin daheim, dann fragt er nach, wie es ihr gehe und ob er ihr nicht etwa einen gar schweren Pack irgend wohin tragen könne, für einen solchen Ausnahmsfall macht er sich auch in derselben Gegend zu schaffen, für gewöhnlich sucht er im benachbarten Kreise sein Brot. Der Mann ist der Hoisel, der sich auch auf die Botengängerei verlegt hat, die seinem angewohnten, unsteten Wesen am besten zusagt und da er so hübsch Vergnügen und Geschäft zu vereinen wußte, so nimmt ihm niemand die Stromerei, die er erwerbshalber treibt, übel; nur, daß er eine andere Angewöhnung nicht los werden kann, finden die Leute an ihm auszusetzen, er zieht nämlich noch immer gar zu gern vor jedem, der ihm in den Weg läuft, die Kappe, geschähe es aus Artigkeit, so möchte ihm das niemand verdenken, er aber denkt wohl, Grüßen ist Höflichkeit und Danken ist Schuldigkeit und die hätte er, weil er ein armer Mensch ist, der das Seine braucht, immer lieber gleich bar heraus.

Traudel versuchte es oftmals, ihn davon abzubringen, sie rechnete ihm die Einbuße vor, die er dadurch in der Leute Meinung erlitte und die wenigen Kreuzer nach, die er damit gewönne und meinte, daß sich auch das nicht auszahle, er aber setzte die feste Ueberzeugung dagegen, wenn sich irgend etwas auf der Welt auszahle, so wäre es eben das — Betteln!

Eine Geschichte
von bösen Sprichwörtern.

(1884.)

Manche Sprichwörter sind danach, es dürfte sie der Teufel den Leuten in den Mund gelegt haben, daß ihnen die Sünde leichter eingehe, wie gewissenlose Wirte Bleizucker, Farbstoffe und Spiritus dem Weine zusetzen, um ihn „süffiger" zu machen.

Solche Sprichwörter sind: „Der Mensch lebt nur einmal," — „Einmal ist keinmal," — „Kommt Zeit, kommt Rat," und andere mehr, die alle den Leichtgeherzten das Gewissen geschmeidig halten, indem sie vom Thun und Lassen des Menschen den Gedanken an die Verantwortlichkeit fernrücken und in scheinbar ganz unverfänglicher Schalkheit zur Stunde der Versuchung ihm zuflüstern: „Greif zu, dummer Peter!"

Freilich, die Sprüche können nichts für ihren Gebrauch, so wenig wie der giftige Fingerhut und die Tollkirsche für das Ueble, das sie etwa anstiften, verantwortlich gemacht werden können; die legen es ja auch nicht darauf an, den Menschen an Leib und Gesundheit zu schädigen, so wenig sie davon wissen, daß sie in den Rezepten der Aerzte als Digitalis und Belladonna vorkommen und zu heilsamen Tränken verbraut werden. Es hätte ja den besten Schick und die rechte Art, wenn einer bedächte: der Mensch lebt nur einmal auf der Welt, daher soll er's so rechtschaffen und ehrlich, daß dies eine Mal sich auch auszahlt, daß seine Mitmenschen nicht denken, es wäre dies eine Mal schon zu viel gewesen, sondern daß sie ihm nachsagen, er wäre ihnen zu Leid hinweggegangen. Dächte einer so, und hielte er sich danach, der Segen seines Angedenkens käme noch seinen Kindern zu gute. Besänne sich einer bei allem Guten und

Rechten, das er unternimmt: „Einmal ist keinmal," und stünd' nicht an, es zu wiederholen, dann läge mehr als dreifacher Segen in den drei Worten. Sagte sich ein anderer bei allem unbedachten Thun, zu dem ihn Haß, Eifersucht und sonstige blinde Leidenschaften anreizen wollen: „Halt da! Kommt Zeit, kommt Rat!" Der Mann wäre klug und rechtgesinnt.

So aber bedenkt, besinnt und sagt sich kaum einer, der obige Sprichwörter im Munde führt. „Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt," eifert jeden an, zuzugreifen, wo etwas zu holen, an sich zu rapsen, was zu haben ist; was wäre der Fuchs für ein Esel, der Gans den Kragen, den sie ihm darreckt, nicht umzudrehen, was der Marder für ein Hase, den beschlichenen, schlafenden Hühnern nicht das Blut auszusaugen? Was steckt denn auch Verfängliches dahinter, sich der Freuden des Lebens zu bemächtigen, mögen auch andere ein wenig darunter zappeln müssen? Danach frägt freilich keiner, was eigentlich hinter den gepriesenen Freuden des Lebens stecke, und ob es sich lohne, ihretwegen ein anderes zappeln zu machen?

„Einmal ist keinmal," sagt der Saufaus, der seinen Rausch heimbringt. „Einmal ist keinmal," sagt das liederliche Weibsbild, so oft es außer Haus läuft, oder inner vier Wänden Uebel thut. „Einmal ist keinmal," sagt der junge Dieb, so oft er seine Finger nach schlechtbewachtem fremden Gute streckt, und insofern ist dieses Sprichwort wohl ein Wahrwort, denn bei dem einen Mal bleibt es keinmal.

„Kommt Zeit, kommt Rat," wird oft gesagt, wo der rechte, der beste Rat zur Hand liegt und diese aus Faulheit oder Bosheit nicht danach greifen mag.

Es war da in — Mooskirchen wollen wir den Ort nennen — ein häbiger Bauer, nahe den Vierzigen, sein Leb'lang' ist der ein lustiger Bruder gewesen, als Knecht

hatte er es durch seine allzeit fröhliche Laune der Bäuerin, bei der er zuletzt im Dienste gestanden, angethan und die wohl acht Jahre ältere, noch gut erhaltene und besser bestandene Witib geheiratet. Zwar sahen die angesessenen Bauern den neuen, vom Knechte zum Herrn gewordenen Standesgenossen anfangs scheel an, auch murmelten sie, wenn er im Wirtshause aufzog und groß that, etwas von einem Lumpen, der mehr Glück habe, als er verdiene, und er konnte es nicht gut überhören, denn sie murmelten das nicht in ihre Bärte, die meisten hielten ihr Kinn glatt, und für die wenigen, die ein kurzes Bartbüschel an den Ohren trugen, wäre das Hineinmurmeln sehr beschwerlich und kaum durchführbar gewesen. Der Wiesner Jakob aber fragte nichts danach und lachte und schwänkte sich in kurzer Zeit in ihren Kreis hinein, und sie ließen den närrischen Teufel, dem man nicht feind sein konnte, schließlich gerne als ihresgleichen gelten.

Auf dem Hofe des lustigen Bauern diente von Kind auf ein junger Bursche, der Sohn blutarmer Taglöhnersleute, denen die Bäuerin wohlwollte; als der junge Mensch zum Militär mußte, baten seine Eltern, die Bäuerin möchte ihnen doch die Gutthat erweisen, die Schwester des Soldaten, ein eben mannbares Dirndl, aufzunehmen, damit sie nunmehr die von der Schüssel wegbekämen. Die Bäuerin verstand sich dazu, und ein paar Tage, bevor der Bruder einrücken und Abschied nehmen mußte, traf das Mädchen an dem neuen Unterkunftsorte ein.

Der Rekrut war ein fast menschenscheuer Bursche, er galt für einen, der sich viel unnütze Gedanken mache, zu denen er selbst kein freundlich' Gesicht zog; nie hatte man ihn mit einer Dirne schäkern sehen und nur dann lachen, wenn ihm irgend etwas zugestoßen, das ihm ganz wider den Strich ging. Bis zu dem Tode des ersten Mannes der Bäuerin und dem Dienstantritte des Wiesner Jakobs beachtete man die Sonderlichkeiten des jungen Knechtes wenig; von dem Tage aber, wo der lustige Schwerenöter, der gar bald An-

laß hatte, sich als künftigen Bauern aufzuspielen, den Fuß in die Wirtschaft setzte, war es vorbei mit den ruhigen Zeiten für den „verdangelten Sauertopf“ und das andere Gesinde eiferte dem „kreuzfidelen“ Oberknechte und später dem neuen Herrn nach, in mehr oder minder unfeinen Späßen, Stichelreden und Schelmstücken; der aber, auf den alle boshaften Streiche angelegt waren, erregte schließlich noch den Aerger der anderen dadurch, daß er sich von seinem Aerger so wenig merken ließ.

Nur einem Menschen schloß sich der junge, ernste Bursche an, und das war ein armer, alter, buckliger Flickschneider im Dorfe, der nebenbei auch Musik betrieb, indem er an Sonntagen in der Kirche auf dem Chore und zur Faschingszeit auf den Tanzböden die Geige strich. Oft saßen nach Feierabend in der dumpfen Werkstube die beiden ungleichen Gesellen beisammen, und der junge lauschte mit Andacht dem gerade nicht künstlerischen Spiele des alten. Was verschlug auch ein Griff daneben, wenn das Ganze ehrlich gemeint war?

Viel schwerer fiel dem angehenden Soldaten der Abschied von diesem seinem Freunde, als von der Schwester, die in seinen Augen, eben weil sie eine Dirne, doch nur eine Art untergeordnetes Geschöpf war. Mit der Rosel machte er wenig Umstände, er sagte ihr „Behüt Gott!“, ermahnte sie, brav und rechtschaffen zu bleiben und reichte ihr die Hand, schalt sie — da ihr Thränen ins Auge traten — ein dummes Ding, das flehne, wo es nichts zu flehnen gäbe und nur Sorg' tragen sollt', daß sich dazu nicht anderweit ein Anlaß fände.

Der Bucklige mußte ihn aber ein paar Wegstunden außer Orts begleiten; auf ihn sprach er lebhaft ein, gedachte aller alten Erinnerungen und erklärte, wie er sich seiner Zeit auf das Wiedersehen freue; in Gesundheit und Zufriedenheit, setzte er hinzu. Endlich mußte er den müden Alten doch den Heimweg antreten lassen. Er schüttelte dem Freunde mehrmals die Hand.

„B'hüt Gott, Thomas! B'hüt Gott und" — er zog die Stirn in Falten und flüsterte ihm zu — „willst mir noch eine Lieb' thun, so schau auf mein' Schwester!"

Der Alte blickte erstaunt auf. „Je, was wird da auch viel z' schau'n sein? Beim Wiesner Jakob is die gut aufg'hob'n."

Der Junge sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. „Meinst? No, nix für ungut, sollt' ich dich gleichwohl unnötig bemüh'n, aber thu doch, wie ich dir sag'!"

„Wie d' willst, wie d' glaubst, ich halt' dir schon d'Augen auf. Mein' Hand drauf!"

So schieden sie.

Auf dem Gehöfte des Wiesner Jakob wuchs die kleine Rosel zu einer gar netten, drallen Dirne heran. Die Burschen sagten ihr, wie sauber sie werde, und eines Tages, als sie mit dem vollen Wasserzuber unter die Stallthür trat, strammen Ganges und die runden Arme, trotz der Schwere des Gefäßes, so nervig und prall emporgehalten, da hörte sie auch den Bauer sagen: „Schau, wie die sauber wird!"

Von der Zeit ab schäkerte er auch mit ihr wie mit den anderen Dirnen auf dem Hofe, just nicht gar fein, eben nach Bauernart, aber sie hatte des kein Arg; alle ließen es sich gefallen und lachten dazu, und Unrechtes konnte nicht dabei sein, da selbst die Bäuerin, wenn sie dazukam, ihren Spaß daran hatte.

Rosel war ehrlicher Leute Kind und — wie das gewöhnliche Redensart — christlich auferzogen, leider fährt aber bei den Leuten die Heilslehre häufig ebenso übel wie die Heilkunde, was für diese die Quacksalberei, ist für jene der Aberglaube, die wenigsten fragen danach und achten darauf, aus welchen Anfängen und Anlässen Sünden und Krankheiten erwachsen und sie befallen, sondern erst, wenn der Schaden ausgebrochen ist, soll ein Trank, ein Pflaster, eine Salbe

oder eine Reliquie, eine Messe, eine Wallfahrt alles wieder wettmachen.

Als die Dirne auf Wiesners Gehöft kam, war sie nicht besser, nicht schlechter, nicht klüger, noch frömmer wie viele, aber so eitel wie die meisten, und unter diesen vielen und meisten braucht man just nicht allein Bauerndirnen zu verstehen. Was sie vor den anderen Mägden voraus hatte, das war ihre unverdorbene Jugend; aber gerade das, was sie hätte schützen sollen, das unerfahrene kindliche Wesen, ward ihr Verderben.

So schießt denn dem noch lange keine tausend Wochen alten Kinde mit einmal der spitzbübische Gedanke durch den Kopf, wie gar nicht übel das wäre, bei dem Bauern allen anderen den Rang abzulaufen und da auf dem Hofe etwas vorzustellen. Sie dachte sich das so lustig, wie sie die anderen alle ärgern und den Bauern zum besten haben wollte, und nun begann sie, wenn er in seiner ungeschlachten Weise sie neckte, sich zu zieren; sie suchte durch Uebelnehmen, Aufbegehren, Maulen und Trotzen zu erproben, was er sich wohl von ihr gefallen lassen würde.

Er aber lachte nur dazu, das Gleiche that hinter ihrem Rücken das Gesinde, bei dem es nun für ausgemacht galt, „die Rosel wär' ganz närrisch in 'n Bauern g'schossen"; an sie aber schlich man heran, zog bedeutsam die Augenbrauen empor und raunte ihr zu: „Man merke wohl, der wär' schon ganz aus der Weis' in sie verliebt."

Bei einem Bauern, der streng und stramm seine Wirtschaft leitet und auf Zucht und Ehr' im Haus und unter dem Gesinde hält, hätte die Dirne zu derlei gefährlichem Spiel weder Anlaß noch Zeit gefunden; auch ein minder Gestrenger würde wohl Ehrbarkeit halber, um sich vor dem Gesinde nichts zu vergeben, der Jungmagd das ärgerliche Wesen bald verleidet haben, aber der Wiesner Jakob, der seinem Anwesen nicht viel anders, wie als ehemaliger Großknecht vorstand, der fragte wenig nach dem Schicksamen und war nicht der Mann dazu, sich und anderen einen Spaß zu

verderben, er drückte gerne ein Auge zu, wo er einen solchen um die Wege glaubte.

So nasführten sich denn die beiden Leute eine geraume Weil' über, bis der alte Fuchs dachte, ob es nicht eigentlich doch das lustigste wäre, wenn er dem jungen Gänschen ernstlich an den Kragen ginge?

Je, lustig wohl, schön just nicht!

Die armen Taglöhnerleut' hatten das unbescholtene Kind auf Treu' und Glauben daher an Ort geschickt und vermeinten es in bester Obhut, und was konnte alles für Verdrießlichkeit, Ungelegenheit und Ueberlast aus einem Mißbrauche dieses Vertrauens entstehen?

„Ei ja!" sagte sich der Wiesner. „Aber den Teufel auch (er hatte nicht unrecht, den dabei heranzuziehen), bin ich's nicht, so ist's ein andrer. Entgeht mir der Spaß, möcht's mich mein Lebtag reuen." (Viele Leute bereuen die begangenen Sünden nicht halb so oft und aufrichtig, wie die unterlassenen.) „Man muß auch nit immer gleich aufs Aergste denken, was folgen könnt'; weiß ich doch von mir und andern, wie oft wir Schiefrig's angefaßt haben, und 's ist allzeit glatt abgelaufen; machet' sich da ein's Gedanken, höret sich alle Freud' auf, und der Mensch lebt nur einmal auf der Welt!"

So war der Bauer mit sich ins — unreine gekommen.

Welcher Beschmeichelungen, Bethörungen, wohl auch Einschüchterungen er sich gegen die Dirne bediente, mag unerzählt bleiben; genug, er spielte falsches Spiel und — sonderbar — derselbe Trumpf, mit dem er die arme Magd ihrem guten Engel abgewann: „Einmal ist keinmal," sollte ihm den Teufel vom Leibe halten. „Einmal ist ja keinmal!"

Er versuchte auch sofort gegen Rosel fremd zu thun und sich von ihr fernzuhalten, aber sie war zu stolz, sich das gefallen zu lassen und findig genug, um es herauszuhaben, daß sie, wie der Handel nun liege, den Bauern, der aus Feigheit vor ihr davonlief, wohl auch zwingen könne, ihr — ebenfalls aus Feigheit — wieder nachzulaufen. Bei den

kurzen Begegnungen, wo er ihr nicht ausweichen konnte, trug sie bald leidig und traurig, bald frech und aufdringlich eine Vertraulichkeit zur Schau, die ihn erschreckte und einschüchterte und schließlich veranlaßte, sich mit ihr wieder auf guten Fuß zu stellen, und in kurzer Zeit merkte er an der Schlauheit, mit der sie ihn gegen Leute, die ihr nicht zu Gesicht standen, aufzuhetzen wußte, an der Entschiedenheit, mit der sie ihren Vorteil über ihn verfolgte, daß es die eitle Dirne eigentlich darauf abgesehen habe, ihn, so lang und breit er war, in die Tasche zu schieben.

Da hörte nun doch für den Wiesner Jakob aller Spaß auf, er begann zu bangen und zu sorgen. Das konnte nimmer länger so fortgehen. Wohin sollte es auch führen? Es mußte ein Ende damit haben! Er aber wußte ihm um so weniger eines zu finden, da sich mit einmal in das Ganze ein neuer Knoten hineinverfitzte.

An einem frühen Morgen kam ihm die Jungmagd in den Garten nachgeschlichen, warf sich ihm an den Hals und that ein Geständnis, das unter zweien Leuten, die sich in Treuen und Ehren angehören, helle Freude hervorzurufen pflegt, wobei das Weib beschämt und der Mann fast etwas großthuerisch vor sich hinblickt und die beiden lieben, verlegenen, gar ein wenig verblüfften Gesichter mit gesundem Rot sich färben; hier stammelte sie es in herzbeklemmender Angst und er hörte es mit erschauerndem Schreck und beide starrten sich bleich und sprachlos an.

Eine geraume Weile standen sie so, der Bauer mit niedergeschlagenen Augen und die Dirne ratlos zu ihm aufblickend, da machte er sich von ihren Armen frei, strich sich das schon ergrauende Haar von der schweißtriefenden Stirne und sagte: „Laß gut sein; bereden und überlegen wir's später, noch eilt's nit. Kommt Zeit, kommt Rat!“

Damit ging er hinweg.

So geht es ja für gewöhnlich. Wenn einen die Folgen einer That plötzlich scheu machen, die er ohne Kopf begangen, so hat er den nicht erst darüber zu verlieren; daß er ihn

aber in solcher Lage wieder fände, gehört zu den seltensten Ausnahmen.

Und wie nahe hätte auch da noch der rechte Rat gelegen, Bauer, wenn du nicht mit Eigensucht, Leichtsinn, Schwänken und Schnurren vollgestopft gewesen wärest, wie eine Kinderpuppe mit Sägspänen, sondern auch Herz im Leibe gehabt hättest! Das würde dir zugerufen haben: „Nun du es sträflicherweis' einmal arg gemacht hast, so verhüte doch, daß es ärger komme! Beruhige die Dirne über die nächste Zukunft, die ihr bevorsteht, treib sie nicht zur Verzweiflung, zieh ein anderes unschuldiges Wesen nicht mit hinein in ihren Verderb, beruhige sie über die Zukunft des Kindes, das ja doch dein Kind ist!"

So hätte, wie die Dinge nun einmal lagen, doch das Uebel noch leidlich ablaufen können.

Aber es dünkte ihm närrisch, einer solchen „verhöllten" Geschichte wegen tief in den Sack langen zu sollen. Pah, mehr als einer war auch nicht gewissenhafter, und mehr als eine schickte sich gemach in das, was kam und läuft heute noch auf der Welt herum. Am besten, man läßt das die Weibsleute allein ausbaden, so kommt ihnen mit der Zeit auch Rat.

Er ließ es die Dirne auch allein ausbaden. Der Bäuerin war mittlerweile das Wesen und Treiben der Jungmagd doch unlauter vorgekommen; sie drang bei dem Bauern auf deren Entfernung, und der Wiesner, dem dies ganz erwünscht kam und der dadurch gleichzeitig den Verdacht seines Weibes zu entkräften suchte, überließ es der Alten, Rosel Knall und Fall aus dem Hause zu jagen.

Der war ihre Zeit immer näher und näher gekommen, aber fremder Rat weggeblieben und eigenen fand sie keinen. Derjenige, der ihr zu raten berufen, ja verpflichtet war, wußte jeder Begegnung auszuweichen, und jetzt, wo sie, auf die Straße geworfen, mit trockenen, unsteten Augen nach dem Gehöfte starrte, saß er gar nicht daheim, war nach „auswärts" gelaufen und kehrte wohl nicht früher wieder, bis er dachte, daß nun alles geschehen und vorbei.

Wohin nun? Zu den Eltern?

Ihre Finger, die das Tuch mit den wenigen Habseligkeiten hielten, krampften sich bei dem Gedanken ineinander. Nie konnte sie so, wie sie war, es wagen, unter die zerlumpten, nach Brot schreienden Geschwister, vor die durch Not und Elend verhärteten und erbitterten Eltern zu treten; sie mußte fürchten, Mißhandlungen zu erliegen.

Nur der Bauer, er allein, war an allem ihrem Jammer schuld. Hätte sie ihn nie mit Augen gesehen, ihr wär' all das gebrannte Herzeleid, alle Demütigung vor sich selbst und vor der Welt, unter der sie zur Stunde litt, erspart geblieben. Sie hatte allerdings recht, auch dann recht, wenn er etwa dagegen gehöhnt hätte, wenn er nicht, so wär' es eben ein anderer gewesen, der sich ihre Unerfahrenheit zu nutz' gemacht, denn daran konnte sie wohl zweifeln, ob ein anderer in gleichem Falle auch so an ihr gehandelt haben würde.

Man sah es vom Gehöfte aus, wie sie drohend gegen dasselbe den Arm schüttelte, dann ging sie langsam hinweg über die Wiesengründe und verschwand im nahen Walde.

Nach Mitternacht machte eine lohende Brandröte ganz Mooskirchen lebendig und durcheinanderlaufen. Der nahe dem Wiesnerschen Hofe auf freiem Felde stehende „Stadel" brannte lichterloh. Es war das ein Gebäude aus Riegelwänden, mit einem Bretterdache darüber und Heu- und Strohvorräten darin. Als die Leute herzugerannt kamen, war nichts mehr zu retten; so blieben sie denn gaffend und plaudernd in der Nähe der Brandstätte stehen und sahen dem Feuer zu; gerade als sie am eifrigsten darüber stritten, ob letzteres gelegt oder durch die Feuchtigkeit des Heues veranlaßt worden sei, brach unter fürchterlichem Gekrache das Dach ein, die Wände barsten und trümmerten hinterher, und aus dem dampfenden Geschütte stoben die Funken, dann leckten noch hie und da Flammenzungen hervor, endlich stieg nur mehr ein schwarzer Qualm auf, der vor dem Winde her in die Heide hinaustrieb.

Gleich nach dem gewaltigen Lärm war man ein wenig

eingeschüchtert und raunte sich nur Bemerkungen zu, die diesmal nicht mehr dem Feuer, sondern den davon Betroffenen galten. Man bemitleidete die Bäuerin, die händeringend und heulend die Brandstätte umkreiste, und fand, daß der Wiesner Jakob, der das arme Weib so allein verzagen ließ, doch ein gar zu ausbündiger Lump sei; statt der armen Seel' ihre Bekümmernis tragen zu helfen, liege der Süffling im Bette und schlafe seinen Rausch aus, denn im Wirtshause war er heute von vielen gesehen worden und früh dahingekommen und spät davongegangen.

Als es nichts mehr zu schauen gab, verloren sich die Leute allmählich, wobei sie wieder lauter wurden; dagegen wurde die Bäuerin, die bisher am lautesten gewesen, nachdem sie gesehen, daß kein Span und kein Halm übergeblieben, ganz stille und schlich langsam nach dem Hofe zurück.

Am nächsten Morgen machte man eine grausige Entdeckung; inmitten der Brandtrümmer fand man einen verkohlten und verstümmelten weiblichen Leichnam. Die herbeigerufene, gerichtliche Kommission war bald in der Lage, die aufgefundenen Ueberreste für jene der Jungmagd Rosel zu erklären, die Verstümmelungen rührten offenbar von dem stürzenden Gebälk und Mauerwerk her; nach den Zeugenaussagen des bei Wiesner bediensteten Gesindes, sowie aus den Ergebnissen der ärztlichen Beschau war es nur allzu wahrscheinlich und naheliegend, daß die über ihre Wegjagung erbitterte Dirne den Schupfen aus Rache in Brand gesteckt, wobei sie entweder selbst den Tod in den Flammen gesucht habe, um der drohenden Schande zu entgehen, oder durch Zufall verunglückt sei. Im Pfarramte, zu welchem Mooskirchen gehörte, schloß man sich dieser letzten, milderen Auffassung an, welche der Verunglückten ein Grab in geweihter Erde sicherte. Der Wiesner Jakob gewann durch sein Verhalten in dieser traurigen Angelegenheit wieder etwas an Ansehen bei den Leuten, man nannte ihn einen leichtsinnigen, aber guten Kerl, da er der Toten nichts nachtrug, sondern alle Kosten für deren Beerdigung bestritt, die in aller Stille

vor sich ging. Zur zweiten Mitternacht nach jenem Brande sah schon der weite Himmel mit seinen blinkenden Sternen und der fahlen Mondsichel auf das Grab der Jungmagd hernieder.

Als man den auffallend kleinen Sarg in die Grube gesenkt hatte, war auch der bucklige Flickschneider dabei gestanden. Er hielt die Augen zu Boden gesenkt, und oft schauerte er zusammen, als ob ihn das Fieber schüttelte, so daß ihn die Nächststehenden befragten, was ihm sei. Er sagte, es fehle ihm nichts.

An dem Grabe sah man ihn zuletzt, dann war er aus dem Dorfe verschwunden.

Am zweiten Morgen darauf sah man ihn in einer kleinen Garnisonsstadt in der Kantine der Kaserne des dort stationierten Infanterieregiments; der Bruder Rosels befand sich an seiner Seite.

Außer den beiden war kein Gast in der Stube, der Wirt war hinter dem Schanktische eingeduselt und nickte vor sich, unzählige Fliegen trieben ihr unflätiges Wesen und jagten in dichten, surrenden Schwärmen von Ort zu Ort.

Der Soldat starrte schweigend auf die Tischplatte, der Bucklige beobachtete ihn mit ängstlichen Blicken, plötzlich erfaßte er mit beiden Händen die Rechte, die jener mechanisch nach dem Weinglase ausstreckte. „Veit," rief er, „Veit, du wirst mir's nie und nimmer verzeihen können!"

„Was denn?" fragte der Soldat erstaunt aufblickend, „was kannst denn du dafür? Die Rosel, obwohl meine Schwester, war halt auch nit g'scheiter wie die meisten. Ich hab's doch nit so g'meint, wie ich dich damals gebeten, auf sie zu schau'n, daß ich dich für sie verantwortlich machen möcht'. Will eine ein' Dummheit begehen, hilft alles Abmahnen und Hüten nix. Mein Gott, das arme Mensch war halt vorwitzig, und nun is's vielleicht besser für sie," — er verzog wehmütig lächelnd den Mund — „daß ihr 's vorzeitig'

End' erspart hat, völlig zu erleben, was noch nachkommen wär'. Gott tröst' s'!"

„Nein, nein, Veit," keuchte der Flickschneider, die Hände abwehrend schüttelnd und dann ineinanderringend, „du weißt nit alles. Wär' ich nit von Mutterleib her so ein verhöllter, elendiger Krüppel, die Rosel lebet vielleicht heut noch!"

„Bist irr'?"

„Gar nit, Veit, gar nit. Aber bedenk, es is doch ein schrecklich' End', was die Dirn' g'nommen hat, ich mußt' dich doch erst vorbereiten, ich mußt' doch erst wissen, wie d' dich hineinschickst in das G'schehne, eh' ich dir reden kann, was ich mutmaß' vom Hergang." Er neigte sich vor und flüsterte: „Das war kein Selbstmord, — das war kein Verunglücken, — das war ein anderes."

„Thomas!" schrie der Soldat erschreckt auf.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und winkte mit den Augen nach dem schlummernden Wirte hinüber, dann fuhr er leise fort: „Hör mich an, du weißt, wenn ich beim Fenster auf 'm Werktisch sitz', so zähl' ich 'm ‚goldenen Hirschen' gegenüber die Gäst' in die Stuben und weiß auch, wer trocken vorüberläuft. An dem Tag, der ihr letzter auf 'm G'höft war und auf Erden sein sollt', hab' ich die Rosel so gegen Abend fünf Uhr, mit 'm Bündel unterm Arm, eilig daherrennen gesehn, beim Hirschen fährt s' mit einmal, wie nit g'scheit, zum Hausflur h'nein und steht und paßt, und auch gar nit lang, so kommt von der andern Seit' der Wiesner Jakob ang'stiegen. Er mocht' wohl im Nachbarsort schon 'n Wein verkost't haben, denn er hat ein brennrot' G'sicht g'habt, die Weste war aufgeknöpft und 's Halstuch gelockert, aber 'm Gang nach hat man ihm nix nit ankennt. Er biegt in 'n Thorweg beim Hirschen ein und is nit schlecht z'samm'ng'fahren, wie da mit eins die Dirn' auf ihn zustürzt. Hart am Leib, grad unter d'Augen hat s' auf ihn ein-g'red't, da stoßt er s' von sich weg, sie aber hält 'n beim Arm zurück. Ang'schaut haben sich die zwei Leut' so bös-

artig und wild, als möcht' eins 's andere am liebsten vergiften. Die Rosel hat ein paarmal hinter sich g'wiesen, nach 'm Wiesnerschen Anwesen zu, und der Bauer hat mit 'm Kopf gedeut't wie einer, der, weil's schon sein muß, ja sagt; dann waren s', eh' ich noch von dem Stich, den ich grad gethan hab', aufschau'n konnt', auseinander.

„Nach Feierabend hab' ich mich vor d'Thür aufs Bankel gesetzt und mein' Pfeifen g'raucht. Ein'n um 'n andern hab' ich drüben aus 'm Wirtshaus kommen und heimgehen g'sehn, nur 'n Wiesner Jakob nit, der is verblieb'n. Ei, denk' ich mir, Lump, so sauf, bis nix mehr in dich h'neingeht. Heb' mich vom Sitz, geh' ins Haus und leg' mich zur Ruh'. In der Nacht werd' ich munter, just wie der Wächter die elfte Stund' ausschreit, gleich darauf hör' ich 'n herankommen und mit wem, der vorm Haus auf mein' Bankel g'sessen sein muß, zu streiten anheb'n, und an der Stimm', die 'n sich fortscher'n heißt, wo er nix z' suchen hätt' und 'n nix anging, erkenn' ich d'Rosel. Jesses, fallt mer ein, der Hascher weiß sich für d' heutig' Nacht kein Unterstand. Ich fahr' also aus 'm Bett 'raus, beginn' mich anzuzieh'n, ich wollt' nebenan die alte Berghoferin wecken und die Dirn' h'reinnehmen zu uns. Während ich mich noch beeil', daß ich ins G'wand find', kommt drüben der Wiesner aus 'm Hirschen, an mein'm Fenster huscht's vorüber ihm nach, und wie ich endlich 'n Rock über-g'habt hab' und auf d'Straß' hinaustret', seh' ich schon ein gut' Stück vor mir die zwei Leut' daherrennen. No, heraus war ich einmal, so bin ich ihnen nach. Ich g'steh's frei, wie ich mir da Zeit, Gelegenheit und alles Geschehene zusamm'-gereimt hab', is mir schon bang g'west, sie gingen nit auf guten Wegen. Mit dem Tornister, den mir unser Herrgott schon in der Wiegen auf 'n Rücken g'schnallt, und 'm schwachen G'stell, auf das er mich g'setzt hat, war mir's nit möglich, daß ich sie einhol'; die Dirn' is flink ausg'schritten und der Bauer hinterher auf 'n Füßen, als hätt' er 'n Tag über nix wie lauter Wasser getrunken. Daß s' aber irgend wohinzu nach ein'm Ort trachten, war mir klar, und da konnt' ich

doch wohl an sie h'rankommen, und wann's gilt, bei der Hand sein.

„Nit wahr war's, Veit, nit wahr! Ein' Flinkern, ein' weniger G'schreckten, ein' ganzen Mann hätt' ich aus 'n Federn auftrommeln und ihnen nachjagen sollen, nit, daß ich elend's Halbmandel mich 'n langen Weg abmüd' und am Ort dasteh', selber ein' Beistand benötig'nd! Daß ich mich in derselben Nacht auf mich allein verlassen hab', wird mir für all mein' noch übrige Lebzeit schwer auf 'm Herzen liegen; aber die Eil' bedenk, Veit, und die Hast, in der alles vorg'gangen is, und daß ich doch — um Jesu willen — nit g'faßt sein konnt' auf ein' solchen Ausgang, daß ich mir nit denken konnt' . . ."

Der Soldat schüttelte den Kopf und sprach: „Red nit herum, erzähl weiter!"

Der Bucklige seufzte tief auf: „Ach, ich wüßt' nit, was ich d'rum gäb', wann ich nicht erlebt hätt', was jetzt kommt! Du weißt ja, daß die Straßen außer 'm Ort um das Wiesnersche Gehöft eine Beugung macht, dahinter lauft s' wieder grad fort wie eh'nder, dort münd't auch der schmale Steig ein, der über d'Wiesen nach dem dreimal verfluchten Stadel führt. Bis zu der Wegbeugen hab' ich d'Rosel und 'n Bauern im Aug' behalten, dort sein s' verschwunden, und wie ich hernach außer Atem an Ort komm', war weit und breit, nit auf Straßen noch Steig, ein' lebendige Seel' mehr zu sehn. Wunder g'nommen hätt's mich wohl, wenn der Wiesner die Dirn' auf 'n Hof g'führt hätt', aber wo s' sonst sollten hingekommen sein, konnt' ich mir nit gleich denken; so bin ich denn längs 'm Zaun ums G'höft g'schlichen, ob ich nichts erlausch'. Nichts — nichts war zu vernehmen, noch zu sehen, im Baumgarten haben verschlafene Vögel in den Aesten g'flattert, durch d'Rückwand vom Stall hab' ich Rind und Roß pfnauchen g'hört, ein' Viertelstund' mocht' ich mich schon herumgetrieben hab'n, just wollt' ich mir einreden, ich wär' a Narr und nix Arg's um die Weg' g'west und denk' auf d'Straßen hinvor und heimz'gehn, denn ich bin

hinterm Haus am rückwärtigen Zaun g'lehnt, da macht mich wieder, wie schon früher an der nämlichen Stell', ein Lärm aufhorchen, als ob nit unweit, aber auch nit nah', zwei streiteten, und wie ich noch 'n Hals reck', hör' ich über d' Wiesen her ein' Schrei, der mir durch Mark und Bein g'gangen is, dann noch ein' — diesmal deutlich vom Heustadel h'rüber — darauf war alles still. Ich wußt's, auf 'n ersten Ruf hätt' ich zustürzen sollen, aber 's Herz hat mir geschlagen, als wollt's zum Hals h'raus, und die Füß' haben mir versagt, am Zaun mußt' ich mich anklammern, um nit hinz'fallen vor Schreck, und wie ich da noch mit Müh' mich aufrecht halt', kommt der Wiesner querüber, 'n kürzesten Weg, vom Schupfen dahergerannt, die Augen heraus, das Haar wirr; mir war, als hätt' ich auch Blutflecken gesehn an ihm; keine zwei Schritt von mir springt er mit ein'm Satz über 'n Zaun, und in dem Augenblick hat sich alles vor mir im Kreis zu drehen angehoben, und ich war nimmer bei mir. Wie ich wieder zur Besinnung komm', schlagt drüben auch schon 's helle Feuer zum Dach hinaus. Nit lang, so war alles um und um schwarz vor zugelaufenen Leuten, ich aber bin völlig krank heimg'schlichen, kein' Aug' hab' ich seither nachts zugebracht, ich hab' nur abgewartet, wie die Herren vom Gericht die Sach' sich zurechtlegen werden, dann bin ich her zu dir."

„Ich dank' dir, Thomas," sagte der Soldat, sich ruhig vom Stuhle erhebend und dem Alten die Hand darreichend. „Du kannst doch dein Erzähltes beeiden?"

Der Bucklige nickte.

„Gut, dann komm mit."

„Wohin?"

„Recht suchen!"

Der Wiesner saß in seinem Baumgarten an einem rohgezimmerten Tische, die Pfeife war ihm ausgegangen, er hatte den Kopf auf die Rechte gestützt und schien nach-

zudenken. Mit einmal rief es über den Zaun: „Gut'n Abend, Bauer!"

Wiesner blickte auf und entfärbte sich ein wenig, der Grüßende war ein Landjäger. „Auch 'n guten Abend," murrte er diesem zu. „Was gibt's denn?"

„Nichts. Auf der Streif' sind wir."

„Auf der Streif'? Wo habt 's denn euern Kameraden g'lassen?"

„Der plaudert im Hof mit der Bäuerin."

„Und ös*) da mit mir. No, mit 'm Plaudern werdet 's wohl keine Spitzbuben fangen, die laufen derweil unang'halten auf der Straßen vorbei."

„Mein Gott, die H'rumstromer, die kommen ein'm nit aus und die Ang'sessenen, die laufen ein'm nit davon. Der Mensch kann nit allweil fleißig sein, er will ein wengerl rasten auch. Verlaubt's schon." Der Gendarm schwang sich über den Zaun und setzte sich neben Wiesner, der, mißtrauisch und abgünstig blickend, auf der Bank zurückrückte.

„Schaut, und wenn man auch feiert," fuhr der Landjäger fort, „so kann man doch 's Leiern nit lassen, das bringt so 's Geschäft mit sich. Da war ich jetzt, weil ich mir nix G'scheiters zu thun wußt', auf der Brandstatt da drüben" — er wies nach dem in Trümmern liegenden Stadel — „und hab' richtig in dem Geschütt' was gefunden." Er zog ein pakfongenes Feuerzeug aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

„Das is ja mein," sagte der Bauer, die Hand danach ausstreckend.

„So? Seit wann verloren?"

„Das b'sinn' ich mich nit, 's liegt doch kein Wert drauf. Gebt's her!"

„Bewahr', 's is ein Corpus delicti."

„Der Schmarr'n? No, nur anschau'n lassen. Vielleicht irr' ich mich gar."

---

*) Des = ihr.

Der Landjäger hielt ihm das Büchschen ganz nahe unter die Augen, und als der Wiesner sagte: „Is eh' so, war niemal mein," drehte er es rasch um.

„No, schau, Bauer, 's is doch merkwürdig, daß da auf 'm Schildplattel mit ein'm Messer eingekratzt die Buchstaben J. W. stehn. Doch das wird sich schon weisen, wem's ang'hört hat."

Der Bauer fuhr von der Bank empor und schrie, auf den Tisch schlagend: „Was wollt 's damit sagen? Ich frag' . . ."

Der Landjäger war gleichfalls aufgestanden und faßte ihn am Arme. „Sei g'scheit, Wiesner Jakob, ich verlang' nit, daß d' dich h'neinred'st, sorg du lieber, wie d' dich herauszureden vermagst; mitnehmen werd'n wir dich wohl müssen."

Vom anderen Ende des Gartens her funkelte im Abendschein ein Bajonett.

„Mitnehmen? Mich?" tobte der Bauer. „Möcht' wissen, auf was hin? Weil ihr da ein' Quark auffindet, wie 'n Tausend' in Säcken mittragen!"

Der zweite Landjäger war hinzugekommen, er legte ein kleines Bündel auf den Tisch und sagte, mit seinem Kameraden einen Blick wechselnd: „Gefunden."

Der Bauer starrte auf das Päckchen. „Und was is das?" keuchte er, danach den Arm ausreckend. „Was wollt ihr mir da wieder enttragen, ihr Dieb' —"

„Nichts, wie ein' Weste und ein Hemd, die d' eh' nimmer tragen wirst, weil Blutfleck' drauf sein."

Da schlugen dem Bauern die Zähne aneinander, er sank auf die Bank zurück, und im Nu waren ihm Handschellen angelegt. Die beiden Landjäger hoben den willen- und kraftlosen Menschen über den Zaun, führten ihn eine kurze Strecke, da stand ein Wagen bereit, auf den wurde der Gefangene gesetzt, rechts und links von ihm nahmen seine Wächter Platz, und das Gefährt schoß schnell dahin.

Erst nach einer geraumen Weile kamen Leute, welche näheres zu erfahren hofften, aus dem Dorfe herzugerannt

und brachten die Nachricht von Wiesners Verhaftung auf dessen Hof. Die Bäuerin hatte just einen Pfannkuchen über dem Feuer, welcher den beiden Landjägern zugedacht war, deren Zuspruch sie sehr ehrenvoll fürs Haus hielt; da sie nun aber nichts anderes hinter dem Vorgange zu mutmaßen vermochte, als „wieder so 'ne Bauernseccatur von seit' der Gerichtsherren", so nahm sie scheltend die Pfanne vom Herde, trug sie nach ihrer Stube und aß sie unter Wachebeleidigungen und mit gutem Appetite rein aus.

Die Lust zum Schelten wie zum Essen würde der armen Alten vergangen sein, hätte sie die Wahrheit geahnt; als diese ans Licht kam, hatte sie schwer genug daran zu tragen und ward ihres Lebens nimmer froh.

Als der Jämmerling zum Verhöre vor den Richter gebracht wurde, zerfloß er in Thränen; er behauptete einzusehen, was für ein Schuft er gewesen, und heulte über das Los, das ihm bevorstand; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß ihn, wie die meisten herzlosen Missethäter, mehr die Aussicht auf den Galgen, als die Einsicht in sein Inneres so weich stimmte.

Nachdem ihm vorgehalten worden, was das Gericht in Erfahrung gebracht hatte, erzählte er auch, was man sonst zu wissen wünschte, den Hergang.

Als er jenen Tag unter die Einfahrt des „goldenen Hirschen" trat, wo die Dirne ihm auflauerte, stürzte diese mit den Worten auf ihn zu: „Ah, da bist ja! Weißt du davon? Wann nit, so sag' ich dir's: Dein' Bäu'rin hat mich heut fortgejagt. Da bin ich jetzt, wie ich geh' und steh'. Was fang' ich nun an?" Darauf habe er ihr bedeutet, daß ihn das nichts angehe und sie weggestoßen. Hierauf wurde er von ihr am Arme zurückgehalten, und sie verlangte von ihm, daß er hinauf nach seinem Heustadel käme, wo sie sich aussprechen wolle. Das habe er ihr, um

sie los zu werden, zugesagt, auch, daß er sie nicht allzulange warten lassen würde; worauf sie sich entfernte. Er ging in die Wirtsstube und hatte, als er diese als letzter Gast verließ, völlig auf die Dirne vergessen gehabt; plötzlich sei die, wie aus dem Boden gewachsen, neben ihm gestanden und dann unter fortwährenden Schimpfreden und Drohungen neben ihm des Weges dahergelaufen.

Bei seinem Gehöfte bog der Wiesner ab und ging (wie er zu Protokoll gab) der Dirn' „zulieb und um auszuforschen, was die gegen ihn plane", nach dem Stadel. Hinter ihnen beiden verrammelte er die Thür, indem er eine Egge dagegen lehnte, er that dies absichtslos, denn obgleich ihm schon öfter unterwegs über die Reden der Dirne die Fäuste gejuckt hätten, so dachte er doch nicht daran, sich an ihr zu vergreifen, hoffte vielmehr, am Orte würde des Geschimpfes ein Ende sein und die Rosel „gescheit mit ihr reden lassen".

Auf sein Zusprechen, sich zu schicken und hineinzufinden, worein sich Hunderte und wobei eigentlich nichts um noch an sei, habe ihm die Dirne höhnisch ins Gesicht gelacht; trotzdem ihm da zu Mute geworden, ihr eher Arges als Liebes zu thun, hätte er doch an sich gehalten und gefragt, wie er Frieden mit ihr machen könne.

Hierauf erklärte sie, daß er damit zu spät käme; nach dem, was heute vorgefallen, dem Ausjagen und dem feigen Versteckenspiel mit ihr, traue sie ihm nimmer, gäbe es keinen Frieden mehr zwischen ihnen, sondern nur Streit. Sie drohte, vorab der Bäuerin alles zu verraten, dann in die Gerichte zu gehen und für ihr Kind einen Unterhalt zu verlangen wie für einen jungen Prinzen, und dafür sollte er weder Dank von ihr, noch Ruhe vor ihr haben, sie würd' es nicht müde werden, seine Schlechtigkeit unter die Leute zu tragen und diese wider ihn zu verhetzen, solange er lebe und solange sie leben bleibe!

Da habe ihn eine heillose Wut überkommen, daß die Dirne, so nichts Besseres wär' wie irgend eine andere auch,

einer solchen einfältigen Dummheit halber, ihn nicht nur am Gut schädigen, sondern auch seinen Hausfrieden untergraben, seinen Ruf zernichten wolle! Seiner nicht mehr mächtig, langte er nach einer Heugabel und schwang deren Stiel, dachte wohl, nur die Dirn' durch sein wildes Wesen einzuschüchtern; als aber die mit breitgezogenem Maul an ihm vorüber zur Thür ging und dort die Egge anfaßte, um hinaus und weg zu wischen . . . da habe er den ersten Schlag nach ihr geführt.

Sie brach schreiend zusammen.

Nun war's einmal so weit, und da ist's dem Wiesner durchs Hirn gefahren: „Soll sich einer 's ganz' Dasein von einer solchen boshaften Kreatur verleiden und verschänden lassen? 's ganze, denn sie will's, solang' sie lebt, und wär' im Vorteil als die jüngere. Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt — wehr dich darum — und was ihm zu Trotz, lebt auch nit öfter und danach kehrt es nit wieder und beißt nimmer, und wenn einer das Aergste unternimmt, einmal ist keinmal, wenn er sich nit dabei erwischen läßt, und dafür, es zu verbergen, daß es nix ans Licht bringt, kommt Zeit, kommt Rat!"

Nochmal holte er aus, da that sie einen zweiten Schrei, und er schlug zu. Nun habe er Zündhölzer angebrannt, um zu sehen, ob sie noch atme, und da er sie tot gefunden, warf er den Leichnam ins Heu und brannte dieses an. Hierauf entlief er aus dem Schupfen. Den buckligen Flickschneider habe er wohl wahrgenommen, aber in der Aufregung nicht gewußt, sei es ein wirklicher, lebender Mensch oder nur ein „Einbilden".

Nach der Beerdigung Rosels wär' ihm gewesen, als fiele ihm ein Stein vom Herzen, und er habe bei sich beschlossen gehabt — wenn es nicht aufkäme — ein anderer Mensch zu werden und sich fürder auf keine „Dummheiten" einzulassen.

So kurz wie der Hergang, war auch der Ausgang; der Wiesner Jakob wurde zum Tode durch den Strang ver-

urteilt und — da das Gericht die Verführung des seiner Obhut anvertrauten Mädchens und dessen herzlose Hinschlachtung als besonders erschwerend betrachtete, — auch nicht zur Begnadigung empfohlen.

Als man ihn ausführte, da mochte er wohl aus tiefgeängstigter Seele wünschen, das eine Mal, das er auf der Welt lebte, auch so gelebt zu haben, wie Leute, die sich vor Augen halten, daß dieses eine Mal nicht keinmal, sondern für allemal sei, sich durch diese Einsicht an ihrer Ehre aufgefordert fühlen, strenge gegen sich und milde gegen andere zu sein, und darin wohlberaten sich finden bis zu der Stunde, wo keine Zeit mehr kommt und es keines Rates mehr bedarf.

's Moorhofers Traum.

Ein lehrreiches Lesestück.

(1884.)

Der Moorhofbauer war ein rechter Streithansl; wieder einmal hatte er im Wirtshause sich die guten alten Zeiten über den grünen Klee gelobt, wogegen freilich der alte Schulmeister dies und das und eins und 's andere aufzählte — war eine lange Litanei gewesen — und zum Schlusse noch bedauerte, daß bisher immer und allzeit den Bauern Ab- und Aufhilfe nur von anderweit gekommen wäre und sie niemals was Rechtes hätten dazu thun wollen.

Das wär' auch ganz Rechtens gewesen — schrie der Moorhofer auf den Alten ein — und für einen Schulmeister hätt's gar keinen Schick, da mit dreinzureden, denn der sei nicht wie ihrer einer und verständ' 'n blauen Teuxel, was 'n Bauern anginge! Alle Ab- und Aufhilfe möcht' geblieben sein, wo sie wollte, hätt' man lieber alles gelassen, wie's vormaleinst war, hätt' keiner anders gethan wie die Urehneln, so wär' heuttags noch die gute alte Zeit im Land. Das sag' er — der Moorhofbauer — und wer es anders wüßte und meinte, der solle es nur sagen! Damit schlug er in den Tisch, daß die Gläser tanzten.

Er war bekannt dafür, daß er von seinesgleichen keinen Widerspruch ertrage, und so blieb es denn um den Tisch und in der Stube mäuschenstill, denn es wollte sich keiner der Gefahr aussetzen, sich etwa mehrere solcher Schläge, wie der Moorhofer zur Probe einen in den Tisch gethan, auf den Rücken zu laden; so sah sich denn der Bauer noch einmal im Gefühl der Rechthaberei die rings sich Duckenden und Gebenden von oben herab an, zahlte und ging.

Bald streckte er sich recht behaglich im Bette, denn er hatte nicht weit nach seinem Hofe. Als er so stille lag im

Halbdusel, stritten sich in seinem Kopfe, unter dem Einflusse eines leichten Räuschchens, seine eigenen Gedanken mit der Einrede des Schulmeisters, denn etwas von derselben war doch hängen geblieben. Der Moorhofer schimpfte schließlich den Alten im Geiste zusammen, gab ihm viele Namen, nur keine guten, und erklärte alles für dummes Zeug, nur die gute alte Zeit nahm er aus und die Urehneln . . . dann schnarchte er und begann zu träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Moorhof war der Moorhof — ei ja — denn unmittelbar in der kleinen Thalmulde, an welcher er angebaut war, und wo jetzt eine saftige Wiese lag, stand Wasser und gärte der Boden und trug Sumpfpflanzen, und wieder war's der Moorhof nicht, denn das feuergefährliche plumpe Strohdach, das auf der Hausung lag, mochte ihm nicht gefallen, indes die selber auch nicht, das Ganze sah wie ein großer Schweinekoben aus, und da der Moorhofer sich just über die liederliche Wirtschaft ärgern wollte, trat ein Mann aus dem Hause, zog eine magere Mähre aus dem Stalle und spannte sie vor einen Pflug.

Auf dieses alte Bäuerlein trat der Moorhofer zu. „Gut'n Morgen, Vetter," sagte er.

„Han? G'lobt sei Je' Christ!"

Dem Moorhofer kam vor, er höre einen Hund bellen. „Was?" fragte er und erriet dann, was der andere sagen wollte, und erwiderte: „In Ewigkeit! Warum," forschte er, „trocknet ihr das Moor da nit aus?"

„Han koan Zeit."

„Nun, das wär' nit schlecht. Was habt ihr denn anders zu thun, als zu arbeiten."

„Z' rowoten. V'reh kimmt 'n Guatsherrn 's Ocka' vor d'r mein'!"

„Warum macht ihr denn 's Haus da nit wohnlich?"

„Han koan Geld, muaß zehnten."

Ei freilich, hatte der Moorhofer von Robot und Zehent schon reden gehört, und es war ihm, als näselte jetzt der

Schulmeister dazwischen von Acker-, Hand- und Fuß-, Stück-, Jagd- und Spann-Fronde, von Kirchen- und weltlichem, großem und kleinem, Sack-, Blut- und Nott-Zehent...

So war's also, daß einer vor lauter Arbeit für fremde Leute mit der eigenen gar nicht aufkommen konnte und vor lauter Abgabe an fremde Säckel nie etwas in den eigenen bekam!

„Fix h'nein," sagte der Moorhofer, „da seid ihr ja gar keine Bauern, nur zaghafte Knecht'!"

„Bischt wuhl a grußer Herr, du?" höhnte der Alte.

„A größerer leicht wie du. Was hast denn da für ein' Pflug? Die Schar is so grad und seicht, die greift kaum in' 'n Boden ein."

„Besser 'n."

„Wär' kein' Kunst. Wie kommst denn mit dem Handwerkszeug da auf? Wie stehn denn eure Felder?"

„No, guat, guat schon, wenn oan' koan Wildschod'n betrifft, oder der Guatsherr nit drüber jagt, reicht's schun für Wei' und Kin'."

„Wo hast denn dein Weib?"

„In d'r Hütt'. 's liegt 's gonz' Johr in Fieba."

„Begreif' ich, in dem Loch und am ung'sunden Wasser. Was sagt der Bader weg'n ihr?"

„Brauch' doch koan', ollmol, wenn sa s' recht beutelt, spricht mer oan' Fiebaseg'n über sö."

„Der wird helfen! Hast auch a Kind?"

„Freilich, a Mänsch, will heurad'n itzt, is zun Guatsherrn h'nauf, red'n, weg'n dem sein' Rächt af d'Brautnacht; 'leicht nimmt 'r fürs Dörndl a poor Säck' Körndl," grinste der Alte.

„Sakra, so was laßt ihr euch g'fall'n? Längst hätten wir sich zusamm'g'than, a G'schrift afg'setzt an dö Herrn ganz oben —"

„'s konn jo koana schreib'n."

„No, so wird mer euch doch das Schriftstuck g'wiesen hab'n, das euch zu all der Unterthänigkeit verpflicht't?"

„'s konn jo koana läsen."

„Himmelherrgottsakerment! Ich siech schon, ös lebts nur wie 's Vieh, ös seids auch so dumm wie 'sselbe!"

„Wos?" greinte der Alte. „Gäht's d'r bessa, sei fruh oba begähr' du 'gen mi nöt af, ich bin dein Urehnl!"

Moorhofer erhielt in diesem Augenblicke eine so wuchtige Ohrfeige, daß er darüber erwachte. Nur eines schien ihm noch zu Gunsten der guten alten Zeit zu sprechen, und er glaubte, den schlagendsten Beweis dafür erhalten zu haben, daß die Menschen damals viel kräftiger waren; leider stellte es sich aber sofort heraus, daß sein Weib, das er diese Nacht schon einmal durch sein spätes Heimkommen und jetzt wieder durch sein Geschnarche aufweckte, ihm die Maultasche hinübergereicht hatte.

Er nahm sich vor, nicht mehr in den Tisch zu schlagen, wenn die Rede auf die guten alten Zeiten käme, und des Schulmeisters Ausspruch gelten zu lassen, daß jetzt, wo jeder selbst dazu sieht, wie er seine Sache fördere und vorwärts bringe, der Bauer nicht zurückbleiben dürfe.

Gedichte und Aphorismen.

Vorbericht der Herausgeber.

Ludwig Anzengruber hat seine Gedichte weder für eine besondere Buch-, noch für diese Gesamtausgabe durchgesehen und geordnet. Wir waren deshalb bemüßigt, die vorliegende Auswahl nach unserem eigenen Ermessen zu treffen.

Von den ungedruckten Gedichten der ersten Periode (1859—1863) haben wir außer den in der Einleitung mitgeteilten, biographisch bedeutsamen, nur zwei aufgenommen, welche Anzengruber selbst, wie er uns gelegentlich sagte, bemerkenswert erschienen. Dem „Lied vom Leiden" hat er 1867 wohl noch die erste Stelle in den „Gedichten" zugedacht; späterhin, 1884, nannte er es jedoch ein „gutgemeintes, aber minder gelungenes Opus", aus welchem deshalb nur die folgenden zwei bezeichnenden Strophen herausgehoben sein mögen:

— — — — — —
O Leid, so allgewaltig du,
Das in Palast und Hütte wohnt
Und jeden trifft und keinen schont,
Du nahest dich und trittst herzu,
Ob überrascht, ob schon bereit,
Du bist doch Leid und bleibst doch Leid,
Bleibst doch Leid!
— — — — — —

Dann kehr' ich in der Schenke ein
Und trink' mein Gläschen goldnen Wein
Und spielt es durch die Adern leis',
Da klingt in mir die alte Weis' —
Da schleich' ich mich zum Waldeshang,
Vergess' all Sorg und jeden Bang;
Mein Lied ich froh erhebe,
Weil ich nur lebe!

Da kriecht die Ameis' übers Blatt,
So hurtig, seh' sie niemals matt,
Da schlägt der Fink, da glitzt der Tau,
Dort drüben singt des Försters Frau, —
Nun blinkt durchs Laub der Abendstern,
Grau winkt das Dörflein in der Fern',
Wüßt' nicht, daß sich's begäbe,
Wenn ich nicht lebe!

Das blinde Kind*).

Es sitzt das Mädchen trüb im Leid,
Es tastet an dem Schmuck die Hand,
Sie streift das lichte Feierkleid,
Des Farbenschein ihr unbekannt;
Des Lichtes Quell ist ihr verstopft,
Ihr Aug' kennt keiner Farbe Wahl,
Es kennt nur Lust, die leise tropft,
Kennt nur des Schmerzes wilden Schwall.

*) Anm. zur dritten Auflage. In dem S. 253, Note, erwähnten handschriftlichen Heft erscheint dieses Gedicht aus Bruck a. d. Mur datiert.

Sie sitzt geschmückt wie eine Braut,
Sie tastet an der Mutter Arm,
Sie liebt der Stimme milden Laut,
Den Odem, der sie streifet warm:
„Zur Gnadenmutter innig fleh,
O, klag der Himmlischen dein Leid:
‚Gib Heilige, daß ich dich seh'
In aller deiner Herrlichkeit.'"

Das Kind gehorsam falt' die Händ',
Es faßt's die Sehnsucht nach dem Licht,
Den Blick ins leere Nichts gewend't,
Mit bebend leiser Stimm' sie spricht:
„O Gnadenmutter, hold und rein,
O gib dem Aug' des Sehens Gab'
Und lasse das Geschaute sein
So lieb, wie ich Gefühltes hab'!"

Sie blickt so angestrengt aus sich,
Als wollt' sie selbst sich schau'n im Traum,
Der Laut von ihren Lippen wich
Und lautlos bleibt's im leeren Raum.
Da plötzlich ruft's: „Ich seh' die Frau
Mit goldner Krone mit dem Kind.
Von meinem Auge weicht das Grau,
Ich sehe, ich bin nicht mehr blind!"

„O sprich, du stummes Bild zu mir,
O sprich, ich fasse deine Hand;
O laß der Freude Laut von dir,
Nach Wort und Form nur bist bekannt.
Doch spreche nicht, — wenn ungelenk'
Des Schauens Kunst auch mir noch ist —
Ich seh', das Auge spräch' und denk',
Dein Aug', o Mutter, mich begrüßt!"

Sie halten beide stumm sich lang,
Als wenn sie ob des Sehens Lust
Verlernt der Sprache süßen Klang,
So voll des Dankes ist die Brust.
Und als der Dank zum Laut sich preßt,
Da klingt er ungebärdig wild,
Doch falten sich die Hände fest
Gelobend gar ein herrlich Bild.

Der Gnadenmutter sei geweiht —
Ihr, die so himmlisch sanft und mild,
Ihr, die erlöst sie aus dem Leid —
Von eigner Hand ein kunstvoll Bild.
Bei Tageslicht*), bei Kerzenschein
Mit greller Seide stickt das Kind,
Und als das Bild im heil'gen Schrein —
— — — — — — — — —
Da war die Arme wieder blind!

*) In der S. 254, Note, erwähnten Niederschrift: „Bei Tagesstrahl".

Alte Weisen.

Die Lieb' ein Traum.

Tief im Walde sitzen zwei,
Leis' umrauschet von den Bäumen,
Und es sprudelt hell der Quell
Und sie flüstern, kosen, träumen.

Weh', du süßer Liebestraum,
Wenn wir dein erwachen,
Wie es auch geschäh' — o weh —
Ob mit Weinen oder Lachen!

Volksweise.

(April 1882.)

I.

Was ist es mit dem Leben
Doch für 'ne arge Not,
Muß leiden und muß sterben
Zuletzt den bittern Tod.

Kam ich doch auf die Erden
Ganz ohne Wunsch und Will',
Ich weiß es nicht von wannen,
Und kenn' nicht Zweck noch Ziel.

Es tritt die bunten Auen
Nur einmal unser Fuß,
Für kurze Zeit nur tauschen
Wir Händedruck und Gruß.

Und was uns auch von Freuden
Und Leiden zugewandt,
Das mehret und das mindert
Sich unter Menschenhand.

Drum lasset uns in Freundschaft
Einander recht verstehn
Die kurze Strecke Weges,
Die wir zusammen gehn.

II.

Wie vieler deiner Freuden
Hab' ich umsonst geharrt,
Wie wenig deiner Leiden
Hast du mir, Welt, erspart!

Die einen wie die andern
Ich hätt' sie gern gemißt,
Weil doch ein planlos' Wandern
Das arme Leben ist.

Und ruhen wir am Ziele
Im tiefen Erdenschoß,
Dann gleichen ihre Spiele,
Wer darbte, wer genoß.

Verderbet nicht den einen
Der Freuden frohen Schein
Und seht ihr andre weinen,
Verschärfet nicht die Pein.

Daß keine wehmutreiche
Erinn'rung euch betrübt,
Und man an euch die gleiche
Geduld und Treue übt!

Stilles Bescheiden.

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit, —
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid —
Nie werd' ich nur mit einem Blick
Der Herrin meine Lieb' gestehen,
Nie ihre Gegenliebe flehen
Und stumm ertragen mein Geschick!
Ein Frevel wär's an holder Frau,
Wenn ich den eitlen Glauben hegte,
Daß mich, nur mich allein, bewegte
All ihrer Anmut reiche Schau.
Nein, nein, ich bin der einz'ge nicht,
Den ihre Nähe froh beseelet!
Der letzte wär' ich, den sie wählet;
Ich steh' im Banne harter Pflicht,
Nicht Jugendkraft, noch Wohlgestalt
Vermag mir mehr das Wort zu führen,
Ich kann vielleicht durch Lieder rühren,
Doch Mitleid wehrt der Lieb' Gewalt.
So fass' ich denn den einen Mut,
Es im Beginne schon zu enden.
Wie käm' zu eines Bettlers Händen
So hohes überreiches Gut?
Ergeben will ich meine Last
Auch fürder stumm des Weges tragen,
Es soll kein Blick der Herrin sagen,
Wie mächtig es mich stets erfaßt

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit,
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid.

Ich sinn' der alten Fabel nach.

(April 1882.)

Ich sinn' der alten Fabel nach,
Die ernsthaft uns belehret,
Daß alles, was gewesen war,
Dereinstens wiederkehret.

Zwar wiederkehrt nach langer Frist,
Nach vierzigtausend Jahren,
Dann aber auch genau, wie wir's
Das erste Mal erfahren.

Nun ist mir so, als hätt' ich dich
In einem frühern Leben,
Unholdes Liebchen, schon gesehn
Und mich dir ganz ergeben.

Und du, du hättest alle Treu'
Und Lieb', die ich empfunden,
Mit herbem Spotte mir gelohnt
Und tiefen Herzenswunden.

Mir tönt, ach, so vertraut und doch
Ernüchternd deine Sprache,
Mich höhnt, wie einmal schon gehört,
Die silberhelle Lache.

Ich liebend ohne Hoffnung und
Du herzlos ohne Reue,
Es ist als wie ein altes Spiel,
Das wiederkehrt aufs neue.

Ein altes Spiel — wir können dreist
Die Wiederholung wagen,
Du bist im Quälen wohlgeschult
Und ich für das Ertragen.

Und überläuft's mir oft das Herz
So bang und maienfröstlich,
Dann deucht mir — albern wie sie ist —
Die alte Fabel tröstlich!

Scheiden.

Wer in hilflosem Jammer
Sein Liebstes sterben sieht,
Der weiß nicht, welche Klammer
Ihn noch zur Erde zieht.

Sie weinte, als sie bange
Auf ewig Abschied gab,
Die Thräne rann die Wange
Der Toten sanft herab.

O Thrän' aus liebem Auge
In bittrer Scheidestund',
O Thräne, trübe Lauge
Du brennst das Herz mir wund!

Nichts beut dem kranken Herzen
Als weher Trost sich dar,
Daß es das letzte Schmerzen,
Die letzte Thräne war.

Zeit und Welt.

Neujahrsgruß.

(Dezember 1883.)

Siehst du in steter Eil' verrauschen
Im Zeitenstrome Jahr für Jahr,
Nicht neig dein Ohr, um bang' zu lauschen
Der Zukunft, die nie offenbar;
Das Aergste, was dir bleibt zu tauschen,
Es birgt nicht Schrecken noch Gefahr, —
Wenn weit vom Ziel dein Hoffen traf,
So gibst du Traum für tiefen Schlaf.

Die fromme Hoffnung unbestritten,
Doch wär' dies Aergste nicht so arg.
Was einer hier auf Erd' gelitten,
Was ihm das Leben Arges barg,
Das lag des Wegs, den er durchschritten,
Von seiner Wiege bis zum Sarg
Und wenn auch nichts verklärt' sein Leid,
Es starb mit ihm für alle Zeit.

Mit frohem, freiem Herzensschlage
Verlebe deines Daseins Frist,
Bedenk, daß du nach alter Sage,
Die hohe Weisheit in sich schließt,

Schon seit dem letzten Schöpfungstage
Der Herr dahier auf Erden bist,
Und was geschieht, wirkst du allein,
Verdienst, wie Schuld, o Mensch, sind dein!

Der Neujahrstag.

Das Neujahr hat wie alle Tage
Sein bißchen Lust und sein' Beschwer,
Es gleicht sich gründlich auf der Wage,
Jedoch im Quantum macht es mehr.
Verwandte und Bekannte kommen
Und wünschen alles Glück der Welt
Und Fremde stehen da beklommen
Und wünschen stammelnd — unser Geld.
So wechseln froheste Besuche
Mit andern, die man grämlich nimmt;
Man merkt — nach Meister Goethes Spruche —
Die Absicht und man wird verstimmt.
Mag man nun gern der einen Bitte
Willfahren und der andern nicht,
Je nun, es ward einmal zur Sitte
Und die ist zwingend wie die Pflicht.
Erlaubet, daß ich 'ne Geschichte
Vom Gratulieren, heitrer Art,
Doch mit der Mahnung euch berichte,
Daß ihr sie klug bei euch bewahrt,
Denn machte dieser Spaß die Runde
Beim Gratulantencorps, ei, dann,
Dann höbe auch von selber Stunde
„Verschärftes Gratulieren" an. —
Hanns Claus ward oft in Kindertagen
Zum „Vetter in der Stadt" geführt,
Um dort sein Sprüchlein aufzusagen,
Der Vetter war auch stets gerührt;

Griff zögernd in die Westentasche
Und händigt Geld den Alten ein,
Die thun, als ob sie's überrasche:
„No, halt afs Wohl, a Glaserl Wein!"
Das ging paar Jahr', doch auf die Länge,
Da sank der Vetter sehr im Preis,
Ein Bauer sparet sich die Gänge
Da, wo er nichts zu holen weiß.
Doch als Hanns Claus von beiden Alten,
Obgleich er schon ein großer Jung',
In jedem Stück ward kurz gehalten,
Befiel ihn die Erinnerung
An jenen Vetter, den umworben
Er einst mit Kindes Schmeichelsprach',
Mit dem die Eltern es verdorben,
Doch trägt ihm das Hanns Claus nicht nach.
Er will mal für sich selber sorgen,
Entschließt er sich — und kurz, wir sehn
Ihn schon am nächsten Neujahrmorgen
Vor dem erstaunten Vetter stehn;
Und nun beginnt er anzuheben,
Wobei den Hut er langsam dreht:
„Von Xundheit und recht langem Leben
Und was mer selbst sich wünschen thät'!"
Und sieh, wie früher nach der Tasche
Der Vetter greift. „Für 'n Gläschen Wein!"
Hanns thut, als wenn's ihn überrasche,
Doch steckt er rasch die Gabe ein,
Dann bleibt er steif und ohn' Bewegen,
Als stäke er in einem Loch;
Der Vetter schmunzelt ganz verlegen:
„Nun, lieber Claus, was willst du noch?"
Der nickt mit pfiff'gem Augenblinken
Und sagt: „Ei mein, 's habts was vagess'n.
Dasselb' — dös da — dös is fürs Trinken,
Wo bleibt denn nachher dös fürs Essen?!"

Weihnacht.

(November 1887.)

Ob hoch, ob nieder wir geboren,
So wie uns antritt das Geschick,
So geht der frohe Kindesblick,
Das Kinderherz geht uns verloren.

Wir fühlen mählich uns verhärten
'gen alter Sagen Trost und Lust,
Die uns des Lebens wirren Wust
Zur heil'gen Einheit einst verklärten.

Zerstoben bis auf wen'ge Reste
Ist der Erinnerung Gewalt,
Abwägend stehen wir und kalt
Selbst vor des Jahres schönstem Feste.

Wir stehn vor einem toten Baume,
Gemordet an des Waldes Rand,
Geschmückt mit Flitter und mit Tand,
Gar ungleich unserm Kindheitstraume.

Doch stürzet dann herein zur Schwelle
Die kleine Schar mit Jubelschrei,
Dann schleicht auch uns ins Herz dabei
Der Weihnachtslichter frohe Helle.

Und glänzt dein Aug' in freud'gem Schimmer,
O, sage mir, was es verschlägt,
Wenn das, was dir das Herz bewegt,
Auch eitel Tand nur ist und Flimmer?

Dem allem, was mit scharfen Sinnen
Du an den Dingen dir erschließ'st,
Und was du wägst und zählst und miss'st,
Dem läßt kein Glück sich abgewinnen!

Was dich an Leiden und an Freuden
Auf deines Lebens Bahn betrifft,
Es ist des Herzens Runenschrift,
Und nur das Herz weiß sie zu deuten.

Drum laß das Kritteln und Verneinen
Und lautern Herzens sei bereit,
Zur frohen, sel'gen Weihnachtszeit
Dem Kinderjubel dich zu einen.

Erfasse ganz des Glaubens Fülle,
Der deine Kindheit einst durchweht,
Vom Gott, der hilfbereit ersteht,
In armer, dürft'ger Menschenhülle.

Der Heiland wallt allzeit auf Erden,
Das glaube felsenfest und treu,
Nur freilich muß er stets aufs neu'
In jedes Brust geboren werden.

In trüber Zeit.

Wenn du dich ins Aergste fandest
— Aergstes ist: geboren werden —
Find dich ruhig auch ins andre,
Minder Arge auf der Erden.
Sterben rechnet man als Schlimmstes,
Dem man nicht entrinnen kann;
Höchst vernünftig ist's, du nimmst es,
Wie es tritt an dich heran.

Damit freilich hat das Leben
Und was drum und dran ein Ende,
Du jedoch sei still ergeben,
Wo's dich träfe, wo's dich fände;

Ob nach viel', nach wenig' Jahren,
Einmal droht das eisern' Muß,
Ob und was du auch erfahren,
Kurz ist aller Weisheit Schluß:

Daß durch Wasserflut und Brände,
Alles Siechtums grause Plagen
Noch der Mensch zurecht sich fände,
Ohne um sein Los zu klagen.
Allen Jammer, der durchzittert
Bange Herzen ohne Ruh',
Was die Welt vergällt, verbittert,
Fügt der Mensch dem Menschen zu!

Nicht die Bosheit ist's, die niedre,
Die am Aergsten dich bedrücket,
Nein, die Dummheit ist's, die biedre,
Die dir sacht das Herz zerstücket;
Stetig wirket sie gelassen
Und sie wirkt sich niemals aus,
Jagst du heut sie von den Gassen,
Dringt sie morgen dir ins Haus.

Hoffe: daß 's zum Bessern treibe!
Fürchte: vielleicht wird's auch schlimmer!
Aber, daß es besser bleibe,
Darauf hoffe nie und nimmer.
Lerne grollend dich bescheiden,
Dummheit ruht zu keiner Frist,
Kluge nützen nur die Zeiten,
Wo sie etwas schläfrig ist.

Was ins Leben Edle riefen,
Kann sie dauernd nicht ertragen,
Wie die Brunnen aus den Tiefen
Einstens in der Sündflut Tagen

Plötzlich sich ergossen hatten
Aller Höhen, aller Ort,
Spült auch sie die reifen Saaten
Samt der Bodenkrume fort.

Im Wonnemonat des Jahres 1884.

Nach blutigen Wochen.

(Januar 1884.)

Wenn ihr mit starrendem Entsetzen schauet,
Wie alle Schranken, die ihr aufgebauet,
Die Fäuste blut'gen Frevels niederbrechen,
Ohn' Furcht vor eurem Rasen, eurem Rächen,
Dann rufet „Mord" ihr durch die stillen Gassen,
Ihr wißt euch nicht zu sammeln, nicht zu lassen
Und glaubt, der Zeiten letzter Tag beginnt!
Seid ihr denn blind?

So war's gewesen noch zu allen Zeiten,
So wird es immer sein, so oft zu streiten
Der Ueberfluß — der für die Hundert zehret
Und diesen auch das Nötigste verwehret —
Und Armut — die an ihren welken Brüsten
Nicht nähret mehr als brennend' Rachgelüsten —
Den letzten, heißergrimmten Kampf beginnt.
Seid ihr denn blind?

Ihr seht die wilde Jagd nach dem Genusse,
Die Scharen knirschend unter ihrem Fuße,
Und über dem Gewirre, dem Gehaste,
Gleich einem Blitz, erlischt mit jähem Glaste,
Wie einst in Romas götterlosen Tagen,
Das heil'ge Pflichtgefühl, das ernst' Entsagen,
Daß keiner sich darauf zurückbesinnt.
Seid ihr denn blind?

Was man von Lieb', der ihr berühmt euch heute,
In dieser Zeiten dürft'ge Schollen streute,
Das faßt sich zwischen zweien Fingerspitzen,
Manch Korn bleibt noch an feuchter Pore sitzen, —
Doch Haß, den streuet man mit vollen Händen!
Was fraget ihr, wie solches Thun mag enden
Und wie der finstre Dämon Macht gewinnt?
Seid ihr denn blind?

Beschauliches.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens . . .

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens
Und senk' das Haupt in dem Erkennen:
Wie wertlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen.
Das Ringen ist's, das dich beglückt,
Erfolg schon hat den Kranz zerrissen,
So wie das Forschen nur entzückt
Und nimmermehr das volle Wissen.

Nur, was noch aussteht zu gewinnen,
Nur, was im Leben wir verloren,
Erscheinet groß vor unsern Sinnen;
Zufrieden sind allein die Thoren.
Doch wer erlernt des Lebens Preise
Zu werten als ein eitles Nichts,
Der fürchtet auch kein Ziel der Reise
Und keine Tage des Gerichts.

Selbstbetrachtung.

O, kannst du nicht in deinem Herzen
Der Jugend frohe Glut bewahren?
Vermagst du es nicht auszumerzen,
Was dir gekommen mit den Jahren?

Dereinstens hast du all dein Streben
In Zeiten bittrer, herber Not
Der heil'gen Kunst anheimgegeben,
Was ringst du jetzt nach Lob und Brot?

Es ist ein leidiges Gewöhnen
An karg bemessenes Behagen,
Um das du dich dem Kult des Schönen,
Des ewig Hohen hast entschlagen.

Du zündest ihm jetzt Räucherkerzen,
Wo einst dein ganzes Herz geflammt,
Du, einst Prophet mit warmem Herzen,
Versiehst als lauer Pfaff dein Amt.

Du formst den Gott in Brotgestalten,
Erhebst und tröstest zur Genüge,
Doch um den Glauben zu erhalten,
Da sprichst du auch manch fromme Lüge.

O, raff dich auf und schaffe wieder,
Wie einst in deiner goldnen Zeit,
Wo noch der Born all deiner Lieder,
Dir rein gesprudelt, unentweiht.

Und wieder jene Pfade wandre,
Vom Glauben an dein Selbst beglücket,
Wohin du flüchtend, dich und andre
Aus der Gemeinheit Bann entrücket.

O, zeige, daß vom Druck der Jahre
Dein Innerstes blieb unversehrt
Und daß du, trotz der grauen Haare,
Noch immer deiner Jugend wert.

Das war die Zeit.

Du willst's, so sei der Schwur erneuert,
Vergessen sei, was uns entzweit,
Zu höchst und aber höchst beteuert
Sei unsrer Liebe Innigkeit!
Doch was vom sichern Port gesteuert
Uns einst in hohe See voll Leid, —
Das war die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Das war ein eifrig Phrasensammeln,
Um an des Fühlens Ewigkeit
Den Glauben in uns aufzusammeln,
Und doch, nach wen'ger Jahre Streit,
So wie aus Kindermund ein Stammeln,
Erschien die Ueberschwenglichkeit. —
Das that die Zeit, mein Kind, die Zeit!

An Leib und Seele umgestalten
Kann uns der Jahre Flüchtigkeit,
Ei, hielten wir es noch im Alten,
Dir stünd' die Thräne nimmer weit,
Du ziehst die Stirne nur in Falten
Und deren Spur, sie macht sich breit, —
Das that die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Nicht umzudeuten, nicht zu brechen
In dieses Lebens Wechselstreit
Ist nur ein einziges Versprechen,
Ist nur ein einz'ger heiliger Eid:
Verheißet Nachsicht allen Schwächen
Und schwört Erbarmen jedem Leid, —
Das trifft zur Zeit, zu aller Zeit!

O, schwöre nicht, verlang kein Schwören.
Des Augenblickes Lieblichkeit
Verhange nicht mit Trauerflören.
O, zwinge nicht in bangem Leid
Auf jenen leisen Schritt zu hören,
Mit dem sich naht und uns entzweit, —
Wie einst, die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Im Innern gefestet.

(Dezember 1882.)

Wenn Jahre gehn und kommen,
So nehme du in acht,
Was sie dir wohl genommen,
Was sie dir wohl gebracht.

Was dir auch im Verlaufe
Der Zeiten ward beschert,
Nicht Gut, noch Glück es taufe,
Gar trüglich ist sein Wert.

Nicht grausam heiß das Leiden,
Nicht Raub nenn den Verlust,
Weiß still dich zu bescheiden
Und trage, was du mußt.

Nur der ist hochgemutet,
Der gleich im Glück sich fühlt,
Und wenn das Herz ihm blutet,
Die Wunde keusch verhüllt.

Das Glück, es will nicht währen,
Das Leid bleibt nicht bestehn,
Das ist: wie Tage kehren
Und wie die Nächte gehn.

Nur das hast du genossen,
Erstritten das allein,
Was in die Seel' geschlossen
Du dir zu tiefst hinein.

Das einzig ist das Wahre,
Was du in dir erfährst,
Dem du, trotz Flucht der Jahre,
In Treuen dich bewährst.

Ob sie umdunkeln Schmerzen,
Ob Freude sie erhellt,
Du trägst in deinem Herzen
Dann eine Friedenswelt.

Wie Jahre gehn und kommen,
Des haben sie nicht Macht,
Davon wird nichts genommen,
Dazu dir nichts gebracht!

Weisung.

(November 1887.)

Ich stand vor manchem schon betroffen,
Der Pinsel und Palette führt,
Und dessen steifes, festes Hoffen
Mich oft beinahe hätt' gerührt.
Er zog ins Land, studierte immer
Und wies mit freud'gem Hoffnungsschimmer
Den Skizzen-Wust, den er erzielt,
Und schien ihm etwas recht zu taugen,
Da rief er mit verzückten Augen:
„Das gäb' ein Bild!"

Es mußte doch nicht sein das Wahre,
Wie er die Sache nahm zur Hand,
Er trieb es so durch viele Jahre,
Nichts halfen Leute ihm und Land,
Denn was er malte, konnte Laien
Und Kenner nimmermehr entzweien,
Weil keiner etwas darauf hielt;
Und was er eifervollen Strebens
Auch schuf die Tage seines Lebens,
Gab nie ein Bild.

Der soll sich nicht mit Kunst belasten,
Der die Natur wie jeder sieht,
Er schleppt 'nen Photographenkasten,
Der nur die Schulter schief ihm zieht;
Wem irgend Großes noch gelungen,
Der hat sich's selber abgerungen,
Ob zart und mild, ob stark und wild!
Hast du nur deinem Werke eben
Aus eignem Ich was zugegeben,
So gibt's ein Bild!

Wie klug, ihr Mütter!

Wie klug, ihr Mütter!
Ihr störet nicht
Den Schlaf der Kleinen.
Es heißet ja,
Im Schlafe spielten
Mit ihnen Engel.

Wenn sie dereinstens,
Der Mutter Brust
Entwöhnt, erwachen,

Wer weiß es denn:
Was für Dämonen
Mit ihnen spielen?!

Wie klug, ihr Mütter!
Ihr störet nicht
Den Schlaf der Kleinen;
Sie haben nur
Für kurz die Eng'lein
Zu Spielgenossen.

Stimmungsbilder.

Die Ruine.

Was war da versammelt für Herrlichkeit?
Was hat da verblutet für Herzeleid?
Da ward aller Lust, allem Leide gerecht
Im Kommen und Gehen manch stolz' Geschlecht
  Vor alter Zeit!

Die Mauern, die öden, sie ragen weit,
Kein Hall mehr in ihnen von Lust noch Streit;
Die Chronik erzählet wohl manche Mär',
Die Steine verschweigen Nutz und Lehr'
  Aus alter Zeit.

Und wenn dann dich, Wandrer, hinabgeleit't
Die Wehmut ob menschlicher Nichtigkeit,
Bedenke, wie wenig an Frist vergeht,
So wird auch veröden die unsre Stätt'
  Gleich alter Zeit!

Der Ort, wo du liefest im Kinderpfaid,
Der Hain, wo du küßtest die erste Maid,
Der Saal, der einst Zechern das Echo gab,
Veröden, sowie auch dein Mal am Grab,
  Alt deine Zeit!

Dann wallen wohl andre von Wegen weit
Den Stätten zu unsrer Vergangenheit
Und seufzen, wie einst wir, aus banger Brust:
Wie sind wir der Sonne so kurz bewußt,
Wie keine Zeit!

Frühling.

(1889.)

Wenn wir mit jedem neuen Jahre
Sich schmücken sehen Wald und Flur,
Beschleicht uns neidisches Empfinden
Ob unsers Lebens flücht'ger Spur.

Der Neid, daß uns kein Frühling wieder
Will kehren nach der Jugend Tagen,
Daß Bäumen gleich mit kahlen Aesten
Wir winterlich zum Himmel ragen!

Daß sich mit Blüten und mit Düften
Allimmerdar der Lenz erneut,
Indes das Schicksal auch nicht eine
Der Blumen auf den Weg uns streut!

Doch möchten wir uns nur bespiegeln
Im tiefen Born des Selbsterkennens,
Wir fänden selbst, als abgestorben,
Uns wert des Fällens und Verbrennens.

Es wäre auch in uns oft wieder
Ein neuer Frühling aufgewacht,
Wenn nicht der Herzen eis'ge Kälte
Ihn rasch erstarren hätt' gemacht!

Mondnacht im Gebirge.

So stumm und reglos ruhen Berg und Thal
In vollem Mondenlicht,
Fern in den Lüften webet leiser Hall;
Die Stille unterbricht
Nur hurtiges Wassergerinne,
Silbern schäumend;
Es ist als ob die Welt
Auf etwas sich besinne,
Das ihr entfällt,
Das unterdess'
Sie wieder vergess',
Weiter träumend.

Doch nie und nimmer kommt die eine Nacht
Im hellen Vollmondlicht,
Wo sie, den Traum abschüttelnd, auferwacht,
Wo sie ihr Schweigen bricht.
Es mögen die Wasser versanden
Und versiegen,
Es mag der Menschen Herz
In weher Sehnsucht Banden
Vergehn vor Schmerz; —
So vor wie nach,
Sie bleibet gemach
Und verschwiegen.

So strecke dich denn auf das weiche Moos,
Blick auf zum Himmelsraum
Und wähne dich wie auf der Mutter Schoß
Und träum ihn mit den Traum.
Dann wird, was das dämmernde Weben
Rings verklärte, —
Die selbstvergess'ne Ruh, —

Auch froh die Brust dir heben:
„Wie schön bist du,
Monderhellt,
Herrliche Welt!
Mutter Erde!“

Stimmungsbild.

Es dehnet weit sich eine sand'ge Brache,
Nur dürft'ge Halme zittern stoßweis' vor dem Wind,
Nur selten schwillt zu einem kleinen Bache
Der Wasserstreif, der sickernd über Kiesel rinnt,
Und nur, wenn tagelang ein reicher Segen
Vom Himmel niederfließt und tränkt das weite Land,
Beginnt's auf stein'ger Halde sich zu regen;
Da keimt und sprießt und decket schnell des Baches Rand,
Was eben bieten kann die arme Krume,
Kein farbenpracht'ges Prangen und kein duft'ges Blüh'n!
Das Auge sucht vergebens eine Blume,
Es sieht nur rings in hellem, schnell versehrtem Grün
Auf fleisch'gem Stiele breite Blätter fächeln.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Gemahnen will es mich an jenes Lächeln,
Das oft ein sorgenvolles Antlitz rasch durchpflügt,
Wenn unverhoffte Freude einen Frühling lügt!

Gestalten und Geschichten.

Im Walde.

Ein Cyklus.

(25. Juni 1887.)

I.

Grüß Gott, grüß Gott, du grüner Wald!
Welch Prangen und Gedeihen!
Du bist der schönste Aufenthalt,
Der liebste wohl zu zweien.

Es lacht des Försters Töchterlein,
Wenn ich es stammelnd grüße,
Wie setzt es, flüchtend waldhinein,
So zierlich seine Füße!

Und ich erhasch' das junge Blut
Auf stiller, kleiner Matten.
Wie wohl, wie selig sich's doch ruht
Im grünen Waldesschatten!

II.

Welch ander Maß der Zeit, o sag,
Wohl könnten wir verlangen,
Als unser beider Herzen Schlag
Im seligen Umfangen?

Nicht achtend, was da kommen mag,
Vergessend, was vergangen;
Es kann der Mensch allein vom Tag,
Vom Tag nur, Glück empfangen!

III.

Er: Du blickst voll Angst
Zu mir empor.
Was ist? O, sag'
Es mir ins Ohr.
Sie: O, faß mich an
Und blick zur Seit'!
's ist wehe Lust
Und süßes Leid,
Was mich erregt. —
Du böser Mann,
Wie dich's erschreckt!
Er: Ich bin bewegt.
Wer dachte dran?
Sie: Ist es nicht süß?
Er: Ei ja, gewiß!

IV.

Mein Himmel, sind die Dirnen dumm!
Weil ich nicht vor Entzücken
Gleich außer mir, kehrt sie sich um
Und drehte mir den Rücken.
Ganz ohne Gruß ist sie von mir
Im Zorne weggeschritten.
Ei, liebes Kind, erst betteln wir,
Dann kommt an euch das Bitten!

Von Zeit zu Zeit will nun gemach
Den Wald ich hier durchstreifen,
Und läuft die liebe Dirn' mir nach,
So laß ich mich ergreifen.

Der Wald ist auch des Schmucks beraubt,
Vergilbt der Blätter Reste,
Er schüttelt zweifelnd überm Haupt
Die herbstlich fahlen Aeste.

V.

Nun, klaubt nur Holz, alt Mütterchen!
Ich möchte gern erkunden,
Was mit dem Förster hier geschehn.
War schon so lang nicht unten,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Der Förster, Herr, ist lang schon fort,
Es war zu seinem Frommen.
Doch wie er heißt, derselbe Ort,
Wohin der Mann gekommen,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Sein Töchterchen? Die Hanne? Ei,
Die freilich blieb zurücke,
Nicht weit von hier, ganz nahebei;
Ob sie's dort freut, ob drücke?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ein Lump kam aus der Stadt getrollt,
Er war nicht einmal sauber,
Die Dirn' sonst nicht den Männern hold;
Was er gebraucht für Zauber?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Kurzum, er that ihr schön, bis er
In Schande sie getrieben.
Sie sah von Stund' ihn nimmermehr,
Und wo der Schuft geblieben,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Und als sie fühlte sich zu zweit',
Begann sie zu erkranken.
War's nur aus purem Herzeleid,
Aus reuenden Gedanken?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Doch eines Morgens war sie tot,
Sie lag so wie im Schlafe.
Erwies ihr Gnad' der liebe Gott?
Geschah es ihr zur Strafe?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ei, Herr, was kommt Euch in den Sinn?
Was werft Ihr Euch zur Erden
Wie 'n gottverlass'ner Sünder hin?
Wie deut' ich dies Gebärden?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Vergelt Euch Gott die milde Gab'!
Wie konnte ich auch denken,
Daß Hannens Schatz vor mir ich hab'?
Nun will jed' Wort mich kränken,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ei, denkt: Geschehen ist geschehn!
Wir sind ja Menschen alle!
Ein Unglück war's, ein Mißverstehn,
Wie oft in solchem Falle.
Das weiß ich wohl zu sagen!

VI.

Ich blicke von des Waldes Rand
Zum Kirchhof auf der Heide.
Die Kreuze stehn im Sonnenbrand,
Die Steine sehn wie Kreide.

Ein Birkenkreuz, das müd' sich senkt,
Mit einem welken Kranz behängt,
Das weiset ferne und seitab
Von anderen ihr einsam' Grab.

Ich wend' mein heißes Aug' empor,
Und meinem Blick, dem bangen,
Erscheinet wie mit düsterm Flor
Die Gegend rings umhangen.
Wie raget hinter mir der Wald
In finstrer, dräuender Gestalt,
Als wehrte zürnend er den Pfad
Entweihtem Glück, verwirkter Gnad'!

So sollen nach der Stadt mich 'rück
Die müden Füße tragen,
Ich will nach leerem, schalem Glück
Wie andere dort jagen,
Bis all die aufgetürmten Stein'
Mein armes Herz gemauert ein,
Und an das Hohe ohne Glaub'
Im Kote ich vergeh' und Staub.

Die Abatissin und der Bischof.

(April 1886.)

Ein' edle Abatissin kam,
Ein' Nonn' beim Bischof klagen,
Die hätt' gen Himmelsbräutigam
Der Treue sich entschlagen.
„O weh, der Sünde groß und schwer!
Frau Aebtin, kehret heime,
Beschicket gleich die Werkleut' her
Mit Steinen und mit Leime

Und mauret mir die Sünd'rin ein;
Sie seh' nit nächster Sonne Schein!
Gott möge ihr genaden!"

Die Abatissin heime kehrt,
Sie ließ den Zelter jagen,
Und that, wie sie der Bischof lehrt,
Das gab ein großes Klagen.
Sie führten das bleich' Schwesterlein
Hinwärts zu einer Blende,
Da fügten hastig Stein auf Stein
Der Werkleut' flinke Hände.
Sie maureten die Nonne ein,
Sie sieht nit nächster Sonne Schein.
Gott möge ihr genaden!

Und als die Wände feucht und kalt
Das junge Blut umfassen,
Da hat es, eh' man schloß den Spalt,
Sich noch vernehmen lassen:
„Wie groß die Sünd' und schwer die Pön,
Die Wonne war doch süße,
Und kennt wer meinen Buhlen schön,
Der bring' ihm letzte Grüße!
Ein Feuer ist die Lieb', das zehrt,
Und Gott, der ihrer nit gewehrt,
Mög' mir und euch genaden!"

Und eh' verblich der Sonne Schein,
Vier Maultier' vor dem Wagen,
Der Bischof fuhr ins Kloster ein,
Die Abatissin fragen.
Die leitet ihn an ihrer Hand
Hinabwärts viele Stufen,
Bis wo man hinter nasser Wand
Die Nonn' noch hörte rufen.

Der Bischof, der bekreuzt die Stein'.
„Der Erde Lust verläuft in Pein.
Gott möge dir genaden!"

Drauf leitet ihn die Aebtin noch
Ins Gastgelaß, ins reiche.
„O, edle Frau, was habt Ihr doch
Für Hände weiß und weiche!"
Und als die nächste Sonn' sie find't,
Umfahet beid' ein Schauern,
Sie dachten an ein bleiches Kind,
Das tot lag hinter Mauern;
Beim Scheiden an der Klosterpfort',
Da flüstern sie als Abschiedswort:
„Gott möge uns genaden!"

Juanita.

(Juli 1886.)

Juanita sitzt, die kleine,
In der Nonnenschul' mit Gähnen,
Und sie hört die fromme Schwester
Neue Greuel zag erwähnen,
Neue abscheuvolle Greuel,
Neue unerhörte Frevel,
Die dereinstens nur zu büßen
In dem Pfuhl voll Glut und Schwefel.

Ferne in dem Britenreiche,
Drüben über dem Kanale, —
Schlanke, blonde Menschen wohnen
Dort und Ketzer sind sie alle —

Hat ein Mann sich unterwunden,
Das Urelternpaar zu lästern
Und die Menschen mit den Affen
Zu verbrüdern und verschwestern.

Und mit dieser sünd'gen Lüge
Hab' er viele schon bethöret,
Wie der fromme Pater klaget,
Der im Kloster Beichte höret.
Während sich die Nonn' um ihre
Reine Menschenherkunft wehret,
Sitzt die kleine Juanita
Lächelnd und in sich gekehret.

Sie gedenkt des Pater José,
Der sie auf die Zell' gebeten —
Barfuß lief sie, hatte keine
Kinderschuhe zu vertreten —
Und sie lachte still des Schreckens,
Den ihr machte das verzerrte
Bartumrahmte Antlitz, als es
Aug'verdrehend sich verklärte.

Und sie fände es zu hart, den
Klugen Briten zu verdammen,
Denn die Männer könnten füglich
Alle doch von Affen stammen;
Doch dem Weibe wird versichert,
Daß es Engels Abkunft habe;
Ob von Himmels lichter Heerschar?
Von gefall'nen? Quien sabe?

St. Peters Klage.

(Juli 1881.)

St. Peter sprach in trübem Ton:
„Hör mich, Gott Vater und Gott Sohn
Und auch du, lieber heil'ger Geist!
Die Menschen werden jetzt so dreist,
Sie fürchten Teufel nicht, noch Tod,
Und gar ein Leben ohne Gott,
Das planen sie mit frevlem Sinn!" —
Gott Vater spricht: „Wie froh ich bin,
Betrübt dich das, du treuer Knecht?
Ich sag', mir kommt es eben recht,
Du weißt, ich war der ganzen Brut
All meine Tage nicht gar gut,
Ich habe Wasser und auch Brand
Vergebens doch an sie gewandt,
Und Sündflut nicht, noch Sodoms Not,
Nicht Noahs Warnung, noch des Lot
Errettung war zu etwas nütz;
Die Sonne war's in trüber Pfütz',
Die Perle war es für die Säu',
Sie sündigten nur stets aufs neu',
Bis mein Herr Sohn in Jugendstärk'
Besorgte das Erlösungswerk.
Doch wie's gedieh und wie's geriet?
Ich denk' mein Teil und sag' es nit.
Und wenn es kommen thut also,
Wie du gesagt, des bin ich froh.
Wenn sie nunmehr in Theorie
Ohn' mich zu leben sind bestrebt,
's ist recht, in Praxis haben sie
Ja allzeit ohne mich gelebt.
Wenn statt von ewiger Vernunft
Sie sich von einer tollen Zunft

Zwei Schwestern.

(April 1882.)

Zum Traualtare geht die eine
Mit stolzem Schritt, die Myrte in dem Haar;
Die andere, die Unbegehrte,
Verbirgt sich schüchtern in der Gäste Schar.

Sie flüstert leise: „Arge Schwester,
Du thust mit leichtem Fuß den schweren Gang
Und deinen künft'gen Gatten nanntest
Du, kecken Wortes, einen guten Fang.

Und trägst die Myrte, trotz du nächtens
Gar oftmal übermütig mein gelacht,
Wenn du mir Dinge anvertrautest,
Die stets zu tiefst erröten mich gemacht.

Ich gönne dir dein Glück und wünsche,
Euch beiden bleibe jede Reue fern,
Doch wär' dein Braver mir beschieden,
Ich kennte wahrlich keinen andern Herrn."

Du armes Kind, du suchtest Liebe,
Genuß vermied stets deinen dürft'gen Pfad,
Indes die Leichte, Lock're, Lose
Genuß gesucht und Lieb' gefunden hat!

Regentage.

(Juni 1879.)

Das war an einem Regentag,
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern,
Das Wetter hielt mich festgebannt
In kalten, unwirtlichen Mauern.

Wir wohnten just zur selben Zeit
Freundnachbarlich Stübchen an Stübchen,
Ich trat gar schüchtern bei dir ein,
Du zeigtest die lächelnden Grübchen,
Dein glanzvoll' Auge sah nach mir,
Es ward mir ein wenig beklommen,
Ich war kaum da und wünsche fast,
Ich wär' lieber gar nicht gekommen.
Ich wähnte dich mein Ideal,
Ich hatte vor sämtlichen Frauen
Sehr viel Respekt und manchmal gar
Ein süß andächtiges Grauen.
O Jugendtraum, ich brächt' es nicht
Zuwege, daß ich dich verlachte,
Durch den ich meine frohste Zeit
In reinster Gesellschaft verbrachte.
Ich saß ganz selig neben dir,
Ganz selig, doch freilich auch stumm,
Du hast ein paarmal still für dich
Gelächelt, ich weiß jetzt, warum.
Mir galt mein Schweigen für beredt
Und jegliches Wort für vermessen,
Ich ward ein andrer dazumal
Als ich dir zur Seite gesessen.
Wie lauhinweh'nde Frühlingsluft
So fächelte mich noch das Leben
Und alles schwamm in Farb' und Duft.
Die Welt war mir eigen gegeben,
Mir eigen ganz, so daß sie mich
In all ihrer Fülle entzückte,
Daß sie kein Wunsch und kein Begehr'
Entheiligte oder zerstückte.
In diesem Ganzen hast auch du
Als rosige Flocke getrieben,
Ich haschte in Gedanken dich,
Doch ist's beim Gedanken geblieben;

Denn wenn ich dir auch Freiheit ließ,
So bist du mir doch nicht entronnen,
Es hielt dich ja das gleiche Netz
Mit sonnigen Fäden umsponnen.
Doch sann ich, wenn dein Aug' mich traf,
Der Rede hellachende Töne,
Wie du vermochtest da zu sein
In all solcher Anmut und Schöne?!
Und ich entschloß mich ohne Laut,
Die Lust deines Anblicks zu tragen,
Was mich bewegte, konnte ich
In Worten dir nimmermehr sagen. — — —
Es dunkelte und Lichter rings
Erhellten allmählich die Straßen,
Da rücktest du den Stuhl und sprachst:
„Herr Nachbar, ich muß Sie verlassen!"

Und wieder war's ein Regentag,
Da sah ich zur Kirche dich fahren
In weißem Kleid, den Myrtenkranz
Auf deinen reichwallenden Haaren.
Es fiel ein sanfter Regen nur
In sprühenden Tropfen zur Erde,
Es machte dich verdrießlich und
Du sagtest: „Mich jammern die Pferde!"
Als man dir aus dem Wagen half,
Da zogst du das Füßchen zurück,
Die Gaffer ringsum lachten laut:
Der Regen, der brächte ja Glück!
An einem Pfeiler lehnte ich
Und übte mit grimmen Behagen
Mich in der Kunst, so auszusehn,
Als hätt' ich das Schwerste zu tragen.
Es schien mir ein Verrat, so arg,
Wie jemals nur einer gekartet,

Daß dich ein andrer nahm zur Frau
Und du nicht auf mich hast gewartet.
Doch als ich nach der Trauung Schluß
Dich durch das Gedränge, das dichte,
Am Arm des Gatten nahen sah
Mit freudigem, frohem Gesichte,
Die Wange leise angehaucht
Wie eine erblühende Rose,
Da fuhr am Pfeiler ich empor
Aus meiner weltschmerzlichen Pose
Und trat heran und wünschte Glück,
Ich traf es, darein mich zu schicken
Wie andere, doch schien es mir,
Du danktest mit wärmeren Blicken.

Als wir danach uns wiedersah'n,
Das war erst nach Jahren und Tagen,
Da hat der Himmel sich in Grau
Und du dich in Trauer getragen.
Es mahnte mich von fern dein Schritt,
Ich kannte dich bald an dem Gange.
Das schwarze Kleid, es hob den Schnce
Des Nackens, die Bläße der Wange,
Es brannte durch den dunklen Flor
Dein Auge so feurig wie immer
Und unter schwarzer Krause lag
Das Haar in hellgoldigem Schimmer.
In manchem gabst du freier dich,
In anderem wieder gebunden,
Ich habe dich so schön wie je,
Wenn nicht gar noch schöner gefunden.
Du wiesest auf dein Trauerkleid,
Das sage mir wohl zur Genüge,
Welch schmerzlicher Verlust dich traf.
Dich wundre nur, wie man's ertrüge!

Ob ich es wohl entfernt gedacht,
Dich solcherart wieder zu finden?
Du stündest nun allein wie einst,
Doch müßtest du jetzt es empfinden.
Es wurde dir das Auge feucht,
Ich drückte dir tröstend die Hände,
Als du erzähltest wie dein Mann,
Gelitten gar schwer bis ans Ende.
Er war der Beste von der Welt,
Indessen du habest nicht Hehle,
Daß er nicht ganz vollkommen war,
Er hatte auch etliche Fehle.
Doch was man Glück zu nennen pflegt,
Bemessen wir stets nur persönlich,
Man klage nicht, daß man getäuscht,
Man täusche sich selber gewöhnlich.
Denn wer der Freuden Flüchtigkeit,
Der Sorge Beharren empfunden,
Der habe für das Leben wohl
Die thörichte Liebe bewunden.
Man trete in den Zauberkreis
Nur einmal mit freudigem Hoffen,
Doch freilich hättest du — wer weiß! —
Vielleicht es einst besser getroffen!
Du schlugst den Blick verwirrt zur Erd',
Worauf du zum Gehen dich wandtest
Und mir mit raschen Schritten bald
Im strömenden Regen entschwandest.

Und heute war ein Regentag, —
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern, —
Der füllte mir die Seele ganz
Mit tiefem, mit herzwehem Trauern.
Da wurde aus der Stube ich
Auf wenige Worte gebeten,

Es stünde außen eine Frau
Die will nicht die Diele betreten.
Ich trat hinaus und sah ein Weib
In ärmlichen triefenden Fetzen,
Ich kenn' sie nicht, du nennest dich,
Ich starre dich an mit Entsetzen.
Wie glanzlos blickt das dunkle Aug',
Die Haare sie hangen in Flechten,
Du langst nach meinen Händen mit
Der hageren, zitternden Rechten.
Bist du es denn? Und hält zur Stund'
Kein quälender Traum mich gefangen?!
Dann kommst du, eine Bettlerin,
Zum ärmeren Manne gegangen.
Die Welt, die einst mir eigen war,
Versucht' ich zu halten vergebens,
Sie wuchs, indes die Arme mir
Erlahmten im Kampfe des Lebens.
Was vor mir lag, das sah so schal.
Ich wäre bankrott in dem Innern
Schon längst geworden, wenn ich nicht
Gezehret von meinem Erinnern.
Zu dem Vergangnen habe ich
Geflüchtet im trüg'rischen Wähnen,
Man könne mir nichts rauben vom
Vergangenen Träumen und Sehnen!
Da plötzlich seh' ich dich vor mir,
Vom Jammer das Auge gefeuchtet —
Das über meiner Jugendzeit
In sonniger Frische geleuchtet —
Und eingeschrumpft die kleine Hand,
Die einst mir die Narbe geschlagen,
Wie knöchern ist der Finger doch,
An dem du das Ringlein getragen!
Wie welk der Mund, des Zauberwort
Nach Jahren besprochen den Schaden

Und wieder mir das Herz begabt
Mit aller Erinnerung Gnaden!
Du stehst vor mir als Bettlerin
Und ahnest nicht, was in die Hände
Ich dir nun lege, wenn auch mit
Der kleinsten, der ärmlichsten Spende! — —
Wie ist die ganze Seele mir
Erfüllet mit herzwehem Trauern.
Verweil, verweile Regentag
Mit Gießen und Stürmen und Schauern!
Nur jetzt, ihr Wolken, laßt euch nicht
Vom tosenden Sturme zerreißen,
Nur jetzt von keinem Sonnenblick
Das Düster des Tages durchgleißen,
Daß nicht zum Hohne, nicht zum Spott
In goldenen Schimmer sich kleidet
Die ärmliche Gestalt, die dort
Gebrochen die Straße beschreitet.

Der Weise.

Ein Narr, der ward der Frag' nie wett,
Woher er denn das Leben hätt'?
Und was das Leben sei, des dacht'
Er manche kummervolle Nacht.
Da ging er einstens über Land,
Ein Tier war's erste, das ihm stand,
Er fragt das Tier: „Was ist denn Leben?"
„Ich kann dir keine Antwort geben,
Ich leb' das Leben, weiß es nicht."
Da geht zum Menschen er und spricht:
„O sage du mir, was ist Leben?"
„Ich kann dir keine Antwort geben,
Kein Staubgeborner weiß des Rat."
Der Narr, er rafft sich auf zur That.

Er greift zu einem Zauberbuch,
Mit wildem Dräu'n und wildem Fluch
Beschwört er einen Geist: „O, sage
Du Antwort mir auf meine Frage!"
Der Geist er haucht, der Geist er spricht —
Indes sein Nebelleib erbebt:
„Ich lebe selbst das Leben nicht,
Denn ich, ich werde nur gelebt!"
Da wendet wild der Narr das Blatt.
Ich bin jetzt der Geschöpfe satt,
Ich schrei' zu dir, du All, o, sage
Du Antwort mir auf meine Frage.
O, sage du mir, was ist Leben?
Du sollst, du mußt mir Antwort geben!"
Da kräuselt's wirre durchs Gemach,
Wie Wetterweh'n und Donnerkrach,
Wie Frühlingssäuseln, Blumenduft,
Wie Auferblüh'n und Moderduft,
Gestalten, scharf und klargründet,
Gestalten, sanft und leichtverwischet,
Doch hier, was sonst getrennt sich kündet,
Im Sonn- und Mondenlicht vermischet,
Und eine Stimme spricht ihm leise:
„Ihr lebt mein Leben, sag' ich dir
Und mehr nicht weiß ich, als wie ihr!"
Da schwieg der Narr und wurde weise,
Denn weise sind seit alten Tagen
All' jene, so nicht weiter fragen.

Die Spinnen und die Fliegen.

Eine Fabel.

(März 1878.)

In einem Schlößchen, das verlassen
Und darum halb verfallen stand,
Herbergten in den öden Räumen
Viel Dutzend Spinnen an der Wand.

Gesundheithalber aber mochte
Der letzte der Insassen hier,
Zerbrochne Scheiben nicht vertragen,
Und flickte alle mit Papier.

Er schnitt dadurch den vielen Spinnen
Der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
Von außen kam nicht eine Fliege,
Wie es bald innen keine gab.

Die netzewebende Gemeine
Die wußte nicht, wie ihr geschah,
Und war nach langem grimmen Fasten
Dem bittern Hungertode nah'.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
Die Selbsterhaltung zum Gesetz,
Er lud beim Schwächern sich zu Gaste
Und fraß ihn auf im eignen Netz.

Doch als zu höchst die Not gestiegen,
Da fügte sich, daß vor dem Schloß
Ein muntrer Knab' vorbeigezogen,
Den Langeweile just verdroß.

Er raffte Kiesel auf vom Wege,
Und nahm die Fenster sich zum Ziel,
Nur wenig heile Scheiben blieben
Nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lücken schwärmten Fliegen
In Hülle und in Fülle ein,
Die Spinnen sagten: „Gottes Güte
Regierte sichtbarlich den Stein!"

Sie falteten die Vorderbeine
Und dankten ihm, der alle nährt,
Und haben dann mit frommen Sinnen
Die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hinwieder —
Der rings bestrickt vom Tod sich fand —
Die Scheiben habe ausgebrochen
Der Satan mit selbsteigner Hand.

Entging den grimmen Stricken eine,
Durch Gottes Huld hielt sie sich frei,
Und ward sie dennoch aufgefressen,
So meint sie, daß es Prüfung sei.

Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
Die an Vernunft nicht überreich,
Doch sind wir klugen Menschen ihnen,
Gottlob, in keinem Punkte gleich.

Der Frömmste in seiner Art.

(August 1878.)

Das war der Frömmste in seiner Art —
Ich weiß nicht, wie er hieß, —
Den hat der Teufel zur Höll' genarrt.
Da wär' das Paradies.

Er schund und zwackte die Seele ihm
Und quält' ihn windelweich,
Und frug mit höllischem Spott und Grimm:
„Ist's hübsch im Himmelreich?"

Bescheiden flüstert der Frommen Zier:
„Je nun, das Ding hat Welt,
Doch frei gestanden, ich habe mir
Das netter vorgestellt.

Ich klopf' bei jeglichem Zwick und Zwack
Demütig an die Brust,
Und denk', es fehlt mir noch der Geschmack
An solcher Himmelslust.

Mir macht auch, trotz all des argen Scheins,
Nicht Grübelei Verdruß,
Da alles, besser wie unsereins,
Der Herrgott wissen muß!" —

Nun hat die Heiligen allesamt
Die Kunde tief erschreckt,
Daß eine Seel', die gar nicht verdammt,
Im Höllenpfuhle steckt.

Sie drängen vor und sie bitten für:
„Erlös ihn aus der Pein,
Und laß zur goldenen Himmelsthür
Die arme Seele ein!"

„Ja," spricht der Herre, „wie ist mir nur?
Wie komm' ich da zum Schluß?
Hat meiner prangenden Erde Flur
Betreten nie sein Fuß?

Ist er wie blind denn vorbeigerannt —
Gelockt nicht, noch erfreut, —
An all der Pracht, die mit reicher Hand
Ich dort umhergestreut?

Und wenn ihm da noch der Unterscheid
Von Lust und Qual gebricht,
Je nun, da thut er mir selber leid,
Doch helfen kann ich nicht.

So mag er denn leiden ohne Grund,
Bis es ihn selbst verdrießt.
Einstweilen laßt mir den Esel unt',
Bis daß er klüger ist!"

Gelegenheitsgedichte.

Prolog

zur Studentenvorstellung zum Besten des Wiener Schillerdenkmals.

(1872.)

Der Jugend steht die Zagheit schön! Sie mag
Erfahrnen Sinn durch kluges Schweigen ehren,
Die Kräfte, in ihr schlummernd, Tag für Tag
Erproben und im Born des Wissens klären
Und so geruhig warten ihrer Zeit
Und bis dahin sich reinen Sinn bewahren,
Die Zagheit steht der Jugend schön und feit
Vor raschem Thun und müßigem Beharren!
Doch müßte Jugend nimmer Jugend sein,
Nicht mehr auf ihren Wangen Rosen blühen,
Nicht mehr in ihrem Busen — klar und rein
Die Himmelslohe der Begeist'rung glühen,
Der Glaub' an alle Zukunft würde Lüge,
Die Hoffnung bessrer Zeit zu Grab gelegt,
Wenn nicht Ein Name zündend in sie schlüge,
Wenn Schillers Name nimmer sie bewegt'.
Als Schiller früh von dieses Lebens Bühne
Inmitten regen Schaffens mußte fliehen,
Da haben reuig diesem Weh zur Sühne
Die Götter ew'ge Jugend ihm verliehen,

Und keiner mag des Zaubers sich erwehren,
Der milde ihn, nach Götterschluß, umgibt.
Man mag die andern hohen Geister ehren —
Der ewig junge Schiller wird geliebt!
In hohen edlen Rhythmen ausgesprochen
Ergreift uns sein harmonisches Gestalten
Und dieser holde Bann wird nicht gebrochen
Von weißem Haar und tiefgefurchten Falten.
Gar rasch ist manches Wort ans Herz gedrungen
Und warm durchrieselt es das müde Blut
Und freundlich winkt aus den Erinnerungen
Noch einmal Jugendlust und Lebensmut.
Der Jugend pocht das Herz mit raschern Schlägen
Und seinem Urteil folgt sie unbedingt
Und bringt dem Meister volle Lieb' entgegen,
Der ihre Glut und ihre Weihe singt.
Es kann sie nimmer in dem Winkel leiden,
Nicht seitab kann sie seine Ehren schauen;
Sie muß heran, sie muß zum Werke schreiten,
An des geliebten Meisters Denkmal bauen.
Wir fanden sonst auf unsrer Wege Spur
Auf Brücken und in Nischen auf den Straßen
Die düstern Bilder derer, welche nur
Dem Himmel lebten und der Erd' vergaßen!
Sie wissen nimmermehr uns fürzubitten,
Sie wissen uns kein Beispiel mehr zu geben.
Sie wissen es ja nicht, was wir gelitten,
Sie wissen es ja nicht, was wir erstreben.
Es hat der Mensch sich eitlen Sinns entschlagen,
Im eignen Herzen sucht er Frieb' und Glück,
Und legt mit stillem heiligen Entsagen
Sein Hoffen in des Herren Hand zurück,
Nicht sucht die Jugend Himmel zu gewinnen,
Sie sucht kein Eden mehr, das sie verlor,
Es ringt zu reinerm sittlichern Beginnen
Die Menschheit sich aus eigner Kraft empor.

Das wird der Herr der Welten nicht vergessen,
In seinen Händen wuchert wohl das Pfand,
Auf Erden aber hat der Mensch indessen
Zu regem Schaffen seine freie Hand.
So wollen wir der Erd' Verächter strafen,
Und mögen blinkend Erz und rauher Stein
Aus ihrem tiefen Schoß die besten Waffen
Um ihre Sache zu verfechten sein!
Es mögen rings die Bilder derer schwinden,
Die diese Welt gezieh'n der Nichtigkeit,
Da in des Herzens innerstem Empfinden
Die Wahrheit lebte jetzt und alle Zeit.
Wir wollen unsern Helden Raum gewinnen
Und wo Asketen stehen an den Wegen,
Da trete auch ein Geisterkämpe ihnen
In Erz und Stein gewappnet stets entgegen.
Wir wollen auf die Ehrensäulen heben
Diejenen nur, in deren mächt'ge Hand
Allzeit der Menschheit Würde war gegeben
Und welche treu bewahret dieses Pfand.
Damit ihr Recht auch endlich jenen werde,
Die unsers Geistes, unsers Blutes Zeugen,
Die uns den Himmel wollten zu der Erde
Mit treuem starken Arm herniederbeugen!
Damit dir, Hoher, auch dein Recht geschehe,
An dessen Denkmal wir die Hand nun legen,
Und möge deines Bildes reine Nähe
Zu treuem Hort uns werden und zum Segen,
Vermahnend uns und kommende Geschlechte,
Ans Edle stets zu halten ohne Bangen,
Und treu in Kampf zu gehn für jene Rechte,
Die oben unzerbrechlich wie die Sterne hangen!
Das mahne dein Gedächtnis, großer Meister,
Auch uns durchglüh', was dir im Busen brennt;
Das walte du, du edelster der Geister,
Den diese Welt als Friedrich Schiller kennt!

Nach fünfundzwanzig Jahren.

(1848—1873.)

Als sollte jeder Atem Friede trinken,
So ernst und schweigend ruht es in den Lüften;
Es scheint der Mond, die Gräberkreuze blinken,
Des Heilands Bildnis strahlt ob allen Grüften.
Da regt es an der Kirchhofmauer sich,
Da klettert es hinan und gleitet nieder,
Da steht ein Männlein alt und kümmerlich
Und stützt aufs nächste Kreuz die müden Glieder.
Aufatmend blickt er über 'n weiten Plan,
Dann fährt er seufzend mit der Hand zum Herzen . . .
Dort winkt der Obelisk*), und golden dran
Erglänzen sie, die Tage jenes Märzen,
Dem wir ein treu' Gedächtnis noch bewahren,
Der uns in heiliger Erinn'rung steht,
Und der uns einst vor fünfundzwanzig Jahren
Wie süßer Völkerfrühling angeweht!
An diesem Grabe knieet nun der Greis,
Das Gitter streicheln zitternd seine Hände,
Und unter sich, zur Erde spricht er leis,
Als ob sein Wort Gehör bei Toten fände:
„Ich hab' um euch, der Freiheit Saat, getrauert,
Ich war dabei, als man zur Gruft euch senkte, —
Nicht lange hat die Herrlichkeit gedauert,
Ich war dabei, als man erschoß und hängte.
Ich komme jetzt zu euch, geliebte Tote,
In stiller Nacht, im Mondenlicht, alleine,
Es kommen wohl mit nächstem Morgenrote
Mit Kränzen und mit Fahnen die Vereine,
Ihr werdet Sang und viele Reden hören,
Manch gutes und manch unbedeutend Wort;

*) Als Denkstein für die Wiener März-Gefallenen. A. d. H.

Ich wollte bitten, lasset euch nicht stören,
Und bleibt in eurer Ruh' und schlafet fort.
Und wenn sie euch mit schönen Worten sagen,
Wie endlich obgesieget doch das Licht
Und wie der Freiheit Bau in unsern Tagen
Das ganze Reich umschließt ... o glaubt es nicht!
Man wird von ‚Rechten' und ‚Freiheiten' reden —
Hier schließt die Mehrzahl stets die ‚Mehrheit' aus —
Wir hielten doch für alle und für jeden
Mit einem Recht und einer Freiheit Haus!
Sie fochten einen Kampf, der sie wohl ehrt,
So gut es ging, that jeder seine Pflicht,
Doch nennen sie den Preis des Kampfes wert,
Dann, stille Tote, glaubet ihnen nicht!
Sie stehn ja alle in des Lebens Bann,
Sie werden nicht die volle Wahrheit wagen,
Denn dieses Lebens ganze Wahrheit kann
Doch nur der Sterbende den Toten sagen!
Schon streicht des nahen Morgens kühle Luft
Durch Trauerweiden und durch schlanke Rüstern,
So beuge ich mich denn nach eurer Gruft,
Um es euch rasch und heimlich zuzuflüstern:
Selbst dieser dürft'gen Freiheit Ernte ist
Nicht unter Dach, es drohen rings Gewitter,
Das ist's, warum mein Arm sich krampfhaft schließt,
Zu rütteln hier an eures Grabes Gitter.
O laßt uns der Begeist'rung Lust erfahren,
Die selbstlos in dem Ganzen untergeht,
Wie sie uns einst vor fünfundzwanzig Jahren
Wie süßer Völkerfrühling angeweht!"

Prolog

zur Festvorstellung im Theater an der Wien am 28. Sept. 1874 zur Feier der Rückkehr der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition.

(Gesprochen von Marie Geistinger im Charakter der „Horlacherlies".)

Do schreiben s' Neuzeit von dö Nordpolfahrer,
Mit großen Buchstab'n hob' is selber g'sehn für g'wiß —
A — 's Lesʼnkinna is a Seg'n, a wahrer —
Bin zum Schulmaster glei, hab g'fragt: was denn dös is?
Der sagt: „No, Lis'l, hörst, bist ma a feini,
Vergißt's, dö Erd' is rund, und auf der oanen Höh'
Da is a Land, da mag der koana eini,
So liegt's für ewig' Zeiten unter Eis und Schnee —
Da han si kuraschierte Manner g'funden
Und Oesterreicher, unsre braven Landsleut' soan's,
Dö han die tausend G'fahren überwunden,
Dö kemman hoam und dö erzähl'n der Welt hirzt oans!
Von alle, dö dös Stückl unternomma —
Verhungert und verfror'n san da gar bräve Leut' —
Dö Oesterreicher soand am weitsten komma,
Wo no koan Mensch is g'wen seit unvordenkli Zeit. —
Man kann dös koan unnütze Neugier nenna,
Dös steckt zu tiafst im Menschenherz'n eb'n,
Er will die Welt aufs letzte Winkerl kenna,
Den Wohnsitz, den uns hat der Herrgott geb'n!
Da gibt's so Leut', dö möchten s' gern verflucha,
Wann oaner' nur auf was er selber siacht, vertraut,
I moan, 'n Herrgott g'freut's, wann ihm oan Suacher,
A so a rechta, findig in die Werkstatt schaut,
Und moan, wir anderne, koan bißl minder
San dö ihm wert, und er is ihna z' Will'n
So wia a Vater, der mit seine Kinder
Nach Feierabend thuat Verstecka spiel'n,

Dö kloana Sakra stürzen 's ganze Haus
Und endli geht nur a kloan Bröserl a,
Der Voda woaß si selber nimmer aus,
Und muaß hervor: no guckt's — da bin i ja!
Und wird er mänigsmal a müd und irrig,
Do sucht der Mensch, nur wohl, a Spiel is's net,
A Arbeit is's, wie andere hart und schwierig,
A Arbat moan i, frumm wie a Gebet!
No woaß i mi schon aus, dös kann i sagen,
Ich han Respekt vor meine Landsleut' 'kriegt;
Es braucht schon a Kuraschi, das zu wagen,
A richtig's G'schau, das do a woaß, was's siegt!
Und was hab'n s' alles ausstehn müssen,
Dö armen Hascher, da am Nordpol unt',
's Schiff g'friert ein, 's Eis wackelt unter 'n Füßen
Und 's Wetta, glaub' i, is dort a net g'sund.
Und Berg soll's geb'n von Eis, gar net zum messen,
Und wüste Viecher viel — no i wollt' wetten —
Wann oan a Eisbär traf, der möcht' koan fressen
Und d'Seehund lieg'n wohl a an koaner Ketten.
Dös B'sundere anschau'n is wohl a net z'wider,
Do wie si unsre Landsleut' g'freuen mög'n,
Nach a so langer Zeit, wann sö dann wieder
Da unsre Berg' und unsre Viecher seg'n.
Sö hab'n aufg'wiesen vor der Welt ihr'n Augen,
Wir hab'n no Leut' voll Rührigkeit und Kraft
Und kemman s' frisch und g'sund, selb' möcht' schon taugen,
Daß ma si lang no g'freut der Landsmannschaft,
Und sachet i's, i war net lang bedacht,
I gebet freundli ihner d'Hand,
Seid 's schön bedankt für d'Ehr', dö ös uns g'macht
Und grüß eng Gott im Vaterland!

Epilog zu Raimunds ‚Verschwender‘.

Gesprochen im Theater an der Wien am 50. Jahrestag der ersten Aufführung.

(März 1881.)

Vor fünfzig Jahren, als der Vorhang sank
Nach diesem Spiele reicher Phantasie,
Erbrauste durch das volle Haus der Dank,
Dem frohbewegt die Menge Ausdruck lieh;
Doch über jenes Saales Schwelle
Drang an der Nachwelt Ohr des Meisters Ruf,
Der so zu tiefst aus Volkesseele
Die reinsten, edelsten Gebilde schuf!
Geändert haben sich die Zeiten
Und die Gemüter wurden kalt und hart,
Doch kennen sie kein Widerstreiten
Gen Meister Raimunds anmutsvolle Art,
Es schlägt sie sein naives Schildern
Noch heut wie Jugendtraum in süßen Bann —
Und die Allegorie in Bildern
Sie mutet fast mit weicher Wehmut an;
In seinem künstlerischen Walten
Da wurden Alter, Jugend, Haß und Neid
Ihm zu leibhaftigen Gestalten,
Zum Eingriff in der Menschen Los bereit.
Er scheuchte weg von sich die Ahnung,
Die nun des Menschen Seele bang bewegt
Mit jener furchtbar ernsten Mahnung:
Daß jeder selbst sein Los im Innern trägt,
Daß nichts heran von außen dränge,
Daß ihn von außen hielte keine Macht,
Wenn er nicht harten Griffs bezwänge
Den Dämon, der ihm in der Brust erwacht!
Das liegt des Meisters frohem Kerne
Als Künstler wie als Menschen fremd und weit,

Er führt das Feeenreich, das ferne,
Verklärend ein in die Alltäglichkeit
Und gibt so volle, heitre Lichter
Und setzt so frische, satte Farben hin,
Daß man auch heute lauscht dem Dichter
Noch mit der Ahnen gläubig regem Sinn.
Er selbst ein Flottwell, dem zum Lohne
Auch einer Cheristane Lieb entsprach,
Volksmuse, die aus ihrer Krone
Für ihn die reichsten, schönsten Perlen brach;
Verschwendet wohl, doch nicht verzettelt
Hat er vom Schatz, der ihm verliehen ward,
Und auch nur bei sich selbst gebettelt,
Wie es der reichsten Geister Eigenart.
Die Muse konnte auch den Meister
Zum Scheidegruß verweisen auf das Dort:
Auf den Verbleib im Reich der Geister;
Sie hielt getreulich ihrem Liebling Wort!
Den Besten zählt er bei im Bunde
Und nicht vergänglich nur erwarb er Huld,
Zahlt doch mit dieses Festes Stunde
Die Vaterstadt hier eine Ehrenschuld!
Und über dieses Saales Schwelle
Trägt jeder weiter nun des Meisters Ruf,
Der so zu tiefst aus Volkesseele
Die reinsten, edelsten Gebilde schuf!

Festlied

zur 25. Gründungsfeier des Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Vereins „Concordia".

(10. Oktober 1884.)

Es sind nun fünfundzwanzig Jahr'
Im Zeitenstrom verflossen,
Als ernster Männer kleine Schar
Den festen Bund geschlossen,
Den Bund, wo treu sich gegenseit'
Die Kameraden stützen
Und in des Lebens schwerem Streit
Den einzelnen beschützen,
Daß er nicht Fremden schulde Dank
Und stets die Feder, unsre Wehr,
Erhalte fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Und auf dem kleinen Grunde sah
Man rüstig bau'n bis heute,
Nun stehet die „Concordia",
Ein stattliches Gebäude!
In dessen Mauern tritt der Mann
Zu Trutz der Not entgegen,
Der ihrer Macht auf offnem Plan
Wohl hilflos wär' erlegen;
Nun mag er ohne Furcht und Bang
Uns stets die Feder, unsre Wehr,
Erhalten fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Und wenn wir so in froher Rund
Uns fühlen all für einen,
So soll uns den erstarkten Bund
Auch fürder nichts verkleinen!

Wir wollen auch in schwerster Zeit,
Umdrohet von Gefahren,
Getreu die Unabhängigkeit,
Die er uns schuf, bewahren,
Für Ueberzeugung frei und frank
Die Feder führen, unsre Wehr,
Auf daß sie fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Am 50. Jahrestag der Beerdigung Ferdinand Raimunds.

(Gesprochen von Ludwig Anzengruber am Grabe Raimunds in Gutenstein am 8. September 1886.)

Als man vor fünfzig Jahren ihn zur Erd' gebettet,
Ihn, dessen sinn'ger Ernst und heiterer Humor
Oft unsrer Väter sorgenvolle Stirn geglättet,
Da wußt' die Welt noch nicht, was sie an ihm verlor;
Sie wußt' es nicht in jenen leichtbewegten Tagen —
Und mochte sein Verlust sie schmerzen noch so tief —
Daß sie in ihm den Meister hat zu Grab getragen
Der Poesie, die still im Volkesherzen schlief;
Die wußte er, wie nach ihm keiner, zu erwecken,
Er hüllte Freud' und Leid in märchenhafte Pracht,
Es war wie froher, farbenreicher Träume Necken,
Aus denen reinern Herzens man dann aufgewacht!
Wir aber stehen hier an seines Grabes Scholle
Ein anderes Geschlecht, als wie sein Tag geschaut,
Es ist in harter Zeit uns eine ernstre Rolle,
Ein mächtig' Ringen um die Zukunft anvertraut.
Es lieget unserm Sinn das Feenreich verschlossen,
Des Märchenzauber unsre Eltern einst entzückt,
Ob wir durch eigne Schuld uns nun daraus verstoßen,
Ob rauhe Wirklichkeit demselben uns entrückt!

Doch können vollbewußt wir ihn jetzt höher werten
Den Meister, der die edelsten Gebilde schuf,
Als jene, die mit ihm gewandelt auf der Erden
Und deren Urteil oft verwirrte sein Beruf.
Was er mit liebevollem, künstlerischem Walten
In kühnen, sichern Strichen hatte konterfeit,
Die kernigen, die rührend treuen Volksgestalten,
Die finden lebend wir noch unter uns zur Zeit;
So öffnet sich trostreicher Ausblick in die Ferne:
Daß zäh' das Volk der Zeiten Wechsel halte stand,
Und daß sich stets in seines Wesens tiefstem Kerne
Verständnis für das Schöne und das Edle fand!
Daß jener Bilder Treue lebend sich erneuet,
Bezeugt die Meisterschaft der Feder, die sie schrieb,
Und daß er reicher Hand des Edlen Saat gestreuet,
Das zeugt für seines armen Herzens Menschenlieb',
Obgleich ein herb' Geschick ihn dorn'ge Pfade lenkte.
Und uns, entrücket seiner Tage Neid und Gunst,
Gilt er, den man vor fünfzig Jahren hier versenkte,
Als edler Mensch und echter Meister seiner Kunst!
Und wenn wir heute, ihn zu ehren, kommen,
So wissen wir, es rührt ihn Schmähung nicht noch Dank,
Seit er in das Urewige mit frommen
Und stillergebnem Sinn zurückesank.
So treuer müssen wir die heil'ge Pflicht bewähren:
Sein Angedenken zu erhalten reg' und wach;
Ein Volk, das seiner Toten wohlverdiente Ehren
Verkümmern läßt, das lebt sich selber bald zur Schmach!
Wenn wir mit duft'gen Kränzen nun und Zweigen
Die Gruft dir schmücken — heilig sei uns deren Ruh'! —
So wollen wir nur deiner wert uns zeigen,
Du edler Mensch und liebenswerter Meister, du!

Karl Elmar.

(1888.)

So haben einen jener Alten,
Wir wieder jüngst zu Grab' getragen,
Die sich aus ihrer Jugend Tagen
Die Glut der Poesie erhalten
Und deren Herz trotz Undanks Walten
Für Volk und Heimat treu geschlagen!

Als einstens er auf unsern Bühnen
Das Zepter sichrer Hand geschwungen
Und frisch gestritten und gerungen,
Mit Ernst und heiterem Erkühnen
Der harten Zeiten Druck zu sühnen,
War weit sein Ruf ins Volk gedrungen.

Und als die Muse ausgewiesen,
Die an des Volkes Herzen rührte,
Da trug im Bündel, das sie schnürte,
Sie Schätze weg und unter diesen
Manch Kleinod, das die Väter priesen
Und Elmars Meisterzeichen führte.

Doch wies er Kleinmut von der Schwelle
Und wußt' sich frohen Sinn zu wahren,
Goldblättchen schlug er aus den Barren,
Und Geist und Aug' behielt er helle
Und predigte an dieser Stelle
Urwüchs'ge Weisheit seit viel Jahren*).

Nun ruhet er in kühler Erde,
Gelichtet hat die Reih'n sein Streben
Und zwingt uns, neue Kraft zu werben;

*) Anzengrubers Nachruf erschien zuerst am 11. August 1888 im Wiener „Figaro", dessen politische Zeitgedichte lange Jahre hindurch von Elmar herrührten. A. d. H.

Doch wer, du treuer Kampfgefährte,
Auch deines Amtes walten werde,
Er sei es wert, dich zu beerben!

Es wird manch Auge feucht sich senken
Um dich, der durch ein langes Leben
Verschwenderisch sich ausgegeben,
An Herz und Geist uns zu beschenken;
Und stets wird um dein Angedenken
Ein freundliches Erinnern schweben!

An eine junge Autographensammlerin.

(1884.)

Vorbei ist mir die Maienzeit,
Das Haar beginnt zu ergrauen,
Ihr gönnt mir nimmer Lust noch Leid,
Ihr holden Mädchen und Frauen,
Nun thut schon meinem Herzen wohl,
Wenn eine schmeichelnd es stammelt,
Daß ich paar Zeilen schreiben soll,
Da Autographe sie sammelt.

Mir ist's, als ob ein Epitaph
Ich schriebe auf meine Jugend:
„Hier ruhet sanft ein Herz, das brav
Versammelt wurde zur Tugend."
Ich fühl' mich so beengt dabei,
Wie 'n Fisch im hölzernen Zuber. —
Ich schließe

Wien am zweiten Mai

Ergebenst

L. Anzengruber.

Sprüche und Stachelreime.

Der Kapitalisten Notschrei.

Die Zeit ist reich, wie man's so nennt,
Wir armen Kapitalisten,
Wir geben Geld zu ein Prozent,
Um nur das Leben zu fristen.
Der Reiche wird zum armen Mann,
Die Revenue ist zum Darben,
Ein Elend, das sich kleiden kann
Nur noch in glänzende Farben,
So daß der Bettler sie durchguckt,
Wenn auch der Firnis noch blanke; —
Und wie das Haupt der Hydra zuckt
Empor der grause Gedanke:
Vor dieses Unheils mächt'gem Prall
Da bricht zusammen zu Staube
Der Menschheit letztes Ideal,
Ans Geld der heilige Glaube!

Mahnruf an die Reaktionären.

Der Zeiten Zeiger stehet niemals still,
Der trügt sich selbst, der ihn zurücke wendet,
Und jene, die ein Gott verderben will,
Die hat er alle Zeit vorerst verblendet!

Deutscher Sinn.

Daß stets vorauf der Zeiten Sturm und Drang
Erweckend und ermahnend ging der Sang,
Auf den das Wort dann folgte und die That,
Das weiß, wer deutschen Sinnes Kenntnis hat.

Korrespondenz mit den Sternbewohnern.

Wie möget ihr um den Verkehr euch plagen
Mit den Bewohnern andrer Welten?
Sie hätten uns wahrscheinlich nichts zu sagen,
Als was wir ihnen könnten melden;
Gesetzt — jedoch durchaus nicht zugegeben —
Sie stellten sich mit wahrhaft Neuem ein,
Dies „Ueber Erden Hohe" würde eben
Uns leider gänzlich unverständlich sein.

Mangelnde Einsicht.

Die Volksgunst, wie die Liebe muß
Mit Logik man verschonen,
Die Nationen sind wie Frau'n
Und Frau'n wie Nationen;
Es machen beste Fürsten sie
Und bravste Ehemänner
Nicht glücklich, das besagen längst
Geschichts- und Herzenskenner.
Und wenn das Glück zu Haufen läg',
Ihr Mißmut blieb bestehen,
Denn sie vermögen's eben nicht,
Ihr Glück auch einzusehen.

Sprichwort-Thorheit.

Von Völkern spricht man oft genug,
Wie in dem Sprichwort von dem Krug
Und könnte der wie jene sagen:
„Ich gehe nicht, ich werd' getragen."

Herr Wirt.

(April 1882.)

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es schmerzt mich heute morgens schier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muß die edle Gottesgab'
Verschändet und verhunzt sein?
Mein' Seel', was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunstwein!

Ei, heb die Hand beteuernd nicht,
Daß dieser Soff Natur ist,
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Daß leicht wie Spreu dein Schwur ist.
Ueb lieber Treu' und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit sich sachte noch beizeit
Ein Christmensch davor rette.

Du hättest nur wie vor und eh'
'was Kellerei betrieben
Und dir sei anorganische
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es ist doch ganz umsunst,
Hier Lügen zu erstinken,
's ist Kunstwein, denn's ist eine Kunst,
Von diesem Wein zu trinken.

Modernes Frühlingslied.

(April 1882.)

O, wundermilder Frühlingshauch,
O, wohlig Sonnenglüh'n!
Mit Blüten schmückt sich Baum und Strauch,
Die Lande werden grün!

Es faßt die Seele froher Drang,
Ich muß sie sehn die Welt,
Voll Blütenduft und Vogelsang,
Vom heitern Blau erhellt!

Leb wohl, du trautes Weibchen mein,
Gib Urlaub kurze Frist,
Ich werd' des Wegs gedenken dein,
Wo mir's am wohlsten ist!

Da hör' ich ihrer Stimme Schmelz
Mit sorglich sanfter Bitt':
„Du nimmst doch deinen Reisepelz
Und auch den Fußsack mit?"

Die Herzenskündiger.

Oft singt ein hohes Lied vom Weine,
Das selbst der Kenner Ohr bestrickt,
Ein Mann, dem nie gewankt die Beine
Und den nur dünnes Bier erquickt.

Und oft, die engste dieser Welten
Zertrümmernd, freie Liebe singt
Ein Mann, dem nachts der Gattin Schelten
Sein Jüngstes in die Arme zwingt.

Und wer im Frührot erst die Kammer
Betritt, in treuer Freund' Geleit,
Der singt sonach in seinem Jammer
Den Hymnus der Enthaltsamkeit.

Und mancher bis an die Gestirne
Der Frauen Reinheit preisend hebt,
Der in den Armen einer Dirne
Soeben wild die Nacht durchlebt.

Moral lobpreist der satte Sünder,
Der Darbende besingt Genuß;
Es sind von je des Herzens Künder:
Das Sehnen und der Ueberdruß!

Dauer der Liebe.

Er: Du hast geliebt! O, leugne nicht!
Ganz sicher bin ich dessen.
Sie: Ich hätt' geliebt? Besinn' mich nicht,
Und wenn, ich hab's vergessen.
Er: So hältst du Treu', so hältst du Lieb'?
Vergißt, wer dachte deiner?
Sie: Mein Freund! Er ging, doch wenn er blieb,
Gedächt' ich heut noch seiner.
Er: Wenn du so schnell Vergessen treibst,
Wer wird mit dir es wagen?
Sie: Je nun, mein Freund, solang du bleibst,
Hast du nicht Grund zu klagen.
Es schärft die Zeit der Lieb' Gewalt,
Man schätzt sich stets genauer,
Und wird mit uns erst einer alt,
So kriegt die Liebe Dauer.

Frühlings-Kontroverse.

(April 1886.)

Der Alte spricht:

Ihr werten Kollegen, ihr lasset's nicht sein,
Trotz aller satirischen Hiebe,
Alljährlich zu singen den Lenz und den Wein
Und drittlings die wonnige Liebe;
Es kleidet dies Streben zwar höchst ideal
'nen jeden, der darin verrannt ist,
Da Frühling und Liebe und Wein uns zumal
In Wirklichkeit wenig bekannt ist.
Der Frühling ist Winters arglistiger Trug,
Im Wein steckt nicht Wahrheit noch Rebe,
Das Weibergeschlecht ist auch heuttags zu klug,
Daß Herz gegen Herze es gebe!

Die Jungen sprechen:

Verehrter Kollege, Ihr selber nur schwärmt;
Ihr schmähet den Lenz, weil Ihr kalt seid,
Den goldenen Wein, der Euch nimmer erwärmt,
Die Frauen, für die Ihr zu alt seid!
Wir beugen ergebenst uns mit Reverenz
Vor solcher erhabener Tugend,
Doch singen die Liebe, den Wein und den Lenz
Wir fürder der fröhlichen Jugend.
Ei, lasset's in rüstigern Tagen doch auch,
Zu müh'n Euch um Nachwuchs an Jungen;
Wenn er einmal abstirbt der löbliche Brauch,
So haben wir bald ausgesungen!

Der Alte:

Ei, merktet ihr denn nicht am zwinkernden Aug',
Daß ich euch nur schraubte, ihr Herren,

Und anderes besser zu predigen taug'
Als wie der Enthaltsamkeit Lehren?!
Wenn ringsum die Lande im sonnigen Schein,
Dann lasset in fächelnder Lauben
Mich sitzen, den funkelnden Römer voll Wein, —
Doch sei es ein Trank auch aus Trauben! —
Und schafft mir ein Mädchen an Seite, das lacht
Zum Kusse von bärtigem Munde,
Und wenn mich das alles nicht jung wieder macht,
Mögt ihr mich begraben zur Stunde!

„Lichter".

I.

Jedem, der sich zu den Malern zählt,
Dem birgt der Farbenkasten eine Welt,
Eine große, eine kleine,
Aber immerdar die — seine!

II.

Wer uns enthebt, erst nachzufragen,
Des Kunst uns alles weiß zu sagen.
Und uns den Katalog erspart,
Der schafft ein Bild von guter Art!
Doch treffe den Apollos Strafe,
Der ganze Spalten lang erklärt,
So daß dem unwillkomm'nen Schlafe
Man nur mit Not und Mühe wehrt.

III.

Wer nackter Schönheit gibt die volle Ehre,
Sie hinzustellen weiß in aller Hehre,
Die sie geziert seit Weltenanbeginn,
Den klagt nicht an, wenn wider seinen Sinn

Manch Satyrhaupt mit breiten Nüstern
Sich auch nach solchem Bildnis lauschend reckt;
Der Tiermensch selbst, er wird nicht lüstern,
Wenn ihn ein Schauer höhern Schauns durchschreckt.
Doch mögt die Bilder ihr getrost verhängen,
Vor denen Männer weichen, Satyr'n drängen,
Denn solltet ihr dort keine Näht'rin sehn
In seifenschaumgeborner Schönheit stehn,
Dann droht euch schlimm're Augenweide;
Es wirft sich Lüsternheit in vollen Staat
Und bietet in zerknülltem Kleide
Den Ekel euch in Sammet und Brokat!

IV.

Gegossen wird nun und gehauen,
Was sich im „Brockhaus" finden will,
Es ist heuttags das Denkmalbauen
Ein sehr beliebt' Gesellschaftsspiel,
Just was man so ins Haus bedürfe,
's langt nicht für höhere Entwürfe;
Es scheint, man will nur eben
Das Kleingewerbe heben.

Erfahrenheit.

Zwei Arten Liebe bringen wenig Heil,
Die eine, die nur folgt dem heißen Triebe,
Die zweite, welche wägt den andern Teil
Und fragt: „Ist er es wert, daß ich ihn liebe?"
Dem Taumel, ob er kurz, ob lange währt,
Folgt das Erwachen und es flieht die Treue,
Und wer mit Grübeln sich das Herz beschwert,
Der mißtraut selbst dem Glück aus Furcht vor Reue.

„I konn mi net z' behaupta trau'n,
Daß 's eppa meine Augna soan,
Dö anderscht in die Welt h'neinschau'n,
Als wie sie's bei dö mehrern thoan.

„I woaß nit, wann ich 'en Schnitzer führ',
Is's d'Hand, dö alles da verricht't,
Is's was, was ich im Herz' verspür',
Is's was, was sich mei' Kopf ausdicht't?

„Woher mir's kimmt, bei meiner Seel',
Ich rat's nit, wurd' ich noch so olt,
Ob's oaner hernimmt, wo d'r wöll',
Nur haben, haben muß er's holt!"

'm Buab'n sei Gebitt.

O, himmlische Muatta, bitt für!
Schwar krank liegt mei' herzliabe Dirn',
Der Tod steht ganz nohat bei ihr;
O, laß mi mein Schotz nit valier'n!
O, sag's frei, da himmlische Herr,
Er hätt' ja doch Engel schon g'nua,
I waß von da Schul', a neun Chör',
Da braucht er doch koan mehr dazua.
Und i hätt' mei' Lebzeit a G'nüag'n,
Won er ma de Oane vagunnt,
Und nimmt er s', so müaßt' i' frei lüag'n,
Zu sog'n, wie er's guat mocha kunnt'.
Schau, wollt'st mer erretten mei' Dirn',
O, himmlische Frau, aus oll'n G'fahr'n,
That i a Wachskirzen spendier'n
Grod von meiner Dirn' ihrer Schwar'n *);

---

*) Schwar'n = Schwere.

Doch nit, wie s' am Tanzbod'n voron
Flaumfederleicht fliegt — war nöt schlecht —,
Beim Wachsler, do sog' ich ihr's schon,
Daß sie si wen'g schwar mocha möcht'.
Na, gelt, es is recht?!

Vertrauliche Zwiesprach.

(Dezember 1887.)

„Du mei' herzliab's Schotzerl,
No, sog mer nuar grod,
Ob dir noch koan ondra
In d'Aug'n g'stochen hot?"

„Dann loß a mei' Bua glei
Dich frogen vor oll'n,
Hot dir eppa nia noch
Koa' ondri nit g'foll'n?"

„Ei, schau, du mei' Dirndal
Und hätt's dös a thon,
Dir ziemt do koa Neugier,
I bin jo a Mon!"

„Und i bin a Dirndal
Frei ledig allweg'n,
Und liegt dir on mir, is
Om ondern nix g'leg'n!"

„Es is a im Grund doch
A dalkatas Frog'n,
Mer scheut sich vorm Lug'n und
Mog d' Wohrheit nit sog'n."

„No, sixtas, mei' Büabl,
Dös moan' i holt a,
Und liabt ma sich recht, g'schiacht's
Doch ollwal zu zwa!"

's alten Sepps Stoßseufzer.

(31. Mai 1881.)

Ei du liebes Menschenleben!
Kommt mer aus der Mutter Schoß,
Wird mer so geboren eben,
Wie dös Kailbel und dös Roß,
Is mer gleich a mehr verständig,
Macht ein' dös nur mehr elendig.

's Kailberl, als unschuldig's — Bengerl,
Weiß noch nix vom Oxenschlag'n
Und dös Füllerl träumt kein wengerl
Von dem schweren Ziegelwag'n;
All dös kimmt zu seine Zeiten
Und wann's da ist, muß mer's leiden.

Ei wohl, 's Vieh dös lebt wie blinder,
Kennt kein' Aengsten, denkt kein' B'schluß,
Doch uns arme Menschenkinder
Lehrt der Katechismus:
„Z'höchst da schleppt mer sich siebz'g Jahr' hin
Und zum Schluß da wird mer gar hin!"

Kaum noch nach dem Bröserl Dasein
B'sinnt sich so a arme Seel',
Soll s' auch schon auf Nein und Ja h'nein
Gleich in Himmel oder Höll'; —
Ach, dös allz'samm' könnt' mer z' schiech sein,
Möcht' schon lieber gleich a Viech sein!

Der Taubenkobel.

Wonn mer 'en Michelbauern frogt,
Wie er si mit sein' Wei vatrogt,
So thut er zun vasteh'n oam geb'n,
Daß s' all' zwoa wie dö Täuberln leb'n.

Do denkt a seiner G'vattersmon:
„Schaugts d'r den Taubenkobel on!
I siech fürs Leben gern so poor
Valiabti Keßtelflickerwor'!

Fahrst hin zu dö zwoa glücklig'n Leut'.
Es kost't koan Haus, machst eahna d'Freud'!"
Er setzt sich af dö Eiserbohn,
Mit derer kimmt mer schnell hindon.

Er trifft ins Ort, jed's Kind woaß Red',
Wo Michelbauers Hütten steht.
Doch wie er klopfen will an d'Thür,
Da macht 'n a Spektakel irr'.

Drein geht's wie in 'ra Reitschul' zua,
Es kirrt a Dirn, es fluacht a Bua,
A Wickelkind is a no z' hör'n,
Dös d'Seel si aus 'n Leib will plärr'n.

Den G'vattern aber neugiert's groß,
Er druckt dö Thür schnell aus 'm G'schloß,
Und is am erschten Blick scho g'wiß,
Daß er beim Michelbauern is.

Durch d'Stuben laft a Kinderpaarl,
Dös gleicht 'en Eltern af a Haarl,
Da kloane Bua oan Borschtwisch führt,
Dö Dirn' si mit oan Holzschuach wihrt.

Sö jag'n anander um dö Wieg'n
Und wonn sa si zun fassen krieg'n,
So setzt's ganz g'hörig Pläscher oh.
Der G'vatter schreit: „Wos treibt's denn do?"

Da stengen s' steif als wie dö Schrog'n
Und wissent onfongs nix zan sog'n,
Donn keift es Dirndel in da Still'n:
„No, Voda-Muada than mer spiel'n!"

Beim Schatz'.

Mein' Schatz dem los ich zua,
Wia er thut Zithern schlag'n,
Und mir verstehen sich
Ohne a Wörtel z' sag'n.

Z'erst kommt a Kirchenlied:
„Daß 'n Gerechten regn't,"
Um dö Zeit sein mir uns
Das erste Mal begegn't.

Und wann s' ihr Füßerl hebt
Und ihr hell' Aeugerl glanzt,
Dann hebt der Landler an,
Den mir zuerst hab'n tanzt.

Dann kommt: „No, bist mer treu?
Magst oder magst mich net?"
So kloane Strittigkeit
Und viel verliebte Red'.

Dann spielt s' noch weiter furt,
Da bin ich neamer z'Haus;
Was dös bedeuten thut,
Dös steht noch alles aus!

Bald weiß ich neamer und
Bald weiß ich, wie mir g'schiecht,
Bin so freudlebig, daß
Mich a koan Tod zernicht'.

Ich sitz' und ich sinnier',
Da klingt der letzte Ton,
No Dirndl, sag mir frei,
Was kriegst zum Lohn?

Bauersleut' im Künstlerhaus.

Es soan zwa alte Bauersleut'
In d'Weanstadt einikämma,
A Vetta thut s' voll Freundlikeit,
Wo's z' schaun gibt, mit hinnähma.

Der Schlankel oba der hat's a
Gar faustdick hinter 'n Uhren
Und hat sich amal mit dö zwa
Ins Künstlerhaus verluren.

Sö tappen da von Saal zu Saal,
Doch soan s' no kaum im zweiten,
So fangt dö Bäu'rin mit amal
Zun winken an und deuten.

„Ui jegerl, Monna, schaugt's af d'Seit!
Des nehmts an d'Seel'n sunst Schoden!
Do hängen g'molne Weiberleut',
Dö trog'n am Leib koan' Foden!

„I bin doch selber a a Wei'
Und woaß mi net zun fossen
Und woaß nit, wo mer da dabei
Söllt' seine Augen lossen!"

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C043564075